

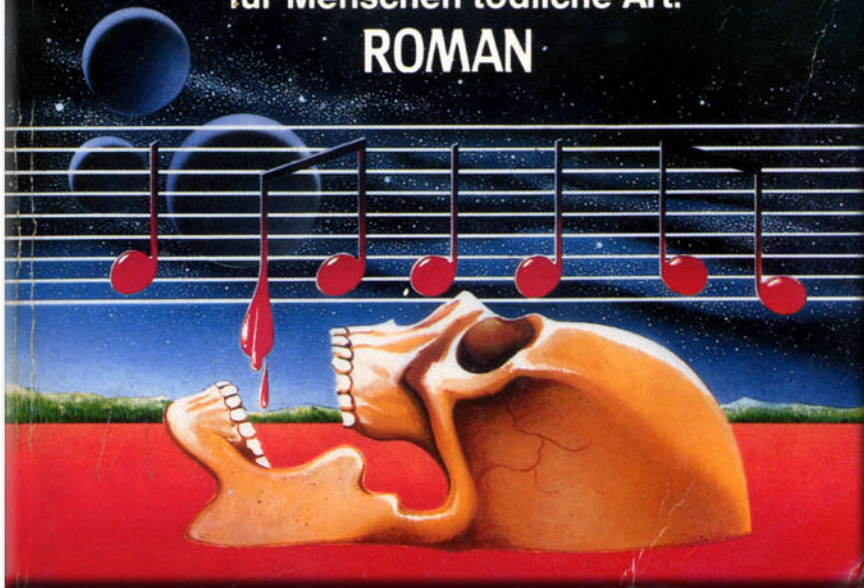
HEYNE  
BÜCHER

# GREG BEAR

# BLUT- MUSIK

Biochips, mikroskopisch  
kleine intelligente Organismen,  
könnten einst die Welt verändern –  
freilich auf eine  
für Menschen tödliche Art.

ROMAN



**GREG BEAR**

**BLUTMUSIK**

*Roman*

Deutsche Erstausgabe

*Science Fiction*

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY

Band 06/4480

Titel der amerikanischen Originalausgabe

Blood Music



2. Auflage

Redaktion: Wolfgang Jeschke

Copyright 1985 Greg Bear

Copyright 1988 für die deutsche Übersetzung

Wilhelm Heyne Verlag, München

Printed in Germany 1990

ISBN 3-4563-01014-0

Der Biochemiker Vergil Ulam ist ein Genie seines Fachs, aber er ist ebenso risikofreudig wie sorglos. Er arbeitet in einem gentechnischen Forschungsunternehmen auf dem Gebiet der Biologik. Sein Ziel: die Herstellung »intelligenter« Zellen durch DNS-Rekombination von menschlichem Genmaterial mit dem von Einzellern. Er tut dies auf eigene Faust und ohne Genehmigung der Firmenleitung.

Der Durchbruch gelingt ihm: es ergeben sich intelligente Lymphozyten. Als das Management von seinen gefährlichen Experimenten erfährt, die Unterlagen beschlagnahmt und ihn zwingt, die gezüchteten Kulturen zu vernichten, und ihn feuert, injiziert er sich eine von ihnen in die Blutbahn.

Ein paar Tage später ist er kein Mensch mehr, sondern eine überaus produktiv und fehlerfrei arbeitende biologische Struktur, die sich alles einverleibt, mit dem sie in Berührung kommt.

Die Evolution nimmt eine neue Wendung: optimal für das Leben – aber für die Menschheit das nackte Grauen.

*Für Astrid –  
Luxus, Notwendigkeit, Besessenheit  
Mit meiner Liebe*

# **INTERPHASE**

Jede Stunde werden ungezählte Trillionen winziger Lebewesen – Mikroben, Bakterien, die Landarbeiter der Natur – geboren und sterben. Sie zählen nicht viel, es sei denn, durch die Größe ihrer Zahl und die Akkumulation ihrer winzigen Leben. Sie kennen keine tiefere Wahrnehmung, noch leiden sie. Der Tod von hundert Trillionen würde nicht annähernd die gleiche Bedeutung gewinnen wie ein einziger menschlicher Tod.

Innerhalb der Größenordnungen aller Lebewesen, seien sie klein wie Mikroben oder groß wie Menschen, besteht eine proportionale Gleichmäßigkeit wie die der Zweige eines großen Baumes, die zusammengenommen der Masse der Äste gleichkommen, wie die Äste ihrerseits gemeinsam die Masse des Stammes aufwiegen.

Wir glauben dies so fest, wie die Könige von Frankreich an ihr Gottesgnadentum glaubten. Welche unserer Generationen wird dem nicht zustimmen?

# **ANAPHASE**

*Juni-September*

*La Jolla, Kalifornien*

Das rechteckige, schiefergraue Schild erhob sich auf einem niedrigen Hügel lindgrünen und büscheligen koreanischen Grases, umgeben von Schwertlilien und auf einer Seite flankiert von einem dunklen, zementierten Teich, auf dem Seerosen blühten. In die Straßenseite der Tafel war der Name GENETRON in roter Antiquaschrift graviert, und unter dem Namen stand das Motto: *Wo kleine Dinge große Veränderungen bewirken.*

Die Laboratorien und Büros der Genetron waren in einem u-förmigen kahlen Betongebäude im Bauhausstil untergebracht, dessen Flügel einen rechteckigen Gartenhof umgaben. Der Hauptkomplex hatte zwei Ebenen mit außenliegenden Korridoren. Jenseits des Hofes und hinter einem künstlichen Hügel, dessen neue Bepflanzung noch nicht vollständig war, stand ein vierstöckiges, würfelförmiges Bauwerk mit schwarzen Glasfassaden hinter einem elektrifizierten Stacheldrahtzaun.

Dies waren die zwei Seiten der Genetron: die offenen Laboratorien, wo die Biochip-Forschung betrieben wurde, und das Gebäude, wo im Auftrag des Verteidigungsministeriums militärische Anwendungen erforscht wurden.

Selbst für die offenen Laboratorien galten strenge Sicherheitsbestimmungen. Alle Beschäftigten trugen laserbedruckte Plaketten, und der Zutritt Nichtbeschäftigter zu den Laboratorien wurde sorgfältig überwacht. Die Firmenleitung der Genetron – fünf Absolventen der Stanford-Universität, die drei Jahre nach beendetem Studium die

Gesellschaft gegründet hatte – war sich darüber im klaren, daß Industriespionage bei weitem wahrscheinlicher war als ein geheimdienstlicher Einbruch in den schwarzen Würfel. Doch war die Atmosphäre nach außen hin gelockert und heiter, und man gab sich große Mühe, die Sicherheitsmaßnahmen unauffällig durchzuführen.

Ein lang aufgeschossener Mann mit gebeugten Schultern und widerspenstigem schwarzen Haar befreite sich aus dem Innern eines roten Volvo-Sportwagens und nieste zweimal, bevor er den Angestelltenparkplatz überquerte. Die Gräser begannen ihre frühsummerliche Blüte, und ihr Pollen bewirkte eine wahre Orgie von Schleimhautreizungen. Beiläufig grüßte er Walter, den nicht mehr jungen, aber drahtigen Wachmann. Walter überprüfte ebenso beiläufig seine Plakette, indem er sie durch das Laser-Ablesegerät laufen ließ. »Nicht viel Schlaf gehabt, Mr. Ulam?« sagte er.

Vergil schürzte die Lippen und schüttelte den Kopf. »Parties, Walter.« Seine Augen waren gerötet, die Nase vom ständigen Reiben mit dem Taschentuch, das nun feucht und ergebnislos in seiner Tasche ruhte, angeschwollen.

»Wieso arbeitende Menschen wie Sie mitten in der Woche zu Parties gehen können, verstehe ich nicht.«

»Die Damen verlangen es, Walter«, sagte Vergil im Weitergehen. Walter grinste und nickte, obwohl er seine Zweifel daran hatte, daß Vergil viel von Damen beansprucht wurde, sei es mit oder ohne Parties. Wenn seit Walters Tagen kein ernstlicher Verfall der gesellschaftlichen Normen stattgefunden hatte, konnte niemand mit einem wochenalten Stoppelbart auf große Erfolge hoffen.

Ulam war bei Genetron nicht die einnehmendste Gestalt. Seine Einsneunzig wurden von sehr großen Plattfüßen getragen. Er hatte fünfundzwanzig Pfund Übergewicht und litt mit zweiunddreißig Jahren unter Rückenschmerzen und zu

hohem Blutdruck. Es war ihm unmöglich, sich so sauber zu rasieren, daß kein Bartschatten sichtbar war.

Seine Stimme war nicht geeignet, Freunde zu gewinnen – rau, etwas schnarrend und zur Lautheit neigend.

Zwei Jahrzehnte in Kalifornien hatten seinen texanischen Akzent geglättet, doch wenn er sich aufregte oder zornig wurde, setzte sich das alte Idiom mit beinahe schmerzhafter Deutlichkeit durch.

Seine einzige Auszeichnung waren ein Paar von üppigen langen Wimpern verteidigte, wunderbar smaragdgrüne Augen, groß und ausdrucksvoll. Sie waren jedoch mehr dekorativ als funktional, denn sie blickten durch eine große Brille mit schwarzem Gestell. Vergil war kurzsichtig.

Zwei und drei Stufen auf einmal nehmend, erstieg er die Treppe. Im zweiten Stock ging er den offenen Korridor entlang zum gemeinsamen Geräteraum der Biochip-Abteilung, bekannt unter dem Namen Gemeinschaftslabor. Üblicherweise begann sein Arbeitstag mit der Überprüfung von Proben in einer der fünf Ultrazentrifugen. Seine letzte Partie rotierte seit sechzig Stunden mit mehr als dreitausend Umdrehungen pro Minute und war jetzt bereit für die Analyse.

Für einen Mann seiner Größe hatte Vergil überraschend feine und empfindsame Hände. Er hob einen kostspieligen schwarzen Titanrotor aus der Ultrazentrifuge und schloß die stählerne Vakuumverriegelung. Er legte den Rotor auf einen Arbeitstisch und entfernte nacheinander die fünf gedrunghenen Glasröhren, die in Schlingen unter der pilzähnlichen Kappe aufgehängt waren. In jeder Röhre hatten sich mehrere klar abgegrenzte weißliche bis beigefarbene Schichten gebildet.

Hinter dem dicken Brillenrand hoben sich die buschigen schwarzen Brauen und zogen sich zusammen. Er lächelte und zeigte Zähne, die vom Trinken fluorisierten Wassers seit seiner Kindheit bräunlich gefleckt waren.

Er war im Begriff, die Pufferlösung und die unerwünschten Schichten abzusaugen, als das Laborteleson piepte. Er stellte das Glas in einen Ständer und nahm den Hörer ab.  
»Gemeinschaftslabor, Ulam.«

»Vergil, Rita hier. Ich sah Sie hereinkommen, aber Sie waren nicht in Ihrem Labor...«

»Weil ich hier bin. Was gibt es, Rita?«

»Sie baten mich... ah... sagten mir, ich solle Ihnen Bescheid geben, wenn ein gewisser Herr kommt. Ich glaube, er ist hier.«

»Michael Bernard?« fragte Vergil mit erhobener Stimme.

»Ich glaube, er ist es. Aber...«

»Ich komme sofort.«

»Vergil...«

Er legte auf und stand noch einen kurzen Moment unschlüssig über den Gläsern, dann ließ er sie, wo sie waren.

Genetrans Foyer war ein kreisförmiger Auswuchs im Erdgeschoß der Ostecke, umgeben von Panoramafenstern und großzügig ausgestattet mit Zimmerpflanzen in verchromten Übertöpfen. Die Morgensonne schien weiß und blendend herein und brachte den himmelblauen Teppichboden zum Leuchten, als Vergil von der Laborseite hereinkam. Rita stand hinter ihrem Schreibtisch auf, als er vorbeiging.

»Vergil...«

»Danke«, sagte er. Sein Blick war unverwandt auf den distinguiert aussehenden grauhaarigen Mann gerichtet, der bei dem einzigen Sofa stand. Es gab keinen Zweifel, der Mann war Michael Bernard. Vergil erkannte ihn von Abbildungen und dem Titelfoto, das die Zeitschrift *Time* von ihm gebracht hatte. Vergil streckte die Hand aus und setzte ein breites Lächeln auf.  
»Sehr erfreut, Sie kennenzulernen, Mr. Bernard.«

Bernard schüttelte ihm die Hand, schien aber verwirrt.

Gerald T. Harrison stand in der breiten Doppeltür des eleganten Vorzeigebüros der Genetron, einen Telefonhörer

zwischen Ohr und Schulter geklemmt. Bernard blickte hilfesuchend zu Harrison.

»Ich bin sehr froh, daß Sie meine Nachricht erhalten haben«, fuhr Vergil fort, bevor er auf Harrisons Anwesenheit aufmerksam wurde.

Harrison beendete sofort sein Gespräch und warf den Hörer auf die Gabel. »Rang hat seine Vorrechte, Vergil«, sagte er mit einem heuchlerischen Lächeln und nahm neben Bernard Aufstellung.

»Entschuldigen Sie, was für eine Nachricht?« fragte Bernard.

»Dies ist Vergil Ulam, einer unserer besten Forscher«, sagte Harrison. »Wir alle sind sehr erfreut über Ihren Besuch, Mr. Bernard. Vergil, ich werde später auf diese Angelegenheit zurückkommen, die Sie besprechen wollten.«

Er hatte Harrison nicht um eine Besprechung gebeten. »Gewiß«, sagte Vergil. In ihm nagte das alte und nur zu vertraute Gefühl, übergangen und beiseite gestoßen zu werden.

Bernard hatte keine Ahnung, wer er war.

»Später, Vergil«, sagte Harrison mit Betonung.

»Gewiß, selbstverständlich.« Er wich zurück, blickte bittend zu Bernard, dann machte er kehrt und ging schwerfällig durch die rückwärtige Tür hinaus.

»Wer war das?« fragte Bernard.

»Ein sehr ehrgeiziger Bursche«, antwortete Harrison, dessen Miene sich verdüstert hatte. »Aber wir haben ihn unter Kontrolle.«

Harrison hatte sein Arbeitsbüro am Westende des Laboratoriumsgebäudes im Erdgeschoß. Der Raum war umgeben von Bücherregalen. Das in Augenhöhe befindliche Regal hinter dem Schreibtisch enthielt Loseblattsammlungen in schwarzen Plastikmappen. Darunter war eine Reihe von

Telefonbüchern – Harrison sammelte alte Telefonbücher –, und mehrere Regale waren vollgestopft mit Bänden über elektronische Datenverarbeitung. Auf der schwarzen Schreibtischplatte lag eine Schreibunterlage mit Lederrand mit einer Schreibgarnitur. Daneben stand ein Datenanschluß.

Von den Gründern der Genetron waren nur Harrison und William Yng lange genug geblieben, daß sie die Aufnahme des Laborbetriebs miterlebt hatten. Beide waren mehr zum Kaufmännischen als zur Forschung orientiert, obwohl ihre Promotionsurkunden eingerahmt an der holzgetäfelten Wand hingen.

Harrison lehnte sich im Sessel zurück, die Arme oben und die Hände im Nacken verschränkt. Vergil bemerkte eine Andeutung von Schweißflecken in den Achselhöhlen.

»Vergil, das war sehr peinlich«, sagte er. Sein weißblondes Haar war kunstvoll angeordnet, um den vorzeitig gelichteten Scheitel zu bedecken.

»Er tut mir leid«, sagte Vergil.

»Mir auch. Sie baten also Dr. Bernard, unsere Labors zu besuchen.«

»Ja.«

»Warum?«

»Ich dachte, er würde sich für die Arbeit interessieren.«

»Das dachten wir auch. Deshalb luden *wir* ihn ein. Ich glaube nicht, daß er von Ihrer Einladung überhaupt wußte, Vergil.«

»Anscheinend nicht.«

»Sie handelten hinter unserem Rücken.«

Vergil stand vor dem Schreibtisch und schaute trübe auf die Rückseite des Bildschirmgerätes.

»Sie haben viel nützliche Arbeit für uns getan. Rothwild sagt, Sie seien brillant, vielleicht sogar unersetzlich.« Rothwild war der Biochips-Projektleiter. »Aber andere sagen, man könne sich nicht auf Sie verlassen. Und nun dies.«

»Bernard...«

»Nicht Mr. Bernard, Vergil. Dies!« Er drehte das Bildschirmgerät herum und drückte einen Knopf der Tastatur. Auf dem Bildschirm erschien Vergils geheime Computerakte. Seine Augen weiteten sich, und die Kehle wurde ihm plötzlich eng, aber er versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. »Ich habe noch nicht alles gelesen, aber es scheint, daß Sie sich mit einigen sehr verdächtigen Dingen beschäftigen. Möglicherweise unethisch. Hier bei Genetron halten wir uns an die Richtlinien, besonders im Hinblick auf unsere zukünftige Marktstellung. Aber nicht allein aus diesem Grund. Ich möchte gern glauben, daß wir hier eine ethisch einwandfreie Arbeit leisten.«

»Ich tue nichts Unethisches, Gerald.«

»So?« Harrison stoppte den Ablauf der Zeilen. »Sie entwickeln neue DNS-Ergänzungen für verschiedene NIH-gesteuerte Mikroorganismen. Und Sie haben mit Säugetierzellen gearbeitet. Wir arbeiten hier nicht an Säugetierzellen. Wir sind für die biologischen Risiken nicht ausgerüstet – nicht in den Hauptlabors. Aber ich nehme an, Sie könnten mir die Sicherheit und die unschädliche Natur Ihrer Forschung demonstrieren. Sie haben doch nicht vor, eine neue Seuche zu schaffen, um sie an die Revolutionäre in der Dritten Welt zu verkaufen, nicht wahr?«

»Nein.«

»Gut. Einiges von diesem Material entzieht sich meinem Verständnis. Man gewinnt den Eindruck, daß Sie gern unser MAB-Projekt erweitern möchten. Das könnte wertvoll sein.« Er hielt inne. »Was in Gottes Namen tun Sie eigentlich, Vergil?«

Vergil nahm die Brille ab und wischte die Gläser mit einem Zipfel seines Arbeitskittels. Plötzlich mußte er niesen – laut und naß. Er schnüffelte.

Harrison machte ein etwas angewidertes Gesicht. »Wir haben den Code erst gestern geknackt. Beinahe durch Zufall. Warum haben Sie diese Arbeit versteckt? Handelt es sich um etwas, wovon wir nichts wissen sollen?«

Ohne seine Brille sah Vergil hilflos aus. Er begann eine Antwort zu stammeln, dann brach er ab und schob das Kinn vor. Seine schwarzen Brauen zogen sich in schmerzlicher Verwirrung zusammen.

»Mir scheint, Sie haben mit unserer Genmaschine gearbeitet. Unerlaubt, versteht sich, aber Sie haben von jeher ein gebrochenes Verhältnis zur Autorität, nicht wahr?«

Vergils Gesicht überzog sich mit tiefer Röte.

»Fehlt Ihnen was?« fragte Harrison. Es bereitete ihm ein perverses Vergnügen, Vergil in Verlegenheit zu bringen. Ein Lächeln drohte Harrisons forschenden Ausdruck zu durchbrechen.

»Mir fehlt nichts«, sagte Vergil. »Ich hatte... arbeite an Biologik.«

»*Biologik*? Der Begriff ist mir nicht vertraut.«

»Ein Ableger der Biochips. Autonome organische Computer.« Der Gedanke, darüber hinaus etwas zu sagen, war qualvoll. Er hatte Bernard geschrieben – ohne Ergebnis, wie es schien – und ihn eingeladen, die Arbeit zu besichtigen. Er wollte nicht alles Genetron überlassen, solange in seinem Vertrag stand, daß sämtliche Ergebnisse seiner Arbeit als Angestellter der Firma zufließen. Es war eine so einfache Idee, auch wenn die Arbeit an ihrer Verwirklichung zwei Jahre erfordert hatte – zwei arbeitsreiche und geheimniskrämerische Jahre.

»Was ich gelesen habe, macht mich neugierig.« Harrison drehte das Bildschirmgerät wieder herum und ließ den Text weiterlaufen. »Wir sprechen offenbar nicht bloß über Proteine und Aminosäuren. Sie pfuschen hier mit Chromosomen herum.

Mit Kombinationen und Rekombinationen von Säugetiergenen; und wie ich sehe, vermischen Sie sie mit Genen von Bakterien und Viren.« Der Glanz verlor sich aus seinen Augen. Sie wurden hart und felsgrau. »Mit diesen Dingen, Vergil, könnten Sie erreichen, daß Genetron auf der Stelle dichtmachen muß, ist Ihnen das klar? Wir haben für derlei Dinge keine Sicherheitsvorkehrungen. Und Sie arbeiten nicht einmal unter vorschriftsmäßigen Bedingungen.«

»Ich arbeite nicht mit reproduktiven Genen.«

»Gibt es andere?« Harrison richtete sich plötzlich auf, zornig, daß Vergil offenbar glaubte, ihm etwas vormachen zu können.

»Intronen. Ketten, die sich nicht nach der Proteinstruktur verschlüsseln.«

»Was soll damit sein?«

»Ich arbeite nur auf diesem Gebiet. Und mit der Hinzufügung weiteren nichtreproduktiven genetischen Materials.«

»Das hört sich sehr widersprüchlich an, Vergil. Es gibt keinerlei Beweise, daß Intronen sich nicht genetisch für etwas verschlüsseln lassen.«

»Ja, aber...«

»Aber...« Harrison hob abwehrend die Hand. »Das alles ist ganz irrelevant. Was immer Sie noch vorhaben, die Tatsache bleibt, daß Sie bereit waren, gegen Ihre Vertragsbedingungen zu verstoßen, uns zu hintergehen, indem Sie sich direkt an Bernard wandten, und versuchten, sich für Ihre persönlichen Ziele seiner Unterstützung zu versichern. Richtig?«

Vergil sagte nichts.

»Ich halte Sie nicht für einen weltklugen Mann, Vergil. Nicht in den Dingen der Geschäftswelt. Vielleicht haben Sie die Implikationen nicht erkannt.«

Vergil schluckte mühsam. Sein Gesicht war noch immer feuerrot. Er fühlte das Blut in den Schläfen pochen, benommen vom streßerzeugten Schwindelgefühl. Er nieste zweimal.

»Nun, ich werde Ihnen die Implikationen erklären. Sie sind nahe daran, eingemacht und als Hundefutter verkauft zu werden.«

Vergil hob nachdenklich die Brauen.

»Sie sind wichtig für das MAB-Projekt. Wäre dies nicht der Fall, würden Sie im Nu auf der Straße sitzen, und ich würde persönlich dafür sorgen, daß Sie nie wieder in einem Labor der Privatindustrie arbeiten. Aber Thornton und Rothwild und die anderen glauben, wir könnten Sie zurückgewinnen und vor sich selbst retten. Ich habe mit Yng noch nicht darüber gesprochen. Aber die Sache wird keine Weiterungen haben – wenn Sie sich korrekt verhalten.«

Er durchbohrte Vergil mit einem Blick, der unter gesenkten Brauen hervorschoß. »Sie stellen Ihre außerplanmäßigen Aktivitäten ein. Wir werden Ihre Aufzeichnungen dabehalten, aber ich wünsche, daß alle nicht mit dem MAB-Projekt verbundenen Experimente sofort beendet und alle Organismen, die in irgendeiner Weise verändert worden sind, zerstört werden. Ich werde Ihr Labor in zwei Stunden persönlich inspizieren. Wenn bis dahin nicht geschehen ist, was ich von Ihnen verlange, sind Sie fristlos entlassen. Zwei Stunden, Vergil! Keine Ausnahmen, keine Auslegungen!«

»Ja, Sir.«

»Das ist alles.«

Vergils Entlassung hätte seine Arbeitskollegen nicht allzusehr bekümmert. In den drei Jahren, die er bei Genetron arbeitete, hatte er sich ungezählter Verstöße gegen die Laboratoriumsordnung schuldig gemacht. Reagenzgläser und Schalen wusch er nur selten, und zweimal hatte man ihn dabei ertappt, daß er verschüttetes Äthidiumbromid, ein starkes Mutagen, nicht vom Arbeitstisch aufgewischt hatte. Auch im Umgang mit Radionukleiden zeigte er sich ziemlich unbekümmert. Die meisten Leute, mit denen er arbeitete, waren nicht eben Muster von Bescheidenheit. Schließlich waren sie junge Wissenschaftler, hervorragende Forschungskräfte auf einem vielversprechenden Gebiet – viele rechneten fest damit, daß sie in ein paar Jahren reich und im Besitz ihrer eigenen Firmen sein würden. Vergil paßte nicht in ihre Verhaltensmuster. Er arbeitete tagsüber still und intensiv und abends machte er Überstunden. Er war ungesellig, wenn man ihm auch nicht nachsagen konnte, daß er unfreundlich war; die meisten Leute ignorierte er einfach.

Er teilte ein Labor mit Hazel Overton, einer gewissenhaften und vorbildlichen Wissenschaftlerin, wie man sich keine bessere wünschen konnte. Hazel würde ihn am allerwenigsten vermissen. Vielleicht war sie es gewesen, die seine Unterlagen ausgeforscht hatte – sie war keine Anfängerin im Umgang mit dem Computer, und es war ihr zuzutrauen, daß sie nach etwas Ausschau hielt, was geeignet wäre, ihn in Schwierigkeiten zu bringen. Aber er hatte keine Anhaltspunkte für solch eine Vermutung, und es hatte keinen Sinn, paranoid zu sein.

Im Labor war es dunkel, als Vergil die Tür öffnete. Hazel saß an einer kleinen UV-Lampe und führte eine Fluoreszenzuntersuchung an einer mit Elektrophorese behandelten Matrize mit Eiweißkörpern durch. Vergil schaltete das Licht ein. Sie blickte auf und nahm die Schutzbrille ab, bereit zu einer gereizten Bemerkung.

»Sie sind spät dran«, sagte sie statt dessen. »Und Ihr Labor sieht aus wie ein ungemachtes Bett. Vergil, es ist...«

»Kaputt«, beendete er den Satz für sie und warf seinen Kittel über seinen Hocker.

»Sie ließen eine Anzahl Reagenzgläser auf dem Tisch im Gemeinschaftslabor liegen. Ich fürchte, sie sind ruiniert.«

»Scheiß drauf!«

Hazel sah ihn groß an. »Meine Güte, in was für einer Stimmung Sie sind!«

»Ich bin abgemahnt worden. Ich muß meine außerplanmäßige Arbeit aufgeben und alles ausräumen, oder Harrison gibt mir den Laufpaß.«

»Das ist nicht mehr als recht und billig«, sagte Hazel und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu. Harrison hatte im Vormonat eine ihrer außerplanmäßigen Projekte stillgelegt.

»Was haben Sie gesagt?«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich lieber allein sein.« Vergil musterte sie finster über den Tisch hinweg. »Sie können das im Gemeinschaftslabor beenden.«

»Ich könnte, aber...«

»Wenn Sie es nicht tun«, sagte Vergil drohend, »werde ich Ihre kleinen Kulturen mit meinen Flügelspitzen auf den Boden schmieren.«

Hazel sah ihn eine kleine Weile aus schmalen Augen an und kam zu dem Schluß, daß er dazu imstande wäre. Sie schaltete die Elektroden ab, nahm ihre Sachen und ging zur Tür. »Mein Beileid«, sagte sie.

»Klar.«

Er mußte sich etwas ausdenken. Während er sich das stopplige Kinn kratzte, versuchte er einen Weg zu finden, der seine Verluste verringern würde. Er könnte die Teile des Experiments opfern, die entbehrlich waren – die E. coli-Kulturen zum Beispiel. Er war längst darüber hinaus, hatte sie gleichsam als Erinnerung an seine Fortschritte aufbewahrt, und als eine Art Reserve für den Fall, daß die nächsten Arbeitsstadien mit Fehlschlägen endeten. Es war jedoch alles gut gegangen. Zwar hatte er noch keinen Abschluß erreicht, war ihm aber so nahe, daß er den Erfolg wie einen kühlen, aromatischen Schluck Wein schmecken konnte.

Hazels Hälfte des Laboratoriums war aufgeräumt, sauber und ordentlich. Seine Hälfte war ein Chaos von Ausrüstungen und Chemikalienbehältern. Eines seiner wenigen Zugeständnisse an die Sicherheitsvorschriften, eine weiße Saugmatte zum Auffangen von verschütteten Flüssigkeiten, hing halb vom Arbeitstisch und wäre zu Boden gefallen, hätte nicht der Kanister mit Reinigungsmittel auf einem Zipfel gestanden.

Vergil stand vor der weißen Notiztafel, rieb sich den Stoppelbart und starrte auf die geheimnisvollen Botschaften, die er am Tag zuvor hingekritzelt hatte.

*Kleine Ingenieure. Machen die winzigsten Maschinen der Welt. Besser als MABs! Kleine Chirurgen. Führen Krieg gegen Tumore. Computer mit Riesenkapazität. (Computer = Mustertumor, Ha!) Größe von Volvo.*

Offensichtlich das Gefasel eines Verrückten. Hazel konnte ihm kaum Beachtung geschenkt haben. Oder vielleicht doch? Es war allgemein geübte Praxis, jede zufällige Idee oder Inspiration oder auch einen Scherz an die Tafel zu schreiben,

wo sie vom nächsten eiligen Genius ausgelöscht wurden. Dennoch...

Die Bemerkungen könnten die Neugierde einer so klugen Frau wie Hazel erregt haben. Um so mehr als seine Arbeit an den MABs ins Hintertreffen geraten war.

Er war nicht sehr umsichtig vorgegangen.

MABs – Medizinisch anwendbare Biochips – sollten das erste praktische Erzeugnis der Biochip-Revolution sein, die Verbindung von Schaltkreisen aus Proteinmolekülen mit Silikonelektronik. Biochips waren in der Fachliteratur seit Jahren Gegenstand von Spekulationen, aber Genetron hoffte, der Bundesaufsichtsbehörde für Lebensmittel und Arzneien innerhalb der nächsten drei Monate erste einsatzfähige Muster zur Prüfung und Genehmigung einreichen zu können.

Sie sahen sich scharfem Wettbewerb ausgesetzt. In dieser Gegend, die bald unter dem Namen Enzyme Valley bekannt werden sollte – dem Biochip-Äquivalent von Silicon Valley –, hatten sich mindestens sechs Firmen niedergelassen, die meisten von ihnen in und um La Jolla. Einige hatten als Pharmazeutische Betriebe angefangen, in der Hoffnung, mit den Erzeugnissen der Biochip-Forschung Geld zu verdienen. Genetron war das erste Unternehmen, das speziell zur Entwicklung und Herstellung von Biochips gegründet worden war.

Vergil nahm einen Löscher und radierte die Notizen methodisch aus. Seit er denken konnte, hatten die Umstände seines Lebens sich gegen ihn verschworen. Oft zog er das Unheil selbst auf sich – er war aufrichtig genug, das zuzugeben. Aber nicht ein einziges Mal war es ihm je gelungen, etwas bis zur Vollendung durchzuführen. Nicht in seiner Arbeit, nicht in seinem Privatleben.

Er war noch nie gut darin gewesen, die Konsequenzen seines Handelns zu ermessen.

Aus der Schreibtischschublade nahm er vier dicke, spiralgebundene Notizbücher und fügte sie dem wachsenden Haufen von Material hinzu, das aus dem Labor geschmuggelt werden mußte.

Er konnte nicht alles zerstören. Er mußte die Kulturen der weißen Blutkörperchen retten – seine speziellen Lymphozyten. Aber wo konnte er sie aufbewahren? Was konnte er außerhalb des Labors tun?

Nichts. Es gab keinen Ort, wohin er sich wenden konnte. Genetron hatte alle Einrichtungen, die er benötigte, und es würde Monate dauern, ein neues Laboratorium einzurichten. Während dieser Zeit aber würde seine Arbeit buchstäblich auseinanderfallen.

Vergil ging durch die rückwärtige Tür aus dem Labor in den inneren Korridor und passierte einen Duschaum für Notfälle. Die Inkubatoren befanden sich in einem eigenen Raum jenseits des Gemeinschaftslabors. Dort standen sieben grau emaillierte, kühlschrankgroße Kästen an der Wand, elektronische Monitore, die still und wirksam Temperaturen und Kohlendioxidgehalt in jeder Einheit überwachten. Im hinteren Teil des Raums stand zwischen älteren Inkubatoren aller Formen und Größen (erstanden bei Zwangsversteigerungen bankrott gegangener Entwicklungsfirmer) ein Form-Wissenschaftsmodell aus angelautem Edelstahl und weißem Email. Auf einem Stück Klebeband, das an der Tür befestigt war, standen handschriftlich sein Name und das Wort »Alleingebrauch«. Er öffnete die Tür und nahm ein Gestell mit Petrischalen heraus. Die in den verschiedenen Schalen gezüchteten Bakterien hatten uncharakteristische Kolonien entwickelt – orangegelbe und grüne Zusammenballungen, die an Luftaufnahmen von Paris oder Washington erinnerten. Von den einzelnen Klümpchen strahlten Linien aus und unterteilten die Kolonien in Abschnitte, von denen ein jeder seine eigene,

besondere Struktur und – so vermutete Vergil – Funktion hatte. Da jede Bakterie in den Kulturen das intellektuelle Potential einer Maus besaß, war es durchaus möglich, daß die Kulturen sich zu einfachen Gesellschaften entwickelt hatten, die ihrerseits funktionale Aufteilungen eingeführt hatten. Konzentriert auf seine Arbeit mit veränderten B-Zellen-Lymphozyten, hatte er die Entwicklung in letzter Zeit nur oberflächlich verfolgt.

Sie waren wie seine Kinder, alle miteinander. Und sie hatten sich als einzigartig erwiesen.

Von Schuldgefühlen und leichter Übelkeit gepeinigt, zündete er einen Gasbrenner an und hielt die Petrischalen mit veränderten E. coli eine nach der anderen mit einer Zange über die Flamme.

Dies getan, kehrte er zu seinem Labor zurück und legte die Schalen mit den ausgebrannten Kulturen in ein sterilisierendes Bad. Das war die Grenze. Er konnte nicht noch mehr zerstören. Sein Haß auf Harrison war stärker als jede Gefühlsregung, die er zu irgendeiner Zeit anderen Menschen gegenüber verspürt hatte. Tränen der Wut und Frustration trübten seine Sicht.

Er öffnete den Külschrank und entnahm ihm eine Spinnerflasche und ein weißes Kunststoffkissen, in dem zweiundzwanzig Reagenzgläser steckten. Die Spinnerflasche war gefüllt mit einer strohfarbenen Flüssigkeit, Lymphozyten in einem Serum. Um dieses Medium wirkungsvoller und mit geringeren Zellschäden umzurühren, hatte er einen Rührstab mit mehreren halbschraubenförmigen Teflonsegeln konstruiert.

Die Reagenzgläser enthielten Salzlösungen und spezielle Konzentrationen von Serum-Nährstoffen zur Erhaltung der Zellen, während sie unter einem Mikroskop untersucht wurden.

Er zog mit einer Pipette Flüssigkeit aus der Spinnerflasche und fügte sorgsam mehrere Tropfen aus vier von den

Reagenzgläsern hinzu. Dann stellte er die Flasche wieder zurück und schaltete das Rührwerk ein.

Nach ihrer Erwärmung auf Zimmertemperatur – ein Prozeß, den er mit einem kleinen Fächer zu fördern pflegte, der die Zufuhr erwärmter Luft verstärkte – erwachten die Lymphozyten aus ihrer Kühlschranks-Erstarrung und setzten ihre Entwicklung fort.

Sie lernten weiter, fügten den abgeänderten Teilen ihrer DNS neue Abschnitte hinzu. Und wenn die neue DNS im normalen Ablauf des Zellwachstums in RNS umgesetzt wurden, die als eine Art Schablone zur Erzeugung von Aminosäuren diente, und die Aminosäuren in Proteine umgewandelt wurden...

... dann würden die Proteine mehr sein als bloß Einheiten der Zellstruktur; andere Zellen würden imstande sein, sie zu lesen. Oder die RNS selbst würde verdrängt, von anderen Zellen absorbiert und gelesen. Oder – und diese dritte Option hatte sich gestellt, nachdem Vergil Bestandteile bakterieller DNS in die Chromosomen von Säugetieren eingeführt hatte – Segmente der DNS selbst konnten entfernt und weitergegeben werden.

Jedesmal, wenn er darüber nachdachte, schwirrte ihm der Kopf von Möglichkeiten, Tausenden von Wegen, auf denen die Zellen miteinander kommunizieren und ihren Intellekt entwickeln konnten.

Die Vorstellung von einer intellektuellen Zelle war ihm noch immer wundervoll fremd. Sie ließ ihn innehalten und sinnend die Wand anstarren, bis er wieder zu sich kam und seine Arbeit fortsetzte. Er steckte eine Pipette in eines der Reagenzgläser. Das kalibrierte Instrument nahm die eingestellte Flüssigkeitsmenge auf, die er in die kreisförmige Vertiefung eines Glasstreifens tropfen ließ.

Von Anfang an hatte Vergil die Überzeugung gehegt, daß seine Ideen weder abwegig noch nutzlos waren. In seinen

ersten drei Monaten bei Genetron, wo er mitgeholfen hatte, die Silikon-Protein-Zwischenschicht für die Biochips zu entwickeln, hatten ihn davon überzeugt, daß die Erfinder des Projekts etwas ganz Offensichtliches und äußerst Interessantes übersehen hatten.

Warum sich auf Silikone und Proteine und Biochips von der Breite eines Hundertstelmmillimeters beschränken, wenn in beinahe jeder lebenden Zelle bereits ein funktionierender Computer von enormer Speicherfähigkeit vorhanden war? Eine Säugetierzelle besaß einen DNS-Satz von mehreren Milliarden Basispaaren, von denen jedes als ein Stück Information wirkte. Was war Vererbung schließlich anderes als ein computerisierter biologischer Prozeß von enormer Komplexität und Zuverlässigkeit?

Genetron hatte den Zusammenhang noch nicht gesehen, und Vergil war seit langem entschlossen, seine Idee für sich zu behalten. Er würde seine Arbeit tun und nebenbei die Richtigkeit seiner Vorstellungen beweisen, indem er Milliarden von zellularen Computern schuf; dann wollte er Genetron verlassen und sein eigenes Laboratorium, seine eigene Firma gründen.

Nach anderthalbjähriger Vorbereitungs- und Studienphase hatte er angefangen, nach Feierabend an der Genmaschine zu arbeiten. Mit Hilfe eines Datenanschlusses konstruierte er Ketten von Basen zu Codonen, von denen jedes zur Grundlage einer einfachen DNS-RNS-Protein-Logik wurde.

Die frühesten biologischen Ketten waren als kreisförmige Plasmide in E. coli-Bakterien eingesetzt worden. Diese hatten die Plasmide absorbiert und in ihr ursprüngliches DNS eingegliedert. Bei der Zellteilung hatten die Bakterien dann auch die Plasmide dupliziert und weitergegeben. In der entscheidendsten Phase seiner Arbeit hatte Vergil virale Umkehr-Transkriptase verwendet, um die

Rückkopplungsschleife zwischen RNS und DNS zu fixieren. Selbst die frühesten und primitivsten Bakterien hatten Ribosomen als Verschlüsselungs- und Leselemente verwendet, und RNS als »Band«. Durch die Rückkopplungsschleife konnten die Zellen ihr eigenes Gedächtnis und die Fähigkeit zur Verarbeitung von und Reaktion auf äußere Einflüsse und Informationen entwickeln.

Die eigentliche Überraschung war gekommen, als er seine veränderten Mikroben überprüft hatte. Die Rechenkapazität selbst der bakteriellen DNS war enorm, verglichen mit von Menschen entwickelter Elektronik. Vergil brauchte nur zu nutzen, was bereits vorhanden war, den entscheidenden Anstoß zu geben.

Mehr als einmal hatte er das unheimliche Gefühl, daß seine Arbeit zu leicht voranging, daß er weniger ein Schöpfer sei als viel mehr ein Diener... Wie anders war zu erklären, daß die Moleküle wie von selbst in ihren zugewiesenen Platz zu fallen schienen, oder in solch einer Weise versagten, daß er seine Irrtümer klar erkannte und sogleich wußte, wie er sie zu berichtigen hatte?

Der unheimlichste Augenblick aber kam, als er begriff, daß er mehr tat als winzige Computer zu schaffen. Sobald er den Prozeß in Gang gesetzt und die genetischen Sequenzen eingeschaltet hatte, welche die biologischen DNS-Abschnitte zusammensetzten und duplizieren konnten, begannen die Zellen als autonome Einheiten zu funktionieren. Sie begannen für sich selbst zu »denken« und komplexere »Gehirne« zu entwickeln.

Seine ersten E. coli-Mutationen hatten die Lernfähigkeit von Plattwürmern gehabt; er hatte sie durch einfache Labyrinth laufen lassen und Zuckerbelohnungen gegeben. Bald hatten sie die Plattwürmer übertroffen. Die Bakterien – niedere Prokaryoten – machten ihre Sache besser als vielzellige

Eukaryoten! Und innerhalb von Monaten hatte er sie dazu gebracht, daß sie – Anpassungen des Maßstabs vorausgesetzt – Leistungen erbrachten, die diejenigen von Mäusen vergleichbar waren.

Nachdem er die besten biologischen Sequenzen der veränderten *E. coli* isoliert hatte, war er daran gegangen, sie in B-Lymphozyten einzuschleusen, weiße Blutkörperchen aus seinem eigenen Blut. Er hatte viele Intronketten – selbstduplizierende Sequenzen von Basenpaaren, die anscheinend nicht für Proteine zu verschlüsseln waren und einen überraschenden Prozentsatz von eukaryotischer Zell-DNS enthielten – durch seine eigenen entsprechenden Ketten ersetzt. Indem er künstliche Proteine und Hormone als Kommunikationsmittel einsetzte, »erzog« Vergil die Lymphozyten im Laufe der Zeit dazu, daß sie miteinander und mit ihrer Umgebung soviel wie möglich in Wechselwirkung traten, was auf ein sehr viel komplexeres Miniaturlabyrinth hinauslief. Die Ergebnisse waren weit besser als er erwartet hatte.

Die Lymphozyten hatten gelernt, die Schwierigkeiten des Labyrinths mit unglaublicher Geschwindigkeit zu meistern und ihre nahrhaften Belohnungen zu gewinnen.

Er wartete, bis die Probe hinreichend angewärmt war, um aktiv zu sein, dann schob er den Glasstreifen in den Objektträger eines Mikroskops, setzte den Video-Aufnahmekopf auf das Okular und übertrug das Bild auf den ersten von vier Bildschirmen, die in einer Reihe über dem Arbeitstisch angebracht waren. Dort waren ganz deutlich die ungefähr kreisförmigen Lymphozyten zu sehen, in die er zwei Jahre seines Lebens investiert hatte.

Geschäftig übertrugen sie genetisches Material aufeinander, wobei sie sich langer, röhrenförmiger Auswüchse bedienten. Einige der charakteristischen Eigenschaften, die sie während

der E. coli-Experimente angenommen hatten, waren auf die Lymphozyten übertragen worden, auf welchem Wege, das wußte er noch nicht genau. Die reifen Lymphozyten reproduzierten sich nicht von selbst, doch frönten sie mit scheinbar unermüdlicher Energie dem Austausch genetischen Materials.

Jedes weiße Blutkörperchen in der Probe, die er beobachtete, hatte das intellektuelle Potential eines Rhesusaffen. Aus der Einfachheit ihrer Aktivität war dies zwar nicht ersichtlich; aber schließlich hatten sie es in ihrem bisherigen Leben ziemlich leicht gehabt.

Er hatte auf der Ebene chemischer Erziehung zu ihnen gesprochen und sie soweit aufgebaut, wie er es für zweckmäßig hielt. Nun war ihr kurzes Leben zu Ende – er hatte Anweisung, sie zu töten. Nichts leichter als das: er brauchte bloß Detergentien in die Behälter zu träufeln, und ihre Zellmembranen würden sich auflösen. Sie würden der Vorsicht und Kurzsichtigkeit einer Gruppe kaufmännisch denkender Plattwurmtypen geopfert.

Er begann vor Aufregung zu schnaufen, als er die geschäftige Tätigkeit der Lymphozyten beobachtete. Sie waren schön. Sie waren seine Kinder, seinem eigenen Blut entnommen, sorgfältig ernährt und operiert; er selbst hatte das biologische Material in mindestens tausend von ihnen injiziert. Und nun waren sie mit Eifer dabei, all ihre Gefährten umzuwandeln, und so weiter, und so weiter...

Wie Washoe, die Schimpansin, die ihr Kind lehrte, in der Taubstummensprache zu sprechen, gaben sie die Fackel potentieller Intelligenz weiter. Wie würde er je wissen, ob sie ihr gesamtes Potential nutzbar machen konnten?

Pasteur.

»Pasteur«, sagte er laut. »Jenner.«

Sorgsam bereitete er eine Injektion vor. Die Brauen zusammengezogen, stieß er die Kanüle durch den Wattestöpsel des ersten Reagenzglases und tauchte sie in die Lösung. Er zog die Spritze auf. Die pastellfarbene Flüssigkeit füllte den zylindrischen Raum; fünf, zehn, fünfzehn Kubikzentimeter.

Minutenlang hielt er die Spritze in Augenhöhe und war sich dabei bewußt, daß er im Begriff war, überstürzt zu handeln. Bis jetzt, dachte er zu seinen Schöpfungen, habt ihr es leicht gehabt. Sitzt in eurem Serum und furzt herum und absorbiert alle Hormone, die ihr braucht. Müßt nicht mal für euren Lebensunterhalt arbeiten. Keine strengen Tests, kein Streß. Keine Notwendigkeit, von dem Gebrauch zu machen, was ich euch mitgab.

Was also sollte er tun? Sie in ihrer natürlichen Umgebung arbeiten lassen? Indem er sie sich selbst injizierte, könnte er sie hinausschmuggeln und später genug von ihnen wiedergewinnen, um das Experiment neu zu beginnen.

»He, Vergil!« Ernesto Villar klopfte an den Türrahmen und steckte den Kopf herein. »Wir haben den Film von der Rattenarterie. Wir kommen in Zimmer 233 zusammen.« Er trommelte mit den Fingern an den Türrahmen und lächelte strahlend. »Sie sind eingeladen. Wir brauchen unseren hauseigenen Schlaumeier.«

Vergil ließ die Spritze sinken und blickte ins Leere.

»Vergil?«

»Ich werde kommen«, sagte er mit tonloser Stimme.

»Lassen Sie sich nicht zu lange Zeit«, sagte Villar. »Wir werden mit der Premiere nicht lange warten.« Er verschwand aus der Türöffnung. Vergil lauschte den sich entfernenden Schritten.

Wirklich, es war übereilt. Er steckte die Kanüle wieder durch den Wattestöpsel, spritzte das Serum zurück ins Reagenzglas und legte die Spritze in ein Alkoholbad.

Darauf steckte er das Reagenzglas wieder in das Kunststoffkissen und tat es in den Kühlschrank. Bisher waren die Spinnerflasche und das Kissen mit Reagenzgläsern lediglich mit seinem Namen gekennzeichnet gewesen. Nun zog er das Namensetikett ab und ersetzte es durch ein anderes mit der Aufschrift: BIOCHIP-PROTEINMUSTER; LABORVERSAGER 21-32. Die Flasche beklebte er mit einem anderen Etikett: RATTEN-ANTIGEN, LABORVERSAGER 13-14. Niemand würde sich an anonymen und nicht analysierten Laborversagern vergreifen. Versager waren, sofern sie nicht gleich der Vernichtung anheimfielen, bis zu ihrer Analyse unantastbar.

Er brauchte Zeit zum Nachdenken.

Rothwild und zehn am MAB-Projekt beteiligte Wissenschaftler hatten sich in Zimmer 233, einem leeren Laborraum, der gegenwärtig für Zusammenkünfte genutzt wurde, vor einem Großbildempfänger versammelt. Rothwild war ein adretter, gewandter Bursche, der als Kontrolleur und Mittler zwischen Geschäftsleitung und den Forschungsabteilungen diente. Er stand neben dem Bildschirm, elegant in beigefarbenem Jackett und schokoladenbrauner Hose. Villar bot Vergil einen avocadogrünen Plastikstuhl an, und er setzte sich in die hintere Reihe, schlug die Beine übereinander und verschränkte die Hände hinter dem Kopf.

Rothwild sprach die einleitenden Worte. »Dies ist der Zusammenschritt unseres Gemeinschaftsprodukts E-64. Sie alle haben daran mitgearbeitet...« Er warf Vergil einen ungewissen Blick zu. »Und nun können Sie alle an dem... ah, dem Triumph teilnehmen. Ich glaube, wir können es getrost so nennen.

E-64 ist der Prototyp eines für Forschungszwecke entwickelten Biochips, mit einem Durchmesser von dreihundert Mikrometern, Protein auf einem Silikonsubstrat,

empfindlich für siebenundvierzig verschiedene Varianten der Blutzusammensetzung.« Er räusperte sich. Sie alle wußten das, aber dies war eine Gelegenheit, wo die entscheidenden Daten ins Gedächtnis zurückgerufen werden mußten. »Am 10. Mai setzten wir E-64 in eine Rattenarterie ein, verschlossen den sehr kleinen Einschnitt und ließen es durch die Arterie passieren, soweit es gehen würde. Die Reise dauerte fünf Sekunden. Dann wurde die Ratte geopfert und der Biochip geborgen. Seither haben Terence und seine Gruppe die Informationen des Biochips entschlüsselt und die Ergebnisse ausgewertet. Indem wir sie durch ein spezielles Simulationsprogramm sichtbar machten, konnten wir einen kleinen Film von der Reise produzieren.«

Er winkte Ernesto zu, der einen Knopf am Videorekorder bediente. Computergrafik flimmerte über den Bildschirm: Genetrans beliebtes Firmenzeichen, stilisierte Signaturen der am Simulationsprogramm Beteiligten, dann folgte Dunkelheit. Ernesto schaltete die Raumbelichtung aus.

Ein rosa Kreis erschien auf dem Bildschirm, expandierte und verformte sich zu einem unregelmäßigen Oval. Weitere Kreise erschienen in dem ersten. »Wir haben die Reise um das Sechsfache verlangsamt«, erläuterte Rothwild. »Und um die Dinge zu vereinfachen, haben wir die Ablesungen der chemischen Konzentrationen im Blut der Ratte eliminiert.«

Vergil beugte sich auf seinem Stuhl vorwärts; seine Sorgen waren momentan vergessen. Wie von einem Wind bewegte Streifen erschienen und schossen durch den pulsierenden Tunnel konzentrischer Ringe.

»Blutfluß durch die Arterie«, erläuterte Ernesto.

Die Reise durch die Rattenarterie dauert dreißig Sekunden. Vergils Armhaare prickelten. Wenn seine Lymphozyten sehen könnten, würden sie dies erleben, wenn sie durch eine Arterie strömten... Ein langer, unregelmäßiger Tunnel, durch den in

glattem Fluß das Blut strömte, an Unebenheiten und hinter Verengungen kleine Wirbel bildete, bis die Arterie sich zu kleineren und immer kleineren Ringen verengte, Stöße und Verzögerungen, als der Biochip gegen die Wände stieß und hängenblieb, und schließlich das Ende der Reise, als er sich in einer Verästelung verkeilte.

Die Bildfolge endete mit einem weißen Blitz.

Beifallsrufe füllten den Raum.

»Nun«, sagte Rothwild, lächelte und hob die Hand, um sich Gehör zu verschaffen. »Hat jemand eine Anmerkung zu machen, bevor wir den Film Harrison und Yng zeigen?«

Nach einem Glas Champagner zog Vergil sich von der Feier zurück und ging wieder in sein Laboratorium, deprimiert wie noch nie. Wo war sein Gemeinschaftsgeist? Glaubte er wirklich, er könne ganz allein eine so ehrgeizige Aufgabe wie das Projekt seiner intelligenten Lymphozyten lösen? Bisher war es halbwegs geglückt, aber was nützte das, wenn er nun gezwungen wurde, das Experiment abzubrechen und die Ergebnisse zu zerstören?

Er steckte die Aufzeichnungen in einen Karton und versiegelte ihn mit Klebeband. Auf Hazels Seite des Labors fand er ein Klebeetikett an einem Dewargefäß – OVERTON, NICHT ENTFERNEN – und zog es ab. Dann klebte er es auf seine Schachtel und stellte diese in neutralem Territorium neben der Spüle ab. Dann machte er sich daran, die Glasbehälter zu waschen und seine Seite des Labors aufzuräumen.

Wenn die Inspektion erfolgte, würde er der demütige Bittsteller sein; er würde Harrison die Befriedigung des Sieges lassen.

Und dann konnte er die Materialien, die er benötigte, im Laufe der nächsten Wochen heimlich hinausschmuggeln. Die Lymphozyten kämen zuletzt an die Reihe; sie ließen sich

einige Zeit im Kühlschrank seiner Wohnung aufbewahren. Er war entschlossen, alle nötigen Dinge zu stehlen, um ihnen das Überleben zu sichern, aber es würde nicht möglich sein, weiter an ihnen zu arbeiten.

Wie er sein Experiment am besten fortführen könnte, blieb späteren Überlegungen vorbehalten.

Harrison stand in der Türöffnung.

»Alles klar«, sagte Vergil mit böser Miene.

### 3

Während der nächsten Woche beobachteten sie ihn mit mißtrauischer Aufmerksamkeit; dann, in Anspruch genommen von den letzten Versuchsstadien des MAB-Prototyps, zogen sie ihre Wachhunde von ihm ab. Sein Verhalten war untadelig.

Nun konnte er die letzten Schritte zu seiner freiwilligen Trennung von Genetron einleiten.

Vergil war nicht der einzige gewesen, der die Grenzen von Genetrons ideologischer Großzügigkeit überschritten hatte. Erst im letzten Moment war die Geschäftsleitung, wieder in Gestalt Gerald T. Harrisons, Hazel Overton aufs Dach gestiegen. Hazel hatte sich mit ihren E. coli-Kulturen auf Abwege begeben. Bemüht, den Beweis zu führen, daß die geschlechtliche Fortpflanzung als das Ergebnis des Eindringens einer autonomen DNS-Sequenz – eines chemischen Parasiten, den sie den F-Faktor nannte – in frühe prokariotische Lebensformen entstanden sei. Sie hatte postuliert, daß geschlechtliche Fortpflanzung nicht im evolutionären Sinne nützlich sei – jedenfalls nicht für Frauen, die sich zumindest in der Theorie parthenogenetisch fortpflanzen konnten –, und daß Männer letzten Endes überflüssig seien.

Sie hatte genug Beweismaterial zusammengetragen, daß Vergil, der heimlich in ihre Notizbücher guckte, ihren Schlußfolgerungen zustimmen konnte. Aber Hazels Arbeit paßte nicht in den von Genetron abgesteckten Rahmen. Sie war revolutionär, gesellschaftlich umstritten. Harrison hatte ein Machtwort gesprochen, und sie hatte das Forschungsprojekt abgebrochen.

Genetron wünschte weder Publizität noch öffentlich ausgetragene Kontroversen. Die Firma benötigte einen makellosen Ruf, wenn sie die Ergebnisse ihrer Forschung veröffentlichte und verkündete, daß sie funktionstüchtige MABs herstellte.

Hazels Unterlagen hatten sie jedoch nicht interessiert; sie hatten sie ihr gelassen. Daß Harrison seine Unterlagen eingezogen hatte, beunruhigte Vergil.

Sobald er Gewißheit hatte, daß ihre Wachsamkeit nachließ, wurde er aktiv. Er beantragte Zugang zum Computer (er hatte unbefristetes Nutzungsverbot und durfte nur nach vorheriger Genehmigung daran arbeiten); den Tatsachen entsprechend sagte er, daß er seine Zahlen über Strukturen aus denaturierten Proteinen überprüfen müsse, und die Genehmigung wurde erteilt. Eines Abends nach acht setzte er sich an den Datenanschluß im Gemeinschaftslabor.

Er war etwas zu früh aufgewachsen, um schon in seiner Jugend Erfahrungen als Hacker zu sammeln, aber im Laufe der letzten sieben Jahre hatte er seine gespeicherten Personalakten bei drei größeren Firmen geschönt und Eintragungen in die Immatrikulationsregister einer berühmten Universität gemacht. Diese Eintragungen hatten den Ausschlag gegeben, daß er bei Genetron eingestellt worden war. Die Manipulationen waren ihm nie Anlaß zu Schuldgefühlen gewesen.

Sein Ruf als Wissenschaftler sollte besser sein als seine Examensnoten und Arbeitszeugnisse. Es hatte keinen Sinn, ein Leben lang für Jugendtorheiten und vergangene Indiskretionen zu büßen, und er wußte, daß er für die Arbeit bei Genetron vollauf qualifiziert war – sein gefälschter Universitätsabschluß und seine geschönten Arbeitszeugnisse waren bloß eine Show für Personalchefs, die Lichter und Musik brauchten. Außerdem hatte Vergil bis vor ein paar Wochen geglaubt, daß die Welt sein persönliches Puzzle sei, und daß alle Rätsellösungen und

Entwirrungen, die er bewerkstelligen konnte, einschließlich seiner Fertigkeiten als Hacker im Irrgarten der Computertechnik einfach Teil seiner Natur seien.

Er fand es lächerlich einfach, den Renalcode zu knacken, der Genetrans vertrauliche Akten sicherte. Für ihn bargen die Gödelzahlen und Reihen scheinbar willkürlicher Ziffernkombinationen, die auf dem Bildschirm erschienen, keine Geheimnisse. Er schlüpfte in die Zahlen und Informationen wie ein Seehund ins Wasser.

Er fand seine Personalakte und schaltete eine Schlüsselgleichung für den Code dieses Abschnitts. Dann beschloß er sicherzugehen – es bestand immer die Möglichkeit, so gering sie auch war, daß jemand genauso neugierig und einfallsreich war wie er. Er löschte die Akte vollständig.

Nächster Punkt auf der Tagesordnung waren die Beiträge für die Betriebskrankenkasse. Er änderte seine Versicherungsbedingungen und machte die Änderung unkenntlich. Nachforschungen von außen würden ergeben, daß er selbst nach Beendigung seines Arbeitsverhältnisses voll weiterversichert war, und daß er keine Beiträge zahlte, würde niemals Gegenstand von Fragen sein.

Er sorgte sich um solche Dinge, denn sein Gesundheitszustand war nie ganz zufriedenstellend.

Eine Weile beschäftigte ihn die Überlegung, welche anderen Streiche er der Firma spielen könnte, doch entschied er sich dagegen. Er war nicht rachsüchtig. So schaltete er den Datenanschluß ab und zog den Stecker.

Überraschend wenig Zeit – zwei Tage – verging, bis die Löschung bemerkt wurde. Als er eines Morgens zur Arbeit kam, fing Rothwild ihn schon im Foyer ab und erteilte ihm Hausverbot. Vergil protestierte halbherzig und sagte, er habe

eine Schachtel mit persönlichen Habseligkeiten, die er mitnehmen wolle.

»Meinetwegen, aber das ist alles. Keine Arbeitsmaterialien. Ich werde alles kontrollieren.«

Vergil erhob keine Einwände. »Was ist jetzt los?« fragte er.

»Offen gesagt, ich weiß es nicht«, erwiderte Rothwild. »Und ich will es auch nicht wissen. Ich habe mich für Sie eingesetzt. Ebenso wie Thornton. Sie sind eine große Enttäuschung für uns alle.«

Vergil überlegte fieberhaft. Er hatte die Lymphozyten nicht entfernt, da er sie unter dem tarnenden Etikett im Laborkühlschrank hinreichend sicher gewähnt hatte. Daß man ihn so schnell vor die Tür setzen würde, hatte er nicht erwartet.

»Ich bin draußen?«

»Sie sind draußen, und ich fürchte, Sie werden es schwierig finden, in einem anderen Laboratorium der Privatindustrie Beschäftigung zu finden. Harrison ist wütend.«

Hazel Overton war bereits an der Arbeit, als sie das Labor betraten. Vergil nahm die Schachtel an sich, die er in der neutralen Zone bei der Spüle deponiert hatte, und verdeckte das Etikett mit der Hand. Während er sie hielt, zog er unauffällig das Klebeband ab, knüllte es zusammen und ließ es in den Abfalleimer fallen. »Noch etwas«, sagte er. »Ich habe ein paar mit markierten Verbindungen versetzte Laborversager, die ordnungsgemäß beseitigt werden sollten. Radioisotope.«

»Ach du liebe Zeit«, sagte Hazel. »Wo?«

»Im Kühlschrank. Keine Sorge – bloß Karbon-14. Darf ich?« Er schaute zu Rothwild. Er bedeutete ihm, die Schachtel auf den Tisch zu legen, daß er sie untersuchen könne. »Darf ich?« wiederholte Vergil. »Ich möchte nichts dalassen, was schädlich sein könnte.«

Rothwild nickte widerwillig. Vergil ging zum Kühlschrank und warf seinen Laborkittel auf den Arbeitstisch. Dann ließ er die Hand über eine offene Schachtel mit Injektionsspritzen streifen und nahm unauffällig eine heraus.

Das Kissen mit den Lymphozyten in ihren Reagenzgläsern war im untersten Regal. Vergil kniete nieder und zog ein Glas heraus. Rasch stieß er die Spritze durch den Wattestöpsel und zog zwanzig Kubikzentimeter vom Serum auf. Die Spritze war nie zuvor benutzt worden, also schien die Annahme gerechtfertigt, daß die Kanüle einigermaßen steril sein würde; er hatte keine Zeit, sie mit Alkohol zu sterilisieren, mußte das Risiko auf sich nehmen.

Bevor er sich die Nadel in die Armvene stieß, überlegte er flüchtig, was er zu tun im Begriff sei, und was er damit zu gewinnen hoffte. Die Aussichten, daß die Lymphozyten überleben würden, waren sehr gering. Es war möglich, daß seine Veränderungen sie hinreichend umgewandelt hatten und sie in seinem Blut entweder absterben würden, unfähig, sich anzupassen, oder als Fremdkörper von seinem eigenen Immunsystem zerstört würden.

So oder so betrug die Lebensspanne einer aktiven Lymphozyte im menschlichen Körper bestenfalls einige Wochen. Das Leben war hart für die Polizisten des Körpers.

Die Nadel drang ein. Er fühlte den Stich, ein kurzes Brennen, dann das Einströmen der kalten Flüssigkeit, die sich mit seinem Blut vermischte. Als die Spritze leer war, zog er sie heraus und legte sie unten in den Kühlschrank. Das Kissen mit Reagenzgläsern und die Spinnerflasche in der Hand, stand er auf und schloß die Tür. Rothwild beobachtete ihn in nervöser Ungeduld, als Vergil Gummihandschuhe überzog und den Inhalt der Gläser in ein zur Hälfte mit Äthanol gefülltes Becherglas goß. Dann fügte er die Flüssigkeit aus der Flasche hinzu, verschloß das Becherglas und schüttelte es lächelnd, um

den Inhalt zu vermischen. Schließlich legte er es in einen geschützten Abfallkasten. Diesen schob er mit dem Fuß zu Rothwild. »Da haben Sie«, sagte er.

Rothwild hatte die Aufzeichnungen durchgeblättert. »Ich bin fast der Meinung, daß diese Hefte in unserem Besitz bleiben sollten«, sagte er. »Für die Arbeit daran haben Sie viel von unserer Zeit aufgewendet.«

Vergils einfältiges Lächeln veränderte sich nicht. »Dann werde ich Genetron auf Herausgabe verklagen und in jeder Zeitschrift, die ich kenne, Schmutz ausbreiten. Nicht gut für Ihre Marktposition, nicht wahr?«

Rothwild musterte ihn unter halbgeschlossenen Lidern, während sein Hals und seine Wangen sich rosa verfärbten. »Machen Sie, daß Sie fortkommen!« sagte er. »Wir werden Ihnen den Rest Ihrer Sachen später nachsenden.«

Vergil nahm die Schachtel an sich. Das kalte Gefühl in seinem Unterarm war jetzt vergangen. Rothwild eskortierte ihn die Treppe hinab und den Fußweg entlang zum Tor. Walter ließ sich die Plakette aushändigen, mit unbewegter Miene, und Rothwild folgte Vergil zum Parkplatz.

»Denken Sie an die Bedingungen Ihres Vertrages«, sagte Rothwild. »Vergessen Sie nicht, was Sie sagen und was Sie nicht sagen können.«

»Eins kann ich sicherlich sagen, glaube ich«, sagte Vergil, bemüht, die Worte klar auszusprechen, obwohl der Zorn ihm die Kehle zuschnürte.

»Und was ist das?«

»Leckt mich am Arsch! Alle miteinander!«

Vergil fuhr am Genetron-Firmenschild vorbei und dachte an alles, was hinter jenen nüchternen Wänden geschehen war. Er blickte zu dem schwarzen Würfelgebäude jenseits, kaum sichtbar hinter einer Pflanzung von Eukalyptusbäumen.

Fast alles sprach dafür, daß das Experiment beendet war. Innere Anspannung, Zorn und Enttäuschung verursachten ihm Übelkeit. Und dann dachte er an die Milliarden von Lymphozyten, die er soeben zerstört hatte, und seine Übelkeit verstärkte sich so, daß er schlucken mußte, um den sauer aufsteigenden Geschmack in seiner Kehle zurückzudrängen.

»Leckt mich am Arsch!« murmelte er, »denn alles, was ich anfasse, ist beschissen.«

Die Menschen, dachte Vergil bei sich, als er auf einem Barhocker saß und das Geschiebe auf der Tanzfläche beobachtete, waren eine geile Bande. Schmalzige Sphärenklänge und rotierende bernsteinfarbene Lichteffekte hielten die dicht gedrängten männlichen und weiblichen Körper in träge wogender Bewegung. Über der Theke summt und gurgelte eine erstaunliche Anordnung polierter Messingrohre mit Hähnen zur Getränkeabfüllung: meistens offene Weine, die glasweise verkauft wurden; und siebenundvierzig verschiedene Kaffeesorten. Kaffee wurde viel verlangt; der Abend war in den frühen Morgen übergegangen, und bald würde das Lokal schließen.

Letzte Annäherungsversuche geschahen unverhüllter und angestrongter, mit mehr Verzweiflung und weniger Finesse; neben Vergil gelobte ein kleinwüchsiger Bursche in zerknittertem blauen Anzug einem geschmeidigen schwarzhaarigen Mädchen mit asiatischen Zügen seine Treue für eine Nacht. Vergil fühlte sich abgelöst von alledem, distanziert. Er hatte den ganzen Abend hindurch keine Frau angesprochen, und er war seit sieben im Lokal. Und keine Frau hatte ihn angesprochen.

Er war nicht der begehrenswerte Typ. Wenn er ging, schwankte er ein wenig – nicht, daß er den Barhocker zu irgendeinem anderen Zweck als dem verlassen hätte, die überfüllte Herrentoilette aufzusuchen. In den vergangenen Jahren hatte er soviel Zeit in Laboratorien verbracht, daß seine Haut die unpopuläre Farbe von unsauberem Schnee hatte. Er sah nicht begeisterungsfähig aus und war nicht bereit, viel

Geld auszugeben oder irgendwelchen Unfug zu machen, um Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Glücklicherweise war die Klimaanlage so gut, daß sein Heuschnupfen sich nicht bemerkbar machte. Er hatte den Abend hauptsächlich damit verbracht, die unglaubliche Vielfalt – und unterliegende Gleichförmigkeit – der Taktiken zu beobachten, deren sich das männliche Tier bediente, um das weibliche für sich zu gewinnen. Er fühlte sich unbeteiligt, in einer objektiven und etwas einsamen Sphäre, die zu verlassen er nicht geneigt war. Warum also, fragte er sich, war er überhaupt hierher gekommen? Warum suchte er Lokale dieser Art auf? Er hatte noch nie im Leben eine Frau in diesem oder einem der anderen Singles-Tanzlokale kennengelernt.

»Hallo!«

Vergil schrak zusammen und wandte sich um, machte große Augen.

»Verzeihung, ich wollte Sie nicht erschrecken.«

Er schüttelte den Kopf. Sie war vielleicht achtundzwanzig, goldblond, schlank bis zur Magerkeit, mit einem recht hübschen, aber nicht überwältigenden Gesicht. Ihre Augen, groß und klar und braun, waren ihr bestes Merkmal – abgesehen vielleicht von den Beinen, räumte er nach einem instinktiv abschätzenden Blick ein.

»Sie kommen nicht oft hierher«, sagte sie. Dann blickte sie über die Schulter und fügte hinzu: »Oder doch? Ich meine, ich bin hier auch nicht Stammgast. Vielleicht habe ich Sie nur noch nicht gesehen.«

Er schüttelte den Kopf. »Nicht oft. Kein Bedürfnis. Meine Erfolgsquote ist nicht gerade aufsehenerregend.«

Sie schenkte ihm ein Lächeln. »Ich weiß mehr über Sie, als Sie denken«, sagte sie. »Ich brauche Ihnen nicht mal die Hand zu lesen. Zunächst einmal sind Sie klug.«

»Ja?« Er kam sich unbeholfen vor.

»Sie sind gut mit den Händen.« Sie berührte seinen Daumen, der auf seinem Knie ruhte. »Sie haben sehr hübsche Hände. Mit solchen Händen können Sie viel tun. Aber sie sind nicht fettig, also sind Sie kein Mechaniker. Und Sie versuchen, sich gut zu kleiden, aber...« Sie kicherte ein wenig angeheitert, wie nach dem dritten Glas, und bedeckte den Mund mit der Hand. »Entschuldigen Sie. Sie geben sich wirklich Mühe.«

Er schaute an sich hinab, auf das schwarz-grün karierte Baumwollhemd und die schwarze Hose. Die Sachen waren neu. Was konnte sie daran aussetzen? Vielleicht gefielen ihr die Schuhe nicht, die er trug. Sie waren ein wenig abgenutzt.

»Sie arbeiten... lassen Sie mich überlegen.« Sie hielt inne und strich sich über die Wange. Ihre Fingernägel waren Meisterwerke der Maniküre, dick und lang und bronzefarben glänzend. »Sie sind ein Techie.«

»Wie bitte?«

»Sie arbeiten in einem der Laboratorien hier in der Gegend. Für die Marine ist Ihr Haar zu lang, und von denen kommen sowieso nicht viele hierher. Nicht, daß ich es so genau wüßte. Sie arbeiten in einem Labor, und Sie... Sie sind nicht glücklich. Warum nicht?«

»Weil...« – er brach ab. Zu bekennen, daß er arbeitslos war, mochte schlechte Strategie sein. Er hatte noch sechs Monate Arbeitslosenunterstützung vor sich; diese und seine Ersparnisse könnten für eine Weile über den Mangel an bezahlter Arbeit hinwegtäuschen. »Woher wissen Sie, daß ich ein ›Techie‹ bin?«

»Ich sehe das. Ihre Brusttasche...« – sie steckte den Finger hinein und zog ein wenig. »Sieht so aus, als steckte sonst eine Reihe Bleistifte darin. Die man dreht, bis die Mine herauskommt.« Sie lächelte köstlich und steckte die rosa Zungenspitze heraus, um es zu demonstrieren.

»Ja?«

»Ja. Und Sie tragen Socken im Schottenmuster. Das tun heutzutage nur Techies.«

»Mir gefällt es so«, sagte Vergil abwehrend.

»Oh – mir auch. Was ich sagen wollte, ich habe nie einen Techie kennengelernt. Ich meine... näher.«

Großer Gott, dachte Vergil. »Was treiben Sie?« fragte er und wünschte sogleich, er könnte die Worte wieder verschlucken.

»Und ich würde gern einen kennenlernen, wenn Sie das nicht allzu herausfordernd finden«, sagte sie, ohne auf seine Frage einzugehen. »Sehen Sie, die Bar schließt in ein paar Minuten. Ich brauche nichts mehr zu trinken, und die Musik gefällt mir nicht sonderlich. Ihnen?«

Sie hieß Candice Rhine. Sie arbeitete in der Anzeigenabteilung der Lokalzeitung. Sein Volvo-Sportwagen fand ihre Billigung, desgleichen seine Wohnung, eine Dreizimmerwohnung im zweiten Stock, vier Blocks vom Strand in La Jolla entfernt. Er hatte sie vor sechs Jahren kurz nach dem Medizinstudium zu einem sehr günstigen Preis von einem Professor gekauft, der nach Ecuador ziehen wollte, um eine Studie über südamerikanische Indianer abzuschließen.

Candice betrat die Wohnung, als habe sie seit Jahren dort gewohnt. Sie warf ihre Wildlederjacke auf die Couch und ihre Bluse auf den Eßtisch. Den Büstenhalter hängte sie kichernd an die Lampe darüber. Ihre Brüste waren klein, vergrößert durch einen sehr schmalen Brustkorb.

Vergil sah alles das und wußte nicht, ob er träumte oder wachte.

»Komm schon, Techie!« sagte Candice, nackt in der Türöffnung zum Schlafzimmer. »Ich mag die Felle.« Er hatte eine Tagesdecke aus Alpakafellen über sein Französisches Bett gebreitet. Sie posierte in der Türöffnung, die Fingerspitzen in

Kopfhöhe gegen den Rahmen gestützt, das Spielbein leicht abgeknickt. Dann machte sie auf der Ferse kehrt und schlenderte in die Dunkelheit.

Vergil blieb, wo er war, bis sie die Schlafzimmerlampe einschaltete. »Ich wußte es!« quiekte sie. »Sieh dir bloß all die Bücher an!«

In der Dunkelheit wurde Vergil nur zu deutlich bewußt, welche Gefahren der Verkehr mit einer Unbekannten in sich barg. Candice schlief neben ihm, den gesunden Schlaf von drei Gläsern Alkohol und den Anstrengungen der Liebe.

Viermal.

So gut hatte er sich noch nie gehalten. Vor dem Einschlafen hatte sie gemurmelt, daß Chemiker es mit ihren Pulvern täten, und Ärzte mit Geduld, aber nur ein Tchie in geometrischer Progression.

Was die Gefahren anbelangte, so hatte er während seines Studiums oft genug – und nicht nur in Lehrbüchern – die Resultate der Promiskuität in einer reiseffreudigen und zunehmend amoralischen Welt gesehen. Wenn Candice zur Promiskuität neigte (und Vergil konnte nicht umhin zu glauben, daß nur ein sehr triebhaftes und unterschiedslos mit Männern verkehrendes Mädchen so unverblümt die Initiative ergreifen konnte), dann war kaum abzuschätzen, welche Mikroorganismen sich jetzt an und in ihm ausbreiteten.

Trotzdem mußte er lächeln.

Viermal.

Candice stöhnte im Schlaf, und Vergil schrak zusammen. Er würde nicht gut schlafen, soviel war ihm klar. Er war nicht gewohnt, jemand in seinem Bett zu haben.

Vier...

Seine braungefleckten Zähne glänzten im Dunkeln.

Am Morgen war Candice um einiges zurückhaltender. Sie bestand darauf, das Frühstück vorzubereiten. Er hatte Eier und dünn geschnittenes Rindfleisch in seinem alten Kühlschrank mit den abgerundeten Ecken, und Candice verstand etwas daraus zu machen, als wäre sie einmal Köchin in einem Schnellimbiss gewesen – oder war das einfach die Art, wie Frauen an solche Dinge herangingen? Er hatte nie die richtige Art und Weise, Spiegeleier zu braten, herausgebracht. Entweder lief der Dotter aus, oder die Ränder wurden braun und verbrannt.

Sie saßen einander am Tisch gegenüber, und Candice betrachtete ihn mit ihren großen braunen Augen. Er war hungrig und aß schnell. Mit Tischsitten und feinen Manieren konnte er nicht aufwarten, dachte er bei sich, aber warum auch? Was konnte sie mehr von ihm erwarten? Oder er von ihr?

»Gewöhnlich bleibe ich nicht die ganze Nacht, weißt du«, vertraute sie ihm an. »Meistens bestelle ich um vier Uhr früh, wenn der Kerl schläft, ein Taxi. Aber du hieltest mich bis fünf in Atem, und ich... wollte einfach nicht. Du machtest mich müde.«

Er nickte und wischte den Rest Dotter mit dem letzten Bissen Toast auf. Er war nicht sonderlich interessiert, zu erfahren, mit wie vielen Männern sie geschlafen hatte. Wenige waren es jedenfalls nicht, wie es sich anhörte.

Vergil hatte in seinem ganzen bisherigen Leben drei Eroberungen gemacht, und davon war nur eine halbwegs zufriedenstellend gewesen. Die erste mit siebzehn – ein unglaublicher Glücksfall – und die dritte vor einem Jahr. Die dritte war zufriedenstellend gewesen und hatte ihn verletzt. Es war der Anlaß gewesen, der ihn gezwungen hatte, sich damit abzufinden, daß er zwar ein heller Kopf war, mit seiner Erscheinung aber nicht viel Staat machen konnte.

»Das hört sich furchtbar an, nicht wahr?« sagte sie. »Ich meine, das mit den Taxis und allem.« Sie schaute ihn unverwandt an. »Ich bin sechsmal gekommen«, sagte sie.

»Nicht schlecht.«

»Wie alt bist du?«

»Zweiunddreißig«, sagte er.

»Du wirkst wie ein Halbwüchsiger – im Bett, meine ich. Ausdauer.«

Mit siebzehn war er nicht annähernd so tüchtig gewesen.

»Hat es dir Spaß gemacht?«

Er legte die Gabel aus der Hand und blickte nachdenklich auf. Es hatte ihm Spaß gemacht, zuviel. Wann würde sich die nächste Gelegenheit bieten? »Doch, gewiß.«

»Weißt du, warum ich dich aussuchte?« Sie hatte ihr einzelnes Spiegelei kaum berührt und kaute noch immer an ihrem einzigen Streifen Roastbeef. Ihre Fingernägel hatten die Nacht makellos überstanden. Wenigstens hatte sie ihn nicht gekratzt. Oder hätte es ihm gar gefallen?

Er verneinte.

»Weil ich wußte, daß du ein Techie bist. Ich hatte noch nie mit einem Techie geschlafen. Vergil, so heißt du doch, nicht wahr? Vergil Ian Ulam. Ich hätte eher angefangen, wenn ich es gewußt hätte.« Sie lächelte. Ihre Zähne waren weiß und gleichmäßig, wenn auch etwas groß. Ihre Unvollkommenheiten ließen sie ihm noch liebenswerter erscheinen.

»Danke. Ich kann nicht für uns alle sprechen. Die anderen Techies, meine ich. Wer immer sie sind.«

»Nun, ich finde dich süß«, sagte sie. Das Lächeln verflog, verdrängt von ernsthafter Überlegung. »Mehr als süß. Wirklich, Vergil, du bist die beste Nummer, die ich je hatte. Mußt du heute zur Arbeit?«

»Nein«, sagte er. »Ich kann mir meine Arbeitszeit aussuchen.«

»Gut. Bist du fertig mit dem Frühstück?«

Noch dreimal schafften sie es bis zum Mittag. Er konnte es nicht richtig glauben. In seinem ganzen Leben hatte er noch nicht so viel gevögelt wie in den letzten zwölf Stunden.

Candice war wund, als sie ging. »Mir ist, als hätte ich ein Jahr für den Fünfkampf trainiert«, sagte sie, als sie in der Tür stand, den Mantel in der Hand. »Möchtest du, daß ich heute abend wiederkomme? Ich meine, zu Besuch?« Sie schien besorgt. »Ich kann es nicht schon wieder machen. Ich glaube, du hast meine Periode vorzeitig ausgelöst.«

»Bitte«, sagte er und ergriff ihre Hand. »Das wäre fein.« Sie schüttelten einander ziemlich förmlich die Hand, und Candice ging hinaus in den Frühlingssonnenschein. Vergil verweilte noch kurze Zeit an der Tür, wo er abwechselnd lächelte und ungläubig den Kopf schüttelte.

Eine Woche nachdem er Candice kennengelernt hatte, begann Vergils Geschmack sich zu ändern. Bis dahin hatte er hartnäckig an Süßspeisen und Stärke festgehalten, an fettem Fleisch und Brot und Butter. Seine Liebesspeise war eine Pizza Vierjahreszeiten, mit Schinken und Paprika, Anchovis und Oliven.

Candice regte an, daß er weniger Fett essen solle – sie nannte es »diesen öligen Scheiß« – und statt dessen mehr Gemüse und Getreide. Seinem Körper schien es recht zu sein.

Auch die Menge der Nahrung, die er zu sich nahm, ging zurück. Er erreichte rascher den Sättigungspunkt. Sein Bauchumfang verringerte sich merklich. Und wenn er allein in der Wohnung war, verspürte er eine neue und unerklärliche Rastlosigkeit.

Mit seinen veränderten Eßgewohnheiten ging ein Wandel in seiner Einstellung zur Liebe einher. Das kam nicht unerwartet; Vergil verstand genug von Psychologie, um zu erkennen, daß er bloß eine zufriedenstellende Beziehung brauchte, um von seiner nervösen Abneigung gegen Frauen geheilt zu werden. Candice schenkte ihm diese erfüllende Beziehung.

Manche Abende verbrachte er mit Übungen. Seine Füße schmerzten nicht mehr so sehr. Alles schien sich zum Besseren zu wenden. Die Welt wurde ein angenehmerer Ort. Seine Rückenschmerzen ließen allmählich nach. Verblaßten aus dem Gedächtnis. Sie wurden nicht vermißt.

Vieles davon schrieb er Candice zu, geradeso wie unter den Halbwüchsigen Gerüchte kursierten, die den Verlust der

Jungfräulichkeit mit dem Abklingen von Akne in Verbindung brachten.

Bisweilen wurde die Beziehung stürmisch. Candice fand ihn unerträglich, wenn er versuchte, seine Arbeit zu erklären. Er behandelte das Thema mit kaum verhohlenen Zorn und gab sich selten die Mühe, komplizierte technische Zusammenhänge vereinfachend darzustellen. Mehr als einmal war er nahe daran, ihr zu gestehen, daß er sich die Lymphozyten injiziert hatte, ließ es aber sein, als ihm klar wurde, daß sie sich bereits gründlich langweilte. »Sag mir Bescheid, wenn du ein billiges Heilmittel für Herpes findest«, sagte sie. »Dann lassen wir uns von den streng moralischen christlichen Vereinen dafür bezahlen, daß wir es nicht auf den Markt bringen.«

Während er sich nicht länger um Geschlechtskrankheiten sorgte – Candice hatte sich in der Sache aufgeschlossen gezeigt und ihn überzeugt, daß sie sauber war –, bekam er eines Abends plötzlich einen Hautausschlag, eine eigentümliche, juckende Fläche weißlicher Knoten auf Brust und Bauch. Am Morgen war sie vergangen und kehrte nicht wieder.

Vergil lag im Bett, neben sich die leise atmende, halb vom Laken verhüllte Gestalt, deren Hüften einem schneebedeckten Hügel glichen und deren Rücken freilag, als trüge sie ein verführerisch ausgeschnittenes Abendkleid. Sie waren vor drei Stunden ins Bett gegangen, und er lag noch immer wach und überlegte, daß er in den vergangenen zwei Wochen öfter mit Candice geschlafen hatte als vordem mit allen anderen Frauen in seinem Leben.

Dies beschäftigte seine Phantasie. Er hatte sich immer für Statistiken interessiert. In einem Experiment kündeten Zahlen von Erfolg oder Mißerfolg, ebenso wie im Geschäftsleben. Er begann jetzt zu fühlen, daß seine »Affäre« (wie seltsam dieses Wort sich in seinem Denken ausnahm!) mit Candice auf dem

besten Wege zum Erfolg war. Wiederholbarkeit war das Kennzeichen eines guten Experiments, und dieses Experiment hatte...

... Und so weiter, endlose nächtliche Grübeleien, die um einiges weniger produktiv waren als traumloser Schlaf.

Candice verblüffte ihn. Frauen hatten Vergil, der so wenig Gelegenheit gehabt hatte, sie kennenzulernen, immer verblüfft; aber er vermutete, daß Candice verblüffender sei als die Norm. Er konnte sie nicht ergründen. Wenn sie jetzt miteinander schliefen, ging die Initiative selten von ihr aus, aber sie nahm mit hinreichendem Enthusiasmus daran teil. Er sah sie als eine Katze, die nach einem neuen Nest suchte und sich, sobald sie es gefunden hatte, schnurrend darin niederließ, ohne daran zu denken, was der nächste Tag bringen mochte.

Weder Vergils Leidenschaft noch seine Lebensweise ließen diese Art von gesättigter Gleichgültigkeit zu.

Es fiel ihm schwer, Candice als intellektuell tieferstehend zu sehen. Bisweilen zeigte sie sich annehmbar geistreich und aufmerksam, und dann war es lustig, mit ihr beisammen zu sein. Aber sie beschäftigte sich nicht mit denselben Dingen wie er. Candice glaubte an die Oberflächenwerte des Lebens – Äußerlichkeiten, Rituale, was andere Leute dachten und taten. Vergil hingegen kümmerte es wenig, was andere Leute dachten, solange sie nicht aktiv in seine Pläne eingriffen.

Candice akzeptierte und erfuhr. Vergil zündete und beobachtete.

Er beneidete sie. Wie sehr wünschte er sich eine Linderung der ständig mahlenden Gedanken und Pläne und Sorgen, der Verarbeitung von Information, um neue Einsichten zu gewinnen. Wie Candice zu sein, wäre eine Erholung.

Candice wiederum sah in ihm unzweifelhaft einen Anreger und Beweger. Sie führte ihr eigenes Leben, mit wenigen Plänen, ohne viel Nachdenken und ohne irgendwelche

Skrupel... Gewissensbisse waren ihr so fremd wie selbstkritische Betrachtungen. Als es klargeworden war, daß dieser Anreger und Beweger arbeitslos war und wenig Hoffnung hatte, bald wieder eine Anstellung zu finden, war ihre Zuversicht davon seltsam unberührt geblieben. Vielleicht hatte sie, wie eine Katze, wenig Verständnis von diesen Dingen.

So schief sie, wohligh erschöpft von ihren geschlechtlichen Aktivitäten, und er grübelte und durchlebte immer wieder die Geschehnisse bei Genetron, sorgte sich um die Implikationen, das zugegebenermaßen übereilte und unbedachte Injizieren seiner veränderten Lymphozyten in seinen Blutkreislauf, seine Unfähigkeit, sich auf die nächsten Schritte zu konzentrieren.

Er starrte zur dunklen Decke auf, dann kniff er die Augen zu, um die Phosphenmuster zu beobachten. Um den Effekt zu verstärken, führte er die Hände zu den Augen und drückte mit den Zeigefingern von außen gegen die Lider. Heute nacht konnte er sich jedoch nicht mit psychedelischen Augenlider-Filmen unterhalten. Nichts als warme Dunkelheit kam, untermalt von kurzen Lichterscheinungen, die so fern und unbestimmt waren wie Mündungsfeuer von einem anderen Kontinent.

Jenseits des Grübelns, doch hellwach, überließ er sich ziellos schweifenden Gedanken und einer Aufmerksamkeit, die kein besonderes Ziel hatte...

... bemüht, auf den Morgen zu warten...

Gedanken an alle verlorenen Dinge zu meiden und an alle kürzlich gewonnen, die verloren gehen könnten er ist nicht bereit und dennoch bewegt er und erschüttert noch als Verlierer.

Am Sonntagmorgen der dritten Woche:

Candice reichte ihm eine Tasse heißen Kaffees. Sekundenlang starrte er darauf. Etwas stimmte nicht mit der Tasse und ihrer Hand. Er tastete nach der Brille, sie aufzusetzen, aber mit den Gläsern sah er auch nicht deutlicher, und seine Augen schmerzten. »Danke«, murmelte er, nahm ihr die Tasse ab und rückte im Bett aufwärts, bis er das Kopfkissen im Rücken hatte. Dabei verschüttete er ein wenig vom Kaffee auf die Laken.

»Was hast du heute vor?« fragte sie. (Die Zeitung nach Stellenangeboten durchforschen? Die Frage schien dahinterzustehen, aber Candice legte nie besonderen Wert auf Verantwortung und stellte keine Fragen nach seinen Geldmitteln.)

»Sehen, ob es Arbeit gibt, denke ich«, sagte er. Wieder blinzelte er durch die Brille und hielt sie dabei mit einer Hand an der Schläfe.

»Ich«, sagte sie, »werde eine Anzeige zum Büro bringen und an dem kleinen Gemüsestand unten an der Straße einkaufen. Dann werde ich mir eine Mahlzeit zubereiten und sie allein essen.«

Er schaute sie verdutzt an.

»Was hast du«, fragte sie.

Er nahm die Brille ab. »Warum allein?«

»Weil ich finde, daß du anfängst, mich für selbstverständlich zu halten. Das gefällt mir nicht. Ich spüre, daß du mich akzeptierst.«

»Was ist daran auszusetzen?«

»Nichts«, sagte sie in geduldigem Ton. Sie hatte sich zum Ausgehen angezogen und das Haar gekämmt, das ihr nun lang und schimmernd auf die Schultern hing. »Ich möchte einfach nicht das Gewürz verlieren.«

»Gewürz?«

»Sieh mal, jede Beziehung hat dann und wann nötig, daß das Kätzchen die Krallen zeigt. Ich fange an, dich als einen jederzeit verfügbaren jungen Hund zu sehen, und das ist nicht gut.«

»Nein«, sagte Vergil. Er schien zerstreut.

»Hast du letzte Nacht nicht geschlafen?« fragte sie.

»Nein«, sagte Vergil. »Nicht viel.« Er schaute verwirrt drein.

»Was gibt es sonst noch?«

»Ich sehe dich ganz deutlich«, sagte er.

»Siehst du? Du nimmst mich als gegeben hin.«

»Nein, ich meine... ohne Brille. Ich kann dich ohne Brille ganz deutlich sehen.«

»Na, wie *schön* für dich!« sagte Candice mit katzenhafter Sorglosigkeit. »Ich werde dich morgen anrufen. Sorge dich nicht.«

»O nein«, sagte Vergil und drückte sich die Fingerspitzen gegen die Schläfen.

Leise schloß sie die Tür hinter sich.

Er blickte im Zimmer umher.

Alles war wunderbar scharf. Er hatte seine Umgebung nicht mehr so klar gesehen, seit die Masern ihm in seinem siebten Jahr das Augenlicht geschädigt hatten.

Das war die erste Verbesserung, von der er überzeugt war, daß er sie nicht Candice zuschreiben konnte.

»Gewürz«, sagte er und zwinkerte zu den Gardinen.

Vergil hatte, so schien es ihm, Wochen in Büros wie diesem verbracht: beigefarbene Wände, graues Stahlmobiliar mit säuberlich geordneten Stößen von Papieren, Eingang-Ausgang-Körben und einem Mann oder einer Frau, die in höflichem Ton psychologisch effektvolle Fragen stellten. Diesmal war es eine Frau, üppig und gut gekleidet, mit einem freundlichen, geduldigen Gesicht. Vor ihr lag seine Bewerbung auf dem Tisch, und das Ergebnis eines psychologischen Tests. Er hatte längst gelernt, wie man derartige Tests bestand: Wollen sie eine Skizze haben, darfst du keine Augen oder scharfe, keilförmige Gegenstände zeichnen, sondern vielmehr Lebensmittel oder hübsche Frauen; deine Ziele mußt du immer in klaren, praktischen Begriffen darstellen, dir dabei aber eine Spur zuviel zumuten; zeige Einbildungskraft, aber keine überschäumende Phantasie.

Sie deutete mit einem Kopfnicken zu seinen Papieren und faßte ihn ins Auge. »Ihre Unterlagen sind bemerkenswert, Mr. Ulam. Zwar läßt Ihr akademischer Hintergrund ein wenig zu wünschen übrig, aber Ihre praktische Erfahrung könnte dies mehr als ausgleichen. Ich nehme an, Sie wissen schon, welche Fragen wir als nächstes stellen werden.«

Er machte große Augen, ganz Unschuld.

»In Ihrem Bewerbungsschreiben drücken Sie sich ein wenig vage darüber aus, was Sie für uns tun könnten, Mr. Ulam. Ich würde gern mehr darüber hören, wie Sie sich Ihre Mitarbeit in der Codonforschung vorstellen.«

Er blickte verstohlen auf seine Armbanduhr, nicht um sich der Stunde zu vergewissern, sondern des Datums. In einer

Woche würde es nur noch wenig oder gar keine Hoffnung mehr geben, seine veränderten Lymphozyten zu bergen. Dies war seine letzte Chance.

»Ich bin qualifiziert für alle Arten von Laborarbeit, sei es in der Forschung oder zu kommerziellen Zwecken.

Codonforschung ist eng mit der Pharmazie verwandt, und das interessiert mich, aber ich glaube eher, daß ich Ihnen mit Biochip-Programmen helfen könnte, die Sie entwickeln.«

Die Augen der Personalchefin wurden um ein geringes schmaler. Dummes Zeug, dachte er. Die Codonforschung wird zwangsläufig in Biochips einsteigen.

»Wir arbeiten nicht an Biochips, Mr. Ulam. Immerhin, Ihre praktische Erfahrung auf Gebieten, die mit der Pharmazie verwandt sind, ist eindrucksvoll. Sie haben sehr viel mit Kulturen gearbeitet; mir scheint, Sie würden für eine Brauerei beinahe so wertvoll sein wie für uns.« Das war die verwässerte Version eines alten Scherzes unter den Züchtern von Bottichkulturen. Vergil lächelte.

»Es gibt jedoch ein Problem«, fuhr sie fort. »Ihre Sicherheitsbewertung von einer Quelle ist sehr hoch, aber Ihre Einstufung durch Genetron, wo Sie zuletzt beschäftigt waren, ist abgrundtief.«

»Ich habe erklärt, daß es da zu persönlichen Unzuträglichkeiten gekommen ist...«

»Ja, und normalerweise gehen wir diesen Dingen nicht nach. Unsere Firma unterscheidet sich von anderen aufgrund ihres Programms, und wenn die Arbeitsunterlagen und Zeugnisse eines Bewerbers sonst gut sind, wie es in Ihrem Fall zu sein scheint, lassen wir solche Streitfälle außer acht. Aber ich muß manchmal meinem Instinkt folgen, Mr. Ulam. Und etwas ist hier nicht ganz in Ordnung. Sie arbeiteten an Genetrons Biochip-Programm mit.«

»In der Zusatzforschung.«

»Ja. Bieten Sie uns die speziellen Techniken und Kenntnisse an, die Sie sich bei Genetron angeeignet haben?«

Das war die verschlüsselte Frage, ob er die Betriebsgeheimnisse seines früheren Arbeitgebers verraten wollte. »Ja und nein«, sagte er. »Zunächst arbeitete ich nicht im zentralen Bereich des Biochip-Programms. Ich war in die wichtigen Geheimnisse nicht eingeweiht. Ich kann Ihnen jedoch die Ergebnisse meiner eigenen Forschung anbieten. Also lautet die Antwort, technisch gesehen, ja, da Genetron in den Vertragsklauseln nur die Weitergabe firmeneigener Verfahrenstechniken untersagte. Ich werde einige Geheimnisse preisgeben, wenn Sie mich einstellen. Aber sie werden Teil der Arbeit sein, die ich verrichtete.« Er hoffte, daß dieser Schuß irgendwo im Mittelfeld landete. Es war keine ausgesprochene Lüge, obwohl er so gut wie alles wußte, was es über Genetrans Biochips zu wissen gab, aber es war zugleich wahr, weil er der Meinung war, daß das gesamte Konzept der Biochips obsolet war, eine Totgeburt.

»Mm hmm.« Sie blätterte wieder in seinen Papieren. »Ich will offen mit Ihnen sprechen, Mr. Ulam. Vielleicht offener, als Sie mit mir gewesen sind. Sie sind ein für unsere Verhältnisse erstklassiger Mann, und wenn Sie auch ein Einzelgänger sind, würden wir die Chance, Sie einzustellen, mit Freuden nutzen... wäre da nicht ein Punkt. Ich bin mit Mr. Rothwild von Genetron befreundet. Er ist ein sehr guter Freund von mir und hat mir einige Informationen gegeben, die andernfalls als vertraulich klassifiziert werden müßten. Er nannte keine Namen, und er kann nicht gewußt haben, daß Sie mir an diesem Schreibtisch gegenüber sitzen würden. Aber er sagte mir, jemand bei Genetron habe sich über die behördlichen und betrieblichen Richtlinien hinweggesetzt und auf eigene Faust gentechnische Experimente mit rekombinierter Säugetier-DNS durchgeführt. Ich habe den

starken Verdacht, daß Sie diese Person sind.« Sie lächelte freundlich. »Habe ich recht?«

Bei Genetron war seit mehr als einem Jahr niemand entlassen worden oder von sich aus gegangen. Er nickte.

»Er war ziemlich aufgeregt. Er sagte, Sie seien brillant, würden aber jede Firma, die Sie einstellt, in Schwierigkeiten bringen. Und er sagte, er habe Ihnen gedroht, Sie auf die schwarze Liste zu setzen. Nun weiß ich so gut wie er, daß solch eine Drohung unter der heutigen Arbeitsgesetzgebung und den potentiellen Aussichten eines Rechtsstreites wirklich nicht viel bedeuten kann. Aber diesmal wissen wir durch Zufall mehr über Sie, als wir wissen sollten. Ich bin ganz offen mit Ihnen, denn es sollte hier kein Mißverständnis geben. Unter Druck werde ich leugnen, etwas davon gesagt zu haben. Mein eigentlicher Grund, daß ich Ihre Einstellung nicht befürworten kann, ist Ihr psychologisches Profil. Die einzelnen Elemente Ihrer Zeichnungen sind zu weit voneinander getrennt und lassen auf eine ungesunde Vorliebe für Selbstisolation schließen.« Sie gab ihm seine Bewerbungsunterlagen zurück. »Können Sie das verstehen?«

Vergil nickte. Er nahm seine Mappe und stand auf. »Sie kennen Rothwild nicht einmal«, sagte er. »Dies ist mir schon sechsmal passiert.«

»Nun ja, Mr. Ulam, unsere Industrie steckt noch in den Kinderschuhen, existiert erst seit knapp fünfzehn Jahren. Wenn es um gewisse Dinge geht, verlassen die Firmen sich noch immer aufeinander. Vorn auf der Bühne die schlimme Konkurrenz, die man der Halsabschneiderei bezichtigt, aber hinter den Kulissen hilft man sich gegenseitig aus. Es war interessant, mit Ihnen zu sprechen, Mr. Ulam. Guten Tag.«

Draußen vor der weißgetünchten Betonfassade blinzelte Vergil in den Sonnenschein.

Soviel zur Wiedergewinnung der Lymphozyten, dachte er. Das ganze Experiment würde bald zu nichts verblassen. Vielleicht war es ganz gut so.

Er fuhr nordwärts durch weißgoldenes, mit krummen Eichen gesprenkeltes Hügelland, vorbei an himmelblauen Seen, die von den Regenfällen des vergangenen Winters tief und klar lagen. Der Sommer war bisher mild gewesen, und selbst im Inland war die Temperatur nicht über dreißig Grad gestiegen.

Der Volvo schnurrte die endlose Strecke der Bundesstraße 5 entlang, durch Baumwollfelder, dann durch grüne Nußbaumpflanzungen. In den Vororten von Tracy bog Vergil in die Staatsstraße 580 ein. Sein Sinn war beinahe frei von Gedanken, das Autofahren ein Linderungsmittel für seine Sorgen. Wälder von Propellern auf Masten drehten sich zu beiden Seiten der Straße im Gleichmaß; jeder der riesigen schwingenden Flügel war annähernd zwanzig Meter lang.

Er hatte sich im Leben nicht besser gefühlt, und er machte sich Sorgen. Seit zwei Wochen hatte er nicht geniest, und das mitten in der Heuschnupfenzeit. Als er das letzte Mal Candice gesehen hatte, um ihr zu sagen, daß er nach Livermore fahren und seine Mutter besuchen wolle, hatte sie seine Hautfarbe erwähnt, die sich von fahler Blässe zu einem frischen Pfirsichrosa verändert hatte, und sein Befreitsein vom Schnupfen.

»Jedesmal, wenn ich dich sehe, Vergil, siehst du besser aus«, hatte sie lächelnd gesagt und ihn geküßt. »Komm bald wieder! Ich werde dich vermissen. Und vielleicht werden wir mehr Gewürz finden.«

Er sah besser aus, fühlte sich besser – und hatte keine Erklärung dafür. Er war nicht sentimental genug zu glauben,

daß Liebe alles bewirkte, selbst wenn er seine Empfindungen für Candice Liebe nannte. War es Liebe?

Etwas anderes.

Er mochte nicht darüber nachdenken, also fuhr er. Nach zehn Stunden verspürte er eine unbestimmte Enttäuschung, als er in die South Vasco Road einbog und südwärts ins Stadtzentrum von Livermore fuhr, einer kalifornischen Kleinstadt mit alten Backsteingebäuden, hölzernen Farmhäusern, die nun von Vororten umringt waren, Einkaufszentren, die denen in jeder anderen kalifornischen Stadt glichen... und am Stadtrand das Lawrence Livermore National Laboratory, wo neben vielen anderen Forschungsprojekten Atomwaffen entwickelt wurden.

Er hielt vor Guineveres Pizzabäckerei und zwang sich, eine mittelgroße Pizza, Salat und eine Cola zu bestellen. Während er in der pseudomittelalterlich eingerichteten Gaststube saß und wartete, überlegte er müßig, ob es in Livermore Laboreinrichtungen geben mochte, die er verwenden könnte. Wer glich mehr dem Dr. Strangelove – die Waffenentwickler oder der gute alte Vergil I. Ulam?

Die Pizza wurde serviert, und er blickte auf den zerlaufenen Käse, die fettige Salami, die anderen Zutaten. »Sonst hast du dieses Zeug immer gemocht«, sagte er sich mit halblauter Stimme. Er stocherte und schnippelte an der Pizza herum und aß den Salat auf. Das schien zu genügen. Er ließ den größten Teil seiner Mahlzeit auf dem Tisch zurück, wischte sich den Mund, lächelte dem jungen Mädchen hinter der Registrierkasse zu und ging wieder hinaus zu seinem Wagen.

Vergil freute sich nicht auf Besuche bei seiner Mutter. Er brauchte sie, in einer ungewissen und ärgerlichen Art und Weise, aber er hatte keine Freude daran.

April Ulam lebte in einem gut unterhaltenen, hundert Jahre alten zweistöckigen Haus, unweit der First Street. Das Haus war waldgrün gestrichen und hatte ein Mansardendach. Zwei

kleine Gärten, mit schmiedeeisernen Gittern eingezäunt, flankierten die steilen Eingangsstufen – ein Garten war für Blumen und Kräuter, der andere für Gemüse. Die überdachte Veranda war verkleidet und hatte eine mit Fliegengaze bespannte Lattentür, deren Scharniere quietschten und die von einer protestierenden Stahlfeder selbsttätig geschlossen wurde; der Zutritt zum eigentlichen Haus erfolgte durch eine schwere dunkle Eichentür mit einem facettierten Glasfenster und einem löwengesichtigen Türklopfer aus Messing.

Keine dieser Annehmlichkeiten war unerwartet, wenn sie zu einem alten Haus in einer Kleinstadt gehörten. Aber dann erschien seine Mutter, schlank und graziös in fließender lavendelfarbener Seide und golden schimmernden hochhackigen Schuhen. Ihr rabenschwarzes Haar war an den Schläfen kaum angegraut, und als sie herauskam, die Lattentür öffnete und in den Sonnenschein hinaustrat, begrüßte sie Vergil mit einer reservierten Umarmung und führte ihn dann hinein durch die Diele, seine Hand im leichten Griff ihrer dünnen kühlen Finger.

Im Wohnzimmer setzte sie sich auf eine mit grauem Samt bezogene Chaiselongue. Ihr Seidengewand umgab sie wie mit welken Blütenblättern. Das Wohnzimmer paßte insofern zum Haus, als es mit Gegenständen möbliert war, die eine ältere Frau (nicht seine Mutter) im Laufe eines langen und mäßig interessanten Lebens um sich gesammelt haben mochte. Außer der Chaiselongue gab es eine prall gestopfte Couch mit blauem Blumendekor, einen in Messing gefaßten runden Tisch mit arabischen Sprichwörtern, die in konzentrischen Kreisen um abstrakt geometrische Ornamente angeordnet waren, Nachahmungen von Tiffany-Lampen in drei Winkeln, und in der vierten eine verwitterte chinesische Kwan-Yin-Statue, aus einem zwei Meter langen Teakholzstamm geschnitzt. Sein Vater – in allen Gesprächen einfach »Frank« genannt – hatte

die Statue von einer Seereise mit der Handelsmarine aus Taiwan mitgebracht; sie hatte den dreijährigen Vergil halb zu Tode geängstigt.

Frank hatte sie beide in Texas verlassen, als Vergil zehn Jahre alt gewesen war. Sie waren dann nach Kalifornien gezogen. Seine Mutter hatte nicht wieder geheiratet und dies damit begründet, daß es ihre Optionen einschränken würde. Vergil war nicht einmal sicher, ob seine Eltern geschieden waren. Er erinnerte sich an seinen Vater als einen dunkelhaarigen Mann mit scharf geschnittenem Gesicht, scharfer Stimme, nicht tolerant und nicht intelligent, mit einem dröhnenden Lachen, das vornehmlich in Augenblicken der Verlegenheit und Unsicherheit hinausgeschmettert wurde. Noch jetzt konnte er sich nicht vorstellen, daß seine Eltern zusammen ins Bett gegangen sein, geschweige denn elf Jahre zusammengelebt haben konnten. Er hatte Frank nicht vermißt, außer in einer theoretischen Art und Weise, wie ein Junge einen Vater vermißt, der sich seiner Sorgen annehmen, ihm bei den Hausaufgaben helfen und eine Zuflucht sein konnte, wenn er Schwierigkeiten hatte, ein Kind zu sein. Diese Art von Vater hatte er immer vermißt.

»Also arbeitest du nicht«, sagte April und musterte ihren Sohn mit einem Ausdruck, der als gelinde besorgt ausgelegt werden konnte.

Vergil hatte seiner Mutter nichts von seiner Entlassung gesagt und stellte sich nicht einmal die Frage, wie sie davon wissen konnte. Sie war ihrem Mann intellektuell überlegen gewesen und konnte es an Schlagfertigkeit noch immer leicht mit ihrem Sohn aufnehmen, dem sie in praktischen und weltlichen Angelegenheiten ohnedies voraus war.

Er nickte. »Seit fünf Wochen.«

»Irgendwelche Aussichten?«

»Nicht besonders gute.«

»Man ließ dich zum eigenen Schaden gehen«, sagte sie.

»Zum eigenen großen Schaden, könnte man sagen.«

Sie lächelte; jetzt konnte das verbale Florettfechten beginnen. Ihr Sohn war sehr klug und konnte ungeachtet seiner anderen Fehler recht amüsant sein. Sie war nicht bekümmert, daß er keinen Arbeitsplatz hatte; das war einfach der Stand der Dinge, und er würde entweder untergehen oder schwimmen. In der Vergangenheit war ihr Sohn trotz seiner Schwierigkeiten immer an der Oberfläche geblieben, zwar mit viel Platschen und in schlechter Form, aber immerhin an der Oberfläche.

Seit er vor zehn Jahren ausgezogen war, hatte er sie nie um Geld gebeten.

»Und nun kommst du, zu sehen, was deine alte Mutter macht.«

»Was macht meine alte Mutter?«

»Sie steckt bis zum Hals drin, wie gewöhnlich«, sagte sie.

»Sechs Freier im letzten Monat. Es ist eine Qual, alt zu sein und nicht danach auszusehen, Vergil.«

Er schmunzelte und schüttelte den Kopf, was sie, wie er wußte, erwartete. »Irgendwelche Aussichten?«

Sie winkte spöttisch ab. »Nie wieder. Kein Mann könnte Frank ersetzen, Gott sei Dank.«

»Sie warfen mich hinaus, weil ich auf eigene Faust Experimente machte«, sagte er. Sie nickte und fragte, ob er Tee oder Wein oder ein Bier wolle. »Ein Bier«, sagte er.

Sie wies mit einem Kopfnicken zur Küche. »Der Kühlschrank ist nicht zugesperrt.«

Er nahm ein Bier heraus und wischte das Kondenswasser mit dem Ärmel ab, als er es ins Wohnzimmer trug. Er setzte sich in einen breiten Lehnstuhl und tat einen langen Zug.

»Sie wußten deine Brillanz nicht zu schätzen?«

Er schüttelte den Kopf. »Niemand versteht mich, Mutter.«

Sie blickte über seine Schulter ins Leere und seufzte. »Ich jedenfalls nie. Rechnest du in nächster Zeit mit einer neuen Anstellung?«

»Das fragtest du bereits.«

»Ich dachte, eine Umformulierung würde vielleicht eine bessere Antwort erbringen.«

»Die Antwort ist die gleiche, und wenn du in Suaheli fragst. Ich habe es satt, für andere zu arbeiten.«

»Mein unglücklicher, ungeratener Sohn.«

»Mutter«, sagte Vergil, ein wenig gereizt.

»Was hast du getan?«

Er gab ihr einen kurzen Überblick, von dem sie außer den wichtigsten Punkten wenig verstand. »Also wolltest du hinter ihrem Rücken ein Geschäft machen.«

Er nickte. »Wenn ich nur einen Monat mehr gehabt hätte, und wenn Bernard es gesehen hätte... Dann wäre jetzt alles in Butter.« Bei seiner Mutter war er selten ausweichend. Es war praktisch unmöglich, sie zu schockieren; mit ihr Schritt zu halten, war schwierig genug, und sie zu täuschen, noch schwieriger.

»Und du wärst jetzt nicht hier und würdest deine gebrechliche alte Mutter besuchen.«

»Wahrscheinlich nicht«, sagte Vergil achselzuckend.

»Außerdem gibt es ein Mädchen. Ich meine, eine Frau.«

»Wenn sie zuläßt, daß du sie ein Mädchen nennst, ist sie keine Frau.«

»Sie ist ziemlich unabhängig.« Er sprach eine Weile über Candice, über ihre dreisten Avancen am Anfang und ihre allmähliche Domestikation. »Ich gewöhne mich daran, sie um mich zu haben. Ich meine, wir leben nicht zusammen. Zur Zeit sind wir auf einer Art Wochenendbasis, um zu sehen, wie die Dinge sich entwickeln. In häuslichen Angelegenheiten bin ich

kein Gewinn.« April nickte und bat ihn, ihr ein Bier zu holen. Er brachte eine ungeöffnete Flasche.

»So zäh sind meine Fingernägel nicht«, sagte sie.

»Oh.« Er ging zurück in die Küche und öffnete sie.

»Nun, wieso erwartetest du, daß ein großer Gehirnchirurg wie Bernard etwas für dich tun könne?«

»Er ist nicht bloß ein Neurochirurg. Er interessiert sich seit Jahre für AI.«

»AI?«

»Artifizielle Intelligenz.«

»Ah.« Sie lächelte verstehend. »Du bist arbeitslos«, sagte sie, »vielleicht verliebt, ohne Aussichten. Erfreue dein Mutterherz noch mehr. Was geht sonst noch vor?«

»Ich experimentiere an mir selbst, glaube ich«, sagte er.

Sie schaute ihn groß an. »Wie?«

»Na, diese Zellen, die ich veränderte. Ich mußte sie hinausschmuggeln, indem ich sie mir injizierte. Und seither habe ich keinen Zugang zu einem Labor oder einer Arztpraxis gehabt. Inzwischen werde ich sie nicht wiedergewinnen können.«

»Wiedergewinnen?«

»Sie von den anderen absondern. Es gibt Milliarden von weißen Blutkörperchen, Mutter.«

»Warum solltest du dich sorgen, wenn sie deine eigenen sind?«

»Merkst du eine Veränderung?«

Sie musterte ihn. »Du bist nicht so blaß, und du trägst Kontaktlinsen.«

»Ich trage keine Kontaktlinsen.«

»Dann hast du vielleicht deine Gewohnheiten geändert und liest nicht mehr im Dunkeln.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe dein Interesse an all diesem Unsinn nie verstanden.«

Vergil starrte sie verblüfft an. »Es ist faszinierend«, sagte er.  
»Und wenn du nicht sehen kannst, wie wichtig es ist, dann...«

»Werde nicht schnippisch über meine speziellen Blindheiten. Ich gestehe sie ein, aber ich denke nicht daran, mir irgend etwas anzutun, um sie zu ändern. Nicht, wenn ich die Welt in dem Zustand sehe, in dem sie heutzutage ist, weil Leute mit deinen intellektuellen Neigungen sie dahin gebracht haben. Wahrhaftig, jeden Tag erfinden die da drüben in den Laboratorien neue Weltuntergangswaffen!«

»Du darfst die meisten Wissenschaftler nicht nach mir beurteilen, Mutter. Ich bin nicht typisch. Ich bin ein wenig...«  
Er konnte das Wort nicht finden und grinste. Sie beantwortete das Grinsen mit dem knappen Lächeln, das er nie hatte deuten können.

»Verrückter«, sagte sie.

»Unorthodoxer«, verbesserte er sie.

»Ich verstehe nicht, worauf du hinaus willst, Vergil. Was für Zellen sind das? Bloß Teile deines Blutes, an denen du gearbeitet hast?«

»Sie können denken, Mutter.«

Wieder reagierte seine durch nichts zu erschütternde Mutter in keiner vorhersehbaren Weise. »Gemeinsam – ich meine, alle miteinander, oder jede für sich?«

»Jede für sich. Aber in den letzten Experimenten neigten sie zu Zusammenschlüssen.«

»Sind sie freundlich?«

Vergil verdrehte die Augen zur Decke. »Es sind Lymphozyten, Mutter. Sie leben nicht einmal in derselben Welt wie wir. Sie können nicht freundlich oder unfreundlich in der Weise sein, wie wir die Begriffe verstehen. Für sie besteht die Welt aus Chemikalien.«

»Wenn sie denken können, können sie etwas fühlen, wenn meine Lebenserfahrung etwas taugt. Es sei denn, sie wären wie Frank. Natürlich dachte er nicht viel, also hinkt der Vergleich.«

»Ich hatte nicht die Zeit, herauszufinden, wie sie sind, oder ob sie so viel Denkfähigkeit entwickeln wie... wie ihr Potential es erlaubt.«

»Was ist ihr Potential?«

»Bist du sicher, daß du das verstehst?«

»Hört es sich so an, als ob ich es verstünde?«

»Ja. Darum zweifle ich. Ich weiß nicht, was ihr Potential ist, aber es ist sehr groß.«

»Vergil, dein Wahnsinn hat immer Methode gehabt. Was hofftest du mit alledem zu gewinnen?«

Das stoppte ihn. Er sah keine Hoffnung, sich auf dieser Ebene – der Ebene von Errungenschaften und Zielen – mit seiner Mutter zu verständigen. Sie hatte sein Bedürfnis, etwas zu leisten, nie verstanden. Für sie erschöpften sich Ziele darin, daß man sich bemühte, mit den Nachbarn in Frieden zu leben.

»Ich weiß nicht. Vielleicht nichts. Vergiß es!«

»Es ist vergessen. Wo wollen wir heute abend essen?«

»Laß uns marokkanisch essen«, sagte Vergil. »Also auf zum Bauchtanz!«

Von alledem, was er an seiner Mutter nicht verstand, war sein früheres Kinderzimmer der Gipfel. Spielzeug, Bett und Möbel, Poster an den Wänden – sein Zimmer war nicht in dem Zustand geblieben, in dem es sich befunden hatte, als er ausgezogen war, sondern in den Zustand zurückversetzt worden, in welchem es ihn als Zwölfjährigen beherbergt hatte. Die Bücher, die er damals gelesen hatte, waren aus den Kartons auf dem Speicher genommen worden und standen aufgereiht in Regalen des schmalen Bücherschranks, der einst

ausgereicht hatte, seine Bibliothek aufzunehmen. Taschenbücher und Buchklubausgaben konkurrierten mit Comicheften und ein paar Büchern über Wissenschaften und Elektronik, die ihm damals viel bedeutet hatten.

Fimplakate – inzwischen unzweifelhaft sehr wertvoll – zeigten die jugendlichen Gesichter inzwischen angejahrter oder gar verblichener Schauspieler. Er hatte diese Plakate mit Neunzehn abgenommen, zusammengelegt und in einer Schublade verstaut. April hatte sie wieder an den Wänden befestigt, nachdem er sein Studium begonnen hatte.

Sie hatte sogar sein kariertes Bettzeug wiederbelebt. Das Bett selbst war abgenutzt und vertraut, lockte ihn in eine Kindheit, von der er nicht einmal sicher war, ob er sie je gehabt, geschweige denn, zurückgelassen hatte.

Er erinnerte sich seiner vorpubertären Jahre als einer Zeit beträchtlicher Ängste und Sorgen. Ängsten, daß er für den Weggang seines Vaters verantwortlich sei, daß er in der Schule nicht mitkommen würde, Sorge, daß seine Schulkameraden ihn nicht akzeptieren würden. Und gleichzeitig Begeisterung. Die schwindelnde, übergroße Freude, die er empfunden hatte, als er einen Streifen Papier halb gedreht, die Enden zusammengeklebt und sein erstes Möbiussches Band hergestellt hatte; seine Ameisenfarm und seine Chemiekästen; seine Entdeckung von zehn Jahrgängen des *Scientific American* in einer Abfalltonne in der Zufahrt hinter dem Haus.

Im Dunkeln, gerade als er am Rand des Schlafes war, begann ihn der Rücken zu jucken. Er kratzte sich mechanisch, dann setzte er sich mit einem gemurmelten Fluch im Bett auf, drehte den Saum der Schlafanzugjacke zu einer Rolle zusammen und zog diese mit beiden Händen kreuz und quer über den Rücken, um das Jucken zu lindern.

Als er die Hand zum Gesicht führte, fühlte es sich völlig unvertraut an, wie das Gesicht eines anderen – Höcker und

Rücken, die Nase verlängert, wulstige Lippen. Doch als er mit der anderen Hand tastete, fühlte es sich normal an. Er rieb die Finger beider Hände aneinander. Das Tastempfinden war nicht richtig. Eine Hand war weitaus sensitiver als gewöhnlich, die andere beinahe taub.

Schweratmend stolperte er die Treppe hinauf zum Badezimmer und schaltete das Licht ein. Seine Brust juckte scheußlich. Zwischen seinen Zehen schien es von unsichtbaren Ameisen zu wimmeln. Seit er mit elf die Windpocken gehabt hatte, hatte er sich nicht mehr so elend gefühlt. In der gedankenleeren Konzentration auf seine Not streifte er den Schlafanzug ab und stellte sich unter die Dusche, um unter kaltem Wasser Erleichterung zu finden.

Das Wasser spritzte in einem schwachen Strahl aus den alten Leitungen und rieselte ihm über Kopf und Nacken, Schultern und Rücken. Dünne Rinnsale schlängelten sich über Brust und Beine abwärts. Beide Hände waren jetzt äußerst feinfühlig, und das Wasser schien in Nadeln zu kommen, erwärmend und dann abkühlend, brennend und dann erfrierend. Er streckte die Arme aus und hatte das Empfinden, die Luft selbst fühle sich klumpig an.

Er blieb fünfzehn Minuten lang unter der Dusche stehen, seufzte vor Erleichterung, als die Reizerscheinungen nachließen, rieb sich die juckenden Hautpartien mit den Handgelenken und Handrücken, bis sie gerötet waren. Seine Finger und Handflächen prickelten, und allmählich ließ das Prickeln nach und machte einem langsamen, pulsierenden Pochen wiederkehrender Normalität Platz.

Er trat aus der Dusche und trocknete sich ab, dann stand er nackt am Badezimmerfenster, fühlte die kühle Brise auf der Haut und lauschte den Grillen. »Gottverdammich«, sagte er langsam und ausdrucksvoll. Er wandte sich um und musterte sein Ebenbild im Badezimmerspiegel. Seine Brust war vom

Kratzen und Reiben fleckig und gerötet. Er drehte sich um und versuchte, über die Schulter hinweg seinen Rücken zu sehen.

Von den Schultern bis zum Gesäß überzogen undeutliche blasse Streifen unter der Hautoberfläche wie eine verrückte und unwillkommene Straßenkarte seinen Rücken. Während er sie beobachtete, verblichen die Streifen allmählich, bis er sich fragte, ob sie überhaupt dagewesen waren.

Mit heftig pochendem Herzen setzte er sich auf den Deckel der Toilette, stützte das Kinn in beide Hände und starrte auf seine Füße. Allmählich bekam er es mit der Angst.

Er lachte kehlig glucksend.

»Haben sich die kleinen Teufelsdinger doch ans Werk gemacht, hm?« murmelte er zu sich selbst.

»Vergil, fehlt dir was?« fragte seine Mutter von der anderen Seite der Badezimmertür.

»Nein, ich fühle mich gut«, sagte er. Besser und besser, mit jedem Tag.

»Solange ich lebe und atme, werde ich die Männer nie verstehen«, sagte seine Mutter und goß sich eine weitere Tasse vom starken schwarzen Kaffee ein. »Immer herumbasteln, immer in Schwierigkeiten.«

»Ich bin nicht in Schwierigkeiten, Mutter.« Es hörte sich nicht überzeugend an, nicht einmal in seinen eigenen Ohren.

»Nein?«

Er hob die Schultern. »Ich bin gesund, ich kann noch ein paar Monate ohne Arbeit durchkommen – und etwas muß sich schließlich finden.«

»Du suchst nicht einmal intensiv.«

Das traf zu. »Ich bin dabei, eine Depression zu überwinden.« Und das war eine unverfrorene Lüge.

»Dummes Zeug«, sagte seine Mutter. »Du hast in deinem Leben noch nie unter Depressionen gelitten. Du weißt nicht

mal, was es bedeutet. Du solltest für ein paar Jahre eine Frau sein und selbst sehen, wie es ist.«

Die Morgensonne schien durch die Gardinen am Küchenfenster und füllte die Küche mit gedämpfter, freundlicher Wärme. »Manchmal benimmst du dich, als ob ich eine Ziegelmauer wäre«, sagte Vergil.

»Manchmal bist du so. Lieber Himmel, Vergil, du bist mein Sohn. Ich gab dir das Leben – ich glaube, wir können Franks Beitrag außer acht lassen –, und ich sehe dich seit zweiunddreißig Jahren älter werden. Du bist nie erwachsen geworden, und an Feingefühl hat es dir schon immer gefehlt. Du bist ein kluger Junge, aber du bist einfach nicht vollständig.«

»Und du«, sagte er mit einer Grimasse, »bist ein tiefer Quell von Hilfe und Verständnis.«

»Ärgere die alte Frau nicht, Vergil. Ich verstehe und sympathisiere, soviel du verdienst. Du sitzt tief in der Tinte, nicht wahr. Dieses Experiment.«

»Ich wünschte, du würdest nicht darauf herumreiten. Ich bin der Wissenschaftler, und ich bin der einzige Betroffene, und bisher...« Er klappte den Mund hörbar zu und verschränkte die Arme. Es war alles verrückt. Die Lymphozyten, die er sich injiziert hatte, waren jenseits allen Zweifels inzwischen abgestorben oder altersschwach. Sie waren unter Laborbedingungen verändert und in Reagenzgläsern gehalten worden, hatten wahrscheinlich einen ganz neuen Satz histokompatibler Antigene entwickelt und waren mit großer Wahrscheinlichkeit schon vor Wochen von ihren unveränderten Artgenossen angegriffen und verschlungen worden. Jede andere Annahme entbehrte der Vernunft. Was er letzte Nacht erlebt hatte, war einfach eine komplexe allergische Reaktion gewesen. Warum ausgerechnet er und seine Mutter die Möglichkeit diskutieren sollten...

»Vergil?«

»Es war schön bei dir, Mutter, aber ich glaube, es ist Zeit, daß ich gehe.«

»Wie lang hast du noch?«

Er stand auf und starrte sie erschrocken an. »Ich bin nicht am Sterben, Mutter.«

»Sein ganzes Leben lang hat mein Sohn für diesen höchsten Augenblick gearbeitet. Mir scheint, daß er gekommen ist, Vergil.«

»Das ist völlig verrückt.«

»Ich gebe zurück, was du mir gesagt hast, Junge. Ich bin kein Genie, aber ich bin auch keine Ziegelmauer. Du erzählst mir, du habest intelligente Keime gezüchtet, und ich sage dir, auch wenn du es nicht hören willst: Wer einmal eine Toilette gesäubert oder einen Abfalleimer mit Windeln gereinigt hat, würde vor der Idee, daß es Keime gibt, die denken können, zurückschrecken. Was geschieht, wenn sie aufsässig werden, Vergil? Sag das deiner alten Mutter.«

Es gab keine Antwort. Er war nicht einmal sicher, daß ihre Diskussion einen vernünftigen Gegenstand hatte; nichts ergab einen Sinn. Aber er spürte, wie sein Magen sich zusammenzog.

Er hatte dieses Ritual früher schon zelebriert, war in Schwierigkeiten geraten und dann zu seiner Mutter gekommen, unbehaglich und unsicher, ohne recht zu wissen, von welcher Art seine Schwierigkeiten waren. Mit unheimlicher Regelmäßigkeit schien sie jedesmal auf eine höhere Argumentationsebene zu springen und seine Probleme zu identifizieren und vor ihm auszubreiten, daß sie unausweichlich wurden. Dies war nicht ein Dienst, der seiner Liebe zu ihr förderlich war, aber er machte sie für ihn wertvoll.

Er beugte sich vor und tätschelte ihr die Hand. Sie drehte die Hand herum und ergriff die seine. »Du gehst jetzt«, sagte sie.

»Ja.«

»Wie lang haben wir noch, Vergil?«

»Was?« Er konnte es nicht verstehen, aber auf einmal füllten sich seine Augen mit Tränen, und er begann zu zittern.

»Komm zurück zu mir, wenn du kannst!« sagte sie.

Entsetzt ergriff er seinen Koffer – am Vorabend gepackt – und rannte die Stufen runter zum Volvo, riß den Kofferraum auf und warf ihn hinein. Er lief um den Wagen und stieß sich das Knie an der hinteren Stoßstange. Schmerz fuhr stechend durch das Bein, ließ dann rasch nach. Er stieg ein und startete den Motor.

Seine Mutter stand auf der überdachten Veranda. Ihr seidenes Gewand wehte in der leichten Morgenbrise, und Vergil winkte ihr zu, als er anfuhr. Normalität. Wink deiner Mutter zu! Fahre davon!

Fahre davon, mit dem Wissen, daß dein Vater niemals existierte und daß deine Mutter eine Hexe war, und was das aus dir machte.

Er schüttelte den Kopf, bis ihm die Ohren dröhnten, und brachte es irgendwie fertig, den Wagen auf geradem Kurs zu halten.

Ein weißer Striemen zog sich über den linken Handrücken, wie ein mit Pflanzenschleim auf die Haut geklebter Faden.

Ein seltenes Sommerunwetter hatte den Himmel voller Wolkenfetzen, die Luft kühl und Regentropfen an den Fenstern der Wohnung zurückgelassen. Aus vier Blocks Entfernung war die Brandung zu hören, ein dumpfes, von Zischen überlagertes Grollen. Vergil saß vor seinem Computer, einen Handballen am Rand der Tastatur, den Finger in der Schwebe. Auf den Videoschirm war ein sich windendes, in Entwicklung befindliches DNS-Molekül zu sehen, umgeben von einem Proteinschleier. Flackernde Abtrennungen von den Phosphat-Zucker-Gerüsten der Doppelspirale ließen auf ein schnelles Eindringen von Enzymen schließen, die chemische Umsetzungen katalytisch steuerten. Zahlenkolonnen zogen am unteren Rand über den Bildschirm. Er beobachtete sie mit geteilter Aufmerksamkeit.

Er mußte bald mit jemandem sprechen – jemand anderem als seiner Mutter oder gar Candice. Die letztere war eine Woche nach seiner Rückkehr vom Besuch bei seiner Mutter bei ihm eingezogen, allem Anschein nach eifrig um Häuslichkeit bemüht, denn sie säuberte die Wohnung, räumte auf und bereitete seine Mahlzeiten.

Manchmal kauften sie zusammen ein, und das war erfreulich. Candice machte es Spaß, Vergil bei der Auswahl besserer Kleidungsstücke zu helfen, und er ging auf ihre Vorstellungen ein, obwohl die Erwerbungen sein bereits zusammengeschmolzenes Bankkonto weiter auszehrten.

Wenn sie ihn nach Dingen fragte, die sie beunruhigten, antwortete er mit Stillschweigen. Und sie wunderte sich,

weshalb er darauf bestand, daß sie im Dunkeln miteinander schliefen.

Sie schlug vor, daß sie zum Strand gingen, aber Vergil erhob Einwände.

Sie beunruhigte sich, daß er viel Zeit unter den neuen Bestrahlungslampen verbrachte, die er gekauft hatte.

»Vergil?« Candice stand in der Schlafzimmertür, eingehüllt in einen Frotteebademantel mit Rosenmuster. »Wir wollten zum Tierpark hinauffahren, erinnerst du dich?«

Er hob einen Finger zum Mund und kaute am Nagel, er schien sie nicht zu hören.

»Vergil?«

»Ich fühle mich nicht allzu gut.«

»Weil du nie hinausgehst, deshalb.«

»Tatsächlich fühle ich mich ganz gut«, sagte er und wandte sich auf dem Stuhl um. Er schaute sie an, gab aber keine weitere Erklärung.

»Ich verstehe nicht.«

Er zeigte zum Bildschirm. »Du hast es dir nie erklären lassen.«

»Du wirst ganz verrückt, und ich verstehe dich nicht«, sagte Candice mit bebenden Lippen.

»Es ist mehr, als ich je für möglich gehalten hätte.«

»Was, Vergil?«

»Die Verkettungen. Die Kombinationen. Die Macht.«

»Bitte, kannst du dich verständlich ausdrücken?«

»Ich bin gefangen. Verführt, aber schwerlich verlassen.«

»Ich habe dich nicht bloß verführt...«

»Nicht *du*, Süßes«, sagte er abwesend. »Nicht *du*.«

Candice näherte sich zögernd dem Schreibtisch, als ob der Bildschirm beißen könnte. Ihre Augen waren umflort, und sie nagte an der Unterlippe. »Schatz.«

Er notierte Zahlen vom unteren Rand des Bildschirms.

»Vergil.«

»Hmm?«

»Hast du in der Arbeit etwas getan, ich meine, bevor du dort aufhörtest, bevor wir uns kennenlernten?«

Er wandte den Kopf und blickte sie verständnislos an.

»Vielleicht mit den Computern? Warst du wütend und brachtest ihre Computerprogramme durcheinander?«

»Nein«, sagte er und grinste. »Ich brachte sie nicht durcheinander. Vielleicht drehte ich ein bißchen daran, aber sie werden es nicht merken.«

»Weil ich mal einen kannte, der etwas gegen das Gesetz tat und anfang, sich komisch zu benehmen. Er wollte nicht ausgehen, er mochte nicht viel reden, genau wie du.«

»Was hatte er getan?« fragte Vergil, immer noch Zahlen notierend.

»Er beraubte eine Bank.«

Der Bleistift hielt inne. Ihre Blicke trafen sich. Candice weinte.

»Ich liebte ihn und mußte ihn verlassen, als ich es erfuhr«, sagte sie. »Ich kann mit solch schlechten Dingen einfach nicht leben.«

»Keine Sorge!«

»Ich war vor ein paar Wochen schon drauf und dran, dich zu verlassen«, sagte sie. »Ich dachte, vielleicht hätten wir alles getan, was wir zusammen tun konnten. Aber es ist irgendwie verrückt. Ich habe nie jemanden wie dich gekannt. Du bist verrückt. Verrückt klug, nicht verrückt von irgendwelchen blödsinnigen Ideen, wie andere Kerle. Ich habe mir gedacht, daß es wirklich wundervoll sein würde, wenn wir einfach aufgelockerter miteinander sein könnten. Ich würde dir zuhören, wenn du etwas erklärst, vielleicht könntest du mir etwas von dieser Biologie und Elektronik beibringen.« Sie

zeigte zum Bildschirm. »Ich würde mir Mühe geben zu verstehen, wirklich!«

Vergils Mund hing offen. Er klappte ihn zu und schaute zum Bildschirm, zögerte wie in momentaner Verwirrung.

»Ich habe mich in dich verliebt. Als du fort warst, deine Mutter zu besuchen. Ist das nicht unheimlich?«

»Candice...«

»Und wenn du etwas wirklich Schlimmes getan hast, dann verletzt es nicht bloß dich, sondern auch mich.« Sie trat einen Schritt zurück, die Faust unter dem Kinn, als wollte sie sich selbst schlagen.

»Ich möchte niemand verletzen«, sagte Vergil.

»Ich weiß. Du bist nicht böse.«

»Ich würde dir alles erklären, wenn ich selbst wüßte, was geschieht. Aber ich weiß es nicht. Ich habe nichts getan, wofür man mich ins Gefängnis stecken könnte. Nichts Illegales.« Abgesehen von der Manipulation seiner Personalakte.

»Du kannst mir nicht erzählen, daß alles in Ordnung sei. Etwas bedrückt dich, plagt dich. Warum können wir nicht einfach darüber reden?« Sie zog einen faltstuhl aus dem Schrank und klappte ihn ein paar Schritte vom Schreibtisch entfernt auf und ließ sich darauf nieder, die Knie zusammengepreßt, die Füße auseinander.

»Ich sagte gerade, ich weiß nicht, was es ist.«

»Hast du... dir selbst etwas getan? Ich meine, hast du dir im Labor eine Krankheit geholt, oder was? Ich hörte, das sei möglich. Ärzte und Wissenschaftler arbeiten mit Krankheiten und stecken sich manchmal an.«

»Du und meine Mutter«, sagte er kopfschüttelnd.

»Wir machen uns Sorgen. Werde ich deine Mutter einmal kennenlernen?«

»In nächster Zeit wahrscheinlich nicht.«

»Es tut mir leid...« Sie schüttelte energisch den Kopf. »Ich wollte bloß offen mit dir reden.«

»Das ist schon in Ordnung«, sagte er.

»Ja?«

»Liebst du mich?«

»Ja«, sagte er und überraschte sich selbst damit, daß es sein Ernst war, wenn er den Blick auch nicht vom Bildschirm wandte.

»Warum?«

»Weil wir einander so ähnlich sind«, sagte er. Er war sich keineswegs darüber im klaren, wie er das meinte; vielleicht war ihnen beiden bestimmt, Versager zu sein, oder es jedenfalls nicht zu weit zu bringen – für Vergil war es das gleiche wie Versagen.

»Komm schon!«

»Wirklich. Vielleicht siehst du es bloß nicht.«

»Ich bin nicht so klug wie du, das ist sicher.«

»Manchmal ist es eine Qual, klug zu sein«, sagte er. Und er fragte sich, ob seine kleinen Lymphozyten vielleicht gerade dabei waren, dies herauszufinden: die Qual, klug zu sein, zu überleben...

»Können wir heute ein bißchen hinausfahren, irgendwohin, und ein Picknick machen? Von gestern abend ist noch kaltes Huhn da.«

Er notierte eine letzte Zahlenkolonne und begriff, daß er jetzt wußte, was er hatte wissen wollen. Die Lymphozyten konnten ihre Biologie an andere Zelltypen weitergeben. Also waren sie für die physiologischen Veränderungen verantwortlich, die er festgestellt hatte.

»Ja«, sagte er. »Ein Picknick wäre großartig.«

»Und dann, wenn wir zurückkommen... mit Beleuchtung?«

»Warum nicht?« Früher oder später würde sie es erfahren. Und er konnte sich zur Erklärung der Streifenmuster etwas

ausdenken. Die Schwielen waren zurückgegangen, seit er mit der Lampenbestrahlung begonnen hatte. Er dankte Gott für kleine Vergünstigungen.

»Ich liebe dich«, sagte sie, noch immer auf dem Faltstuhl sitzend und ihn anblickend.

Er sammelte die Berechnungen und Niederschriften und schaltete den Computer aus. »Danke«, sagte er leise.

# **PROPHASE**

*Oktober-Dezember*

*Irvine, Kalifornien*

Zwei Jahre waren vergangen, seit Edward Milligan Vergil zuletzt gesehen hatte. Edwards Erinnerung hatte kaum etwas mit dem gebräunten, lächelnden und gut gekleideten Herrn zu tun, der vor ihm stand. Sie hatten am Tag zuvor eine telefonische Verabredung zum Mittagessen getroffen und standen einander jetzt am Kantineingang des neuen Medizinischen Zentrums Mount Freedom in Irvine gegenüber.

»Vergil?« Edward drückte ihm die Hand und ging um ihn herum, einen Ausdruck übertriebener Verwunderung im Gesicht. »Bist du es wirklich?«

»Gut, dich wiederzusehen, Edward.« Er erwiderte den Händedruck kräftig. Er hatte zwanzig bis fünfundzwanzig Pfund abgenommen, und was blieb, schien besser proportioniert. Als Medizinstudent war Vergil ein dicklicher junger Mann mit einem ungebärdigen Haarschopf und vorstehenden Zähnen gewesen, der im Studentenwohnheim Türdrücker verkabelt und unter Strom gesetzt hatte, der seinen Kommilitonen Punsch gegeben hatte, der ihren Urin blau färbte, und der es nie zu einer Verabredung mit einem Mädchen gebracht hatte, ausgenommen Eileen Termagant, die einige seiner körperlichen Merkmale mit ihm gemeinsam hatte und froh über jeden war, der ihr auch nur einen Funken Aufmerksamkeit schenkte.

»Du siehst phantastisch aus«, sagte Edward. »Hast du den Sommer in Cabo San Lucas verbracht?«

Sie stellten sich vor der Selbstbedienungstheke an und wählten ihre Speisen. »Die Bräune«, sagte Vergil und stellte

einen Karton Milchkakao auf sein Tablett, »ist von drei Monaten Höhensonnenbestrahlung. Und meine Zähne habe ich korrigieren lassen, nachdem ich dich das letzte Mal sah.«

Edward schaute genauer und hob Vergils Lippe mit einem Finger. »Sehr gut gemacht. Aber noch verfärbt.«

»Ja«, sagte Vergil, rieb sich die Lippe und holte tief Atem. »Nun, den Rest werde ich dir noch erzählen, aber wir brauchen einen Platz, wo wir ungestört sprechen können, oder wenigstens einen, wo uns niemand beachtet.«

Edward steuerte ihn in die Raucherecke, wo drei Unentwegte auf die sechs Tische verteilt saßen. »Hör zu, es ist mein Ernst«, sagte er, als sie ihre Tablett abluden. »Du hast dich verändert. Du siehst gut aus.«

»Ich habe mich mehr verändert, als du ahnst.« Vergils Ton war unheilverkündend und etwas theatralisch, und er verstärkte die schauspielerische Darbietung durch hochgezogene Brauen. »Wie geht es Gail?«

»Gut. Wir sind seit einem Jahr verheiratet.«

»He, meinen Glückwunsch.« Vergils Blick wanderte zu dem Essen vor ihm – Ananasschnitten und Hüttenkäse, ein Stück Kuchen mit Bananencreme. »Fällt dir noch was auf?« fragte er.

Edward musterte ihn mit konzentrierter Aufmerksamkeit. »Hm.«

»Sieh mich genauer an.«

»Ich bin nicht sicher. Nun, ja, du trägst keine Brille. Kontaktlinsen?«

»Nein. Ich brauche keine Brille mehr.«

»Und du kleidest dich modisch und elegant. Wer kauft dir die Sachen? Ich hoffe, sie ist so sexy wie sie geschmackvoll ist.«

»Candice«, sagte er mit dem altvertrauten, halb entschuldigenden Lächeln, das unversehens in ein uncharakteristisches schlaues Grinsen überging. »Ich bin

gefeuert worden. Schon vor vier Monaten. Ich lebe von meinen Ersparnissen.«

»Augenblick«, sagte Edward. »Das ist ein bißchen viel auf einmal. Kannst du es nacheinander erklären? Du hattest einen Job. Wo?«

»Zuletzt bei Genetron in Enzyme Valley.«

»In der Torrey Pines Road?«

»Richtig. Eine Niedertracht. Und du wirst sehr bald mehr von denen hören. Sie werden demnächst Aktien ausgeben. Der Höhenflug ist schon programmiert. Sie haben mit MABs einen Durchbruch erzielt.«

»Biochips?«

Er nickte. »Sie haben welche, die funktionieren.«

»Was?« Edward zog die Brauen hoch.

»Mikroskopische logische Schaltkreise. Du injizierst sie dem menschlichen Körper, und sie setzen sich dort fest, wo du es ihnen sagst, und sehen nach dem Rechten. Mit Dr. Michael Bernards Zustimmung.«

Edwards Brauen steilten sich zu Spitzbogen auf. »Gott, Vergil, dieser Bernard ist beinahe ein Heiliger. Alle paar Wochen siehst du sein Bild auf irgendeiner Titelseite. Warum erzählst du mir dies alles?«

»Es soll vorläufig geheim bleiben – Aktienemission, Durchbruch, alles. Aber ich habe noch meine Verbindungen. Ist dir der Name Hazel Overton ein Begriff?«

Edward schüttelte den Kopf. »Sollte er es sein?«

»Wahrscheinlich nicht. Ich dachte, sie könne mich nicht ausstehen, aber wie sich herausstellt, zollte sie mir widerwilligen Respekt. Vor zwei Monaten rief sie mich an und fragte, ob ich an ihrer Stelle für einen Artikel über F-Faktoren in E. coli Genomen verantwortlich zeichnen würde.« Er blickte über die Schulter und fuhr in gedämpftem Ton fort: »Aber du

kannst mit der Information machen, was du willst. Ich bin fertig mit diesen Schweinekerlen.«

Edward pffiff leise. »Willst mich reich machen, wie?«

»Wenn es das ist, was du willst. Oder du kannst mir eine Weile zuhören, bevor du zu deinem Aktienmakler stürzt.«

»Selbstverständlich. Erzähl mir, was du auf dem Herzen hast!«

Vergil hatte den Hüttenkäse und den Kuchen nicht angerührt. Er hatte jedoch die Ananasscheiben gegessen und die Packung Milchkakao leergetrunken. »Vor ungefähr fünf Jahren fing ich ganz unten bei Genetron an. Mit meinem Medizinstudium und meiner Computererfahrung war ich der richtige Mann für die Betriebe im Enzyme Valley. Ich ging mit meinen Unterlagen hausieren und wurde von Genetron eingestellt.«

»So einfach war das?«

»Nein.« Vergil stocherte mit der Gabel im Hüttenkäse herum. Dann legte er die Gabel aus der Hand. »Ich habe meine Unterlagen ein wenig geschönt. Zeugnisse, Examen und dergleichen. Niemand ist bis heute darauf gekommen. Ich wurde gleich als hoffnungsvoller Nachwuchsmann angesehen und konnte mich frühzeitig durch Proteinanordnungen und die Vorstufen zur Biochip-Forschung profilieren. Genetron hat finanzstarke Hintermänner, und wir bekamen alles, was wir brauchten. Nach vier Monaten arbeitete ich selbständig, teilte zwar ein Labor mit einer Kollegin, durfte aber unabhängige Forschung betreiben. Dabei gelang mir ein Durchbruch.« Er winkte nonchalant ab. »Dann stieß ich auf neue Fragestellungen. Ich tat weiterhin meine reguläre Arbeit. Aber nach Feierabend... Die Geschäftsleitung kam mir auf die Schliche und feuerte mich. Es gelang mir, einen Teil meines Experiments zu retten. Aber ich bin dabei nicht eben vorsichtig und überlegt vorgegangen. Und nun geht das Experiment außerhalb des Labors weiter.«

Edward hatte Vergil immer als ehrgeizig und mehr als ein wenig verschoben angesehen. Während seiner Schuljahre und des Studiums waren Vergils Beziehungen zu Autoritätsgestalten niemals problemlos gewesen. Edward war schon damals zu der Schlußfolgerung gelangt, daß die Wissenschaft für Vergil wie eine unerreichbare Frau war, die ihm plötzlich die Schenkel öffnete, bevor er für reife Liebe bereit war – so daß er in ständiger Furcht lebte, die Chance zu verpatzen, den Preis zu verlieren, seine Karriere zu ruinieren. Offenbar war es nun soweit. »Außerhalb des Labors? Ich verstehe nicht, wie du das meinst.«

»Ich möchte, daß du mich untersuchst. Was ich brauche, ist eine gründliche Allgemeinuntersuchung. Vielleicht eine Krebsdiagnostik. Dann werde ich mehr erklären.«

»Du willst eine Zehntausendollar-Untersuchung?«

»Was du machen kannst. Ultraschall, Computertomographie, Thermogramm, Radiochromatographie, alles.«

»Ich weiß nicht, ob ich zu all diesen Geräten Zugang bekommen kann, Vergil. Die Einrichtungen für die Ganzkörper-Computertomographie sind erst vor zwei Monaten installiert worden. Du hättest dir weiß Gott keine kostspieligere Diagnostik aussuchen können...«

»Dann Ultraschall und Radiochromatographie. Das ist alles, was du brauchst.«

»Ich bin ein Geburtshelfer, Vergil, kein glänzender Wunderdoktor aus einer Fernsehserie. Gynäkologe, Zielscheibe aller Medizinerwitze. Wenn du dich in eine Frau verwandelst, kann ich dir vielleicht helfen.«

Vergil beugte sich vor und steckte den Ellbogen beinahe in den Kuchen, konnte aber im letzten Augenblick ausweichen. Der alte Vergil hätte genau hineingetroffen. »Untersuche mich genau, und du wirst...« Er verengte die Augen und schüttelte den Kopf. »Sieh einfach zu, daß du mich untersuchen kannst!«

»Also werde ich dich für Ultraschall und Radiochromatographie anmelden. Wer bezahlt?«

»Die Krankenkasse. Bevor ich ging, habe ich bei Genetron die Personalakten überarbeitet. Was unter hunderttausend Dollar ausmacht, wird übernommen, und sie werden nie darauf kommen, daß etwas nicht stimmt. Aber es muß absolut vertraulich geschehen.«

Edward schüttelte den Kopf. »Du verlangst viel von mir, Vergil.«

»Möchtest du Medizingeschichte machen, oder nicht?«

»Soll das ein Scherz sein?«

Vergil schüttelte den Kopf. »Nicht auf deine Kosten, alter Freund.«

Noch am selben Nachmittag traf Edward die nötigen Vorbereitungen, füllte selbst die Vordrucke aus. Er kannte sich im Papierkrieg des Krankenhauses aus und wußte, daß die meisten Untersuchungen ohne offizielle Notiz stattfinden konnten, solange alles ordnungsgemäß aufgeschrieben und berechnet wurde. Seine Dienste berechnete er nicht. Schließlich hatte Vergil seinen Urin blau gefärbt. Sie waren Freunde.

Edward machte Überstunden. Er erklärte Gail in groben Umrissen, was er zu tun hatte; sie seufzte das Seufzen einer Arztfrau und sagte ihm, sie würde ihm einen Imbiß auf den Tisch stellen, wenn er spät heimkäme.

Um zehn Uhr abends kam Vergil ins Krankenhaus und traf Edward am verabredeten Seiteneingang des Flügels, den die Schwestern den Frankenstein-Flügel nannten. Edward saß auf einem orangefarbenen Plastikstuhl und las in einer Zeitschrift, als Vergil mit besorgter und ratloser Miene den kleinen

Vorraum betrat. Die Fluoreszenzlampen verfärbten seine Haut olivgelb.

Edward bedeutete der Nachtschwester, daß dies sein Patient sei, und führte Vergil mit der Hand am Ellbogen zum Untersuchungsbereich. Keiner von beiden sprach viel. Vergil zog sich aus, und Edward arrangierte ihn auf dem mit Papier bedeckten gepolsterten Tisch. »Deine Knöchel sind geschwollen«, sagte er und befühlte sie. Sie waren fest, nicht schwammig. Gesund, aber sonderbar. »Hm«, machte Edward und schaute Vergil an. Der hob die Brauen und erwiderte den Blick mit einem Ausdruck, der »Du hast noch nichts gesehen« besagte.

»Gut, ich werde mehrere Untersuchungen vornehmen und die Ergebnisse in einer Computersimulation kombinieren. Ultraschall zuerst.« Edward führte paddelähnliche Impulsgeber über Vergils ruhende Gestalt, um die Teile zu erreichen, die für das größere Gerät schwierig aufzuzeichnen waren. Dann schwang er den Tisch herum und schob ihn in die emaillierte Öffnung der Ultraschalldiagnostik-Einheit – das ›Summloch‹, wie die Schwestern es nannten. Nach zwölf separaten Durchgängen von Kopf bis Fuß zog er den Tisch wieder heraus. Vergil hatte die Augen geschlossen und schwitzte leicht.

»Klaustrophobische Empfindungen?« fragte Edward.

»Nicht sehr.«

»Radiochromatographie ist ein wenig unangenehm.«

»Nur voran, MacDuff!«

Die Radiochromatographie-Einheit war ein imponierender Kasten aus Chrom und himmelblauen Kunststoffoberflächen, der einen kleinen Raum einnahm. Es gab kaum genug Platz, den Tisch hineinzufahren. »Ich bin kein Fachmann mit diesem Gerät, also kann es eine Weile dauern«, sagte Edward, als er Vergil in die Höhlung half.

»Erklärt die Kostenexplosion im Gesundheitswesen«, murmelte Vergil und schloß die Augen, als Edward die Glasluke schloß. Der massive Magnet, der die Höhlung umgab, summte leise. Edward gab die Anweisung ein, alle Daten an das zentrale Bildschirmgerät im Nebenraum weiterzuleiten, und half Vergil wieder heraus.

»War es auszuhalten?« fragte Edward.

»*Courage*«, sagte Vergil in französischer Aussprache.

Im Nebenraum programmierte Edward die Integration und Darstellung der Daten auf einem großen Bildschirmgerät. Im Halbdunkeln dauerte es ein paar Sekunden, bis erkennbare Umrisse entstanden.

»Zuerst dein Skelett«, sagte Edward. Seine Augen weiteten sich, als die Wiedergabe erschien. Von dort ausgehend, zeigte der Bildschirm sodann Vergils innere Organe, die Muskulatur und zuletzt Blutgefäße und Haut.

»Wie lang ist der Unfall her?« fragte Edward und trat näher zum Bildschirm. Es gelang ihm nicht, das Beben seiner Stimme ganz zu unterdrücken.

»Ich war nie in einen Unfall verwickelt«, sagte Vergil.

»Mein Gott, sie haben dich geschlagen, um Geheimnisse zu bewahren?«

»Du verstehst mich nicht, Edward. Sieh dir die Darstellungen genauer an! Das sind keine traumatischen Verletzungen.«

»Sieh mal, da ist eine Verdickung.« Er zeigte zu den Knöcheln. »Und deine Rippen – diese verrückten Zickzackverschränkungen. Offensichtlich irgendwo gebrochen und...«

»Sehen wir uns mein Rückgrat an«, schlug Vergil vor. Edward ließ die Abbildung auf dem Schirm langsam rotieren.

Sofort kamen ihnen die aus Tetraedern und Oktaedern zusammengesetzten Konstruktionen des Architekten Buckminster Fuller in den Sinn. Es war phantastisch. Vergils

Rückgrat war ein Gebilde aus dreieckigen Knochenstrukturen, die sich in einer Art und Weise verbanden, die Edward nicht einmal genau erfassen, geschweige denn verstehen konnte. »Darf ich mal fühlen?«

Vergil nickte, und Edward befühlte ihm den Rücken mit den Fingerspitzen. Vergil hob die Arme und blickte zur Decke auf.

»Ich kann es nicht ertasten«, sagte Edward. »Es ist glatt. Es besteht eine gewisse Flexibilität; je fester ich drücke, desto zäher wird es.« Er ging um Vergil herum, die Hand um das Kinn gelegt. »Du hast keine Brustwarzen«, sagte er. Es gab winzige Pigmentflecken, aber sonst nichts.

»Siehst du?« sagte Vergil. »Ich werde von innen nach außen umgebaut.«

»Dummes Zeug«, erwiderte Edward.

Vergil blickte überrascht. »Du kannst nicht leugnen, was deine Augen dir zeigen«, sagte er. »Ich bin nicht derselbe, der ich vor vier Monaten war.«

»Ich weiß nicht, wovon du redest.« Edward spielte mit den Bildern herum, ließ sie rotieren, nahm sich die verschiedenen inneren Organe vor und spielte den Film der Computersimulation vorwärts und rückwärts.

»Hast du jemals etwas wie mich gesehen? Ich meine, die neue Konstruktion.«

»Nein.« Edward ging zur Tür und blieb dort stehen, die Hände in den Taschen des weißen Kittels. »Was, zum Teufel, hast du getan?«

Vergil erzählte es ihm. Die Geschichte kam in sich erweiternden Spiralen von Tatsachen und Ereignissen aus ihm heraus, und Edward mußte sich durch die Abschweifungen den Weg suchen, so gut er konnte.

»Wie«, fragte er, »setzt du DNS in Lesen-Schreiben-Gedächtnis um?«

»Zuerst mußt du eine Länge viraler DNS finden, die für Topoisomerasen und Gyrasen codiert ist. Du hängst diesen Abschnitt an deine Ziel-DNS an und erleichterst die Senkung der Bindungszahl, um dein Zielmolekül negativ zu überspulen. In früheren Experimenten verwendete ich Äthidium, aber...«

»Einfacher bitte, ich habe seit Jahren nichts mit Molekularbiologie zu tun gehabt.«

»Du hast das Ziel, ohne allzu große Schwierigkeiten Längen von Eingabe-DNS hinzuzufügen und abzuziehen, und das bewirkt die Anordnung der Enzym-Rückkoppelung. Ist sie vorhanden, öffnet sich das Molekül viel leichter und rascher für eine Transkription. Dein Programm wird auf zwei RNS-Ketten übertragen. Eine geht zum Leser – einem Ribosom –, um in ein Protein umgesetzt zu werden. Die erste RNS trägt gewöhnlich einen einfachen Startercode...«

Edward stand bei der Tür und hörte eine halbe Stunde lang zu. Als Vergil nach Ablauf dieser Zeit durch nichts zu erkennen gab, daß er zum Ende käme oder gar aufhören wollte, hob er die Hand. »Und wie führt dies alles zu Intelligenz?«

Vergil zog die Stirn in Falten. »Ich weiß es noch nicht genau. Es fing damit an, daß ich die Replikation von ›Logik-Schaltungen‹ immer einfacher fand. Die Genomen schienen sich dem Prozeß bereitwillig zu öffnen. Es gab sogar Teile, von denen ich schwören möchte, daß sie bereits für spezifische logische Aufgaben verschlüsselt waren – aber zu der Zeit dachte ich, sie wären einfach normale Intronen, Sequenzen, die nicht für Proteine verschlüsselt sind, Überbleibsel von alten fehlerhaften Transkriptionen, von der Evolution noch nicht eliminiert. Ich spreche jetzt von den Eukarioten. Prokarioten haben keine Intronen. Aber in den letzten Monaten habe ich nachgedacht. Hatte reichlich Zeit zum Nachdenken, ohne Arbeit.«

Er brach ab und schüttelte den Kopf, steckte die Finger ineinander und drehte sie hin und her.

»Und?«

»Es ist sehr seltsam, Edward. Schon in den Anfangssemestern haben wir von den »egoistischen Genen« gelernt, und daß Individuen und Populationen keine andere Funktion haben als die Erzeugung weiterer Gene ihrer Art. Aus Eiern werden Hühner, um mehr Eier zu machen. Und man schien zu denken, daß die Intronen bloß Gene seien, die keinen anderen Zweck hätten, als sich selbst innerhalb der Zelle zu reproduzieren. Alle Welt war sich darin einig, daß sie überflüssig wären, nutzlos. Ich hatte keinerlei Bedenken, mit Intronen zu arbeiten. Sie waren Ersatzteile, genetisch unfruchtbar. Ich konnte bauen, was ich wollte.« Wieder brach er ab, aber Edward blieb still. Vergil blickte mit feuchten Augen zu ihm auf. »Ich war nicht verantwortlich, ich wurde verführt.«

»Ich verstehe dich nicht, Vergil.« Edwards Stimme klang spröde, am Rand des Zorns. Er war müde, und alte Erinnerungen an Vergils Achtlosigkeit gegen andere stellten sich wieder ein; er war erschöpft, und Vergil leierte noch immer weiter, sagte nichts, was wirklich Sinn ergab.

Schließlich schlug Vergil mit der Faust auf die Tischkante. »Sie zwangen mich, es zu tun! Die gottverdammten Gene!«

»Warum, Vergil?«

»Damit sie sich nicht mehr auf uns verlassen müssen. Das höchste egoistische Gen. Die ganze Zeit überlege ich, daß die DNS bloß zu dem hinführte, was ich tat. Verstehst du? Jemand dazu verleiten, daß er ihr gibt, was sie wollte.«

»Das ist verrückt, Vergil.«

»Du hast nicht daran gearbeitet, du spürtest nicht, was ich spürte. Um zu tun, was ich tat, hätte es einer ganzen Forschungsgruppe bedurft, vielleicht sogar eines neuen

Manhattan-Projekts. Ich bin intelligent, aber nicht so intelligent. Die Dinge regelten sich wie von selbst, alles fand seinen Platz. Es war zu einfach.«

Edward rieb sich die Augen. »Ich werde jetzt noch eine Blutprobe nehmen, und ich möchte Urin und eine Stuhlprobe.«

»Warum?«

»Damit ich feststellen kann, was mit dir vorgeht.«

»Das habe ich dir gerade gesagt.«

»Es ist hirnverbrannt.«

»Edward, du kannst den Bildschirm sehen. Ich trage keine Brille mehr, mein Rücken schmerzt nicht mehr, ich habe seit vier Monaten keine Allergie gehabt, und ich bin nicht krank gewesen. Früher hatte ich wegen der Allergien ständig Infektionen in den Nasenhöhlen. Keine Erkältungen, keine Infektionen, nichts. Ich habe mich niemals besser gefühlt.«

»Also sind in dir veränderte kluge Lymphozyten am Werk, finden Fehler und reparieren sie.«

Vergil nickte. »Und inzwischen ist jede Anhäufung von Zellen so klug wie du oder ich.«

»Du erwähntest vorher keine Anhäufungen.«

»Sie pflegten sich im Medium zusammenzuschließen. Vielleicht hundert oder zweihundert Zellen. Der Grund wurde mir nie klar. Jetzt scheint es offenkundig. Sie arbeiten zusammen.«

Edward starrte ihn an. »Ich bin sehr müde.«

»Ich sehe es so, daß ich abnahm, weil sie meinen Stoffwechsel verbesserten. Meine Knochen sind kräftiger, mein Rückgrat wurde umgebaut...«

»Dein Herz sieht anders aus.«

»Davon wußte ich nichts.« Er untersuchte das Bild aus der Nähe. »Mein Gott, ich meine, ich habe nicht alles verfolgen können, seit ich von Genetron wegging; ich habe vermutet und

mich gesorgt. Du weißt nicht, welche Erleichterung es ist, mit jemandem, der es verstehen kann, darüber zu sprechen.«

»Ich verstehe es nicht.«

»Edward, die Beweise sind überwältigend. Ich dachte an das Fett. Sie können meine braunen Zellen vermehrt und meinen Stoffwechsel in Ordnung gebracht haben. Meine Eßgewohnheiten haben sich geändert. Aber sie sind noch nicht zu meinem Gehirn vorgedrungen.« Er tippte sich an den Kopf. »Sie verstehen alle Drüsenfunktionen und so weiter, aber sie haben nicht das große Gesamtbild, wenn du verstehst, was ich meine.«

Edward fühlte ihm den Puls und überprüfte seine Reflexe. »Ich glaube, wir sollten jetzt die Proben nehmen und es für heute genug sein lassen.«

»Und ich wollte nicht, daß sie in meine Haut kämen. Das machte mir wirklich Angst. Vor ein paar Nächten fing meine Haut an zu jucken und zu prickeln, und ich beschloß, etwas dagegen zu tun. Ich kaufte eine Quarzlampe. Ich wollte sie unter Kontrolle halten, für alle Fälle. Verstehst du? Angenommen, sie überwinden die Blut-Gehirn-Barriere und entdeckten, was es mit mir auf sich hat, mit der eigentlichen Funktion des Gehirns, der Persönlichkeit. Ich dachte mir, der Grund, daß sie in meine Haut wollten, sei die Einfachheit, Kommunikationsbahnen über die Oberfläche zu leiten. Viel einfacher als der Versuch, Kommunikationsbahnen durch Muskeln und Organe und das Gefäßsystem zu erhalten, viel direkter. Ich wechsele jetzt zwischen Höhensonnen- und Quarzlampenbestrahlungen. Das hält sie aus meiner Haut heraus, soweit ich es beurteilen kann. Und nun weißt du, warum ich hübsch braun bin.«

»Damit wirst du dir noch einen Hautkrebs einhandeln«, sagte Edward.

»Ich bin unbesorgt. Sie werden sich darum kümmern. Wie Polizei.«

»Gut.« Edward hob beide Hände in einer Geste der Resignation. »Ich habe dich untersucht. Du hast mir eine Geschichte erzählt, die ich nicht akzeptieren kann. Was, möchtest du, soll ich tun?«

»Ich bin nicht so unbekümmert, wie es scheint. Ich mache mir Sorgen, Edward. Ich würde gern eine bessere Methode finden, sie unter Kontrolle zu halten, bevor sie mein Gehirn entdecken. Ich meine – überleg einmal! Ihre Zahl muß mittlerweile Milliarden betragen, noch mehr, wenn sie andere Arten von Zellen umwandeln. Vielleicht Trillionen. Jede Zellanhäufung Intelligenz. Ich bin wahrscheinlich das intelligenteste Wesen auf der Erde, und sie haben noch nicht einmal angefangen, gemeinsam zu handeln. Ich möchte nicht, daß sie die Herrschaft übernehmen.« Er lachte unangenehm. »Daß sie mir die Seele stehlen, weißt du? Also denk dir eine Behandlung aus, die sie blockiert. Vielleicht können wir die kleinen Teufel aushungern. Denk einmal darüber nach! Und sag mir Bescheid!«

Er griff in die Hosentasche und gab Edward einen Zettel mit seiner Anschrift und Telefonnummer. Dann ging er an den Datenanschluß und löschte die Darstellung auf dem Bildschirm, löschte die gespeicherten Informationen der Untersuchung. »Nur du. Einstweilen kein anderer. Und bitte... beil dich!«

Es war ein Uhr früh, als Vergil den Untersuchungsbereich verließ. Die Proben waren genommen. In der Eingangshalle verabschiedete sich Vergil mit einem Händedruck von Edward. Vergils Hand war feucht, nervös. »Sei vorsichtig mit den Proben«, sagte er. »Gib acht, daß du nichts davon einnimmst!«

Edward sah Vergil den Parkplatz überqueren und in seinen Volvo steigen. Dann wandte er sich langsam um und ging

zurück zum Frankenstein-Flügel. Er goß einen Kubikzentimeter von Vergils Blut in eine Ampulle und mehrere Kubikzentimeter Urin in eine andere und tat beide in das Analysegerät für Gewebeproben und Serum. Am Morgen würde er die Resultate am Datenanschluß seines Büros abfragen können. Die Stuhlprobe erforderte manuelle Arbeit, aber das konnte warten; im Augenblick fühlte er sich mehr tot als lebendig. Es war zwei Uhr früh.

Er zog ein Feldbett heraus, löschte das Licht und legte sich in seinen Kleidern nieder. Er verabscheute es, im Krankenhaus zu schlafen. Wenn Gail am Morgen erwachte, würde sie im Telefon eine gespeicherte Nachricht vorfinden – eine Nachricht, aber keine Erklärung. Er fragte sich, was er ihr sagen sollte.

»Ich werde bloß sagen, daß es der gute alte Vergil war«, murmelte er.

Edward rasierte sich mit einem alten geraden Rasiermesser, das er für solche Notfälle in seiner Schreibtischschublade verwahrte, betrachtete sich im Spiegel des Umkleidezimmers für Ärzte und rieb sich kritisch die Wange. Er hatte das Rasiermesser während seiner Studentenzeit regelmäßig benutzt: eine Affektiertheit. Seit damals hatte sich selten eine Gelegenheit ergeben, und sein Gesicht zeigte es: drei Schritte, die er mit blutstillendem Stift und Zellstoff behandelt hatte. Er blickte auf die Armbanduhr. Die Batterie war im Begriff, sich zu verausgaben, und die Ziffern waren matt. Er schüttelte sie ärgerlich, und die Darstellung wurde klarer: 6.30 Uhr. Gail würde schon auf sein und die Vorbereitungen für die Schule treffen.

Er steckte zwei Vierteldollarstücke in den Münzautomaten des Aufenthaltsraums für Ärzte und fummelte mit den Bleistiften und Kugelschreibern in der Brusttasche, während er wartete.

»Hallo?«

»Gail, Edward. Ich liebe dich, und es tut mir leid.«

»Am Telefon erwartete mich eine entkörperlichte Stimme. Sie könnte meinem Mann gehört haben.« Sie hatte eine angenehme Telefonstimme, die er immer bewundert hatte. Nachdem er ihre Stimme am Telefon einer gemeinsamen Freundin gehört hatte, war er, ohne sie je gesehen zu haben, so entzückt gewesen, daß er sie um eine Verabredung gebeten hatte.

»Ja, nun...«

»Übrigens rief Vergil Ulam vor ein paar Minuten an. Er hörte sich besorgt an. Ich habe seit Jahren nicht mit ihm gesprochen.«

»Sagtest du ihm...«

»Daß du noch im Krankenhaus seist? Natürlich. Dein Dienst beginnt heute um acht?«

»Wie gestern. Zwei Stunden mit vorklinischen Semestern im Labor und sechs in Bereitschaft.«

»Auch Mrs. Burdett hat angerufen. Sie schwört, der kleine Tony oder die kleine Antoinette pfeife. Sie könne ihn/sie hören.«

»Und deine Diagnose?« fragte Edward lächelnd.

»Blähungen.«

»Hochdruck, würde ich sagen«, fügte er hinzu.

»Muß Dampf sein«, sagte Gail. Sie lachten, und Edward fühlte, wie der Morgen Realität gewann. Die schädlichen Nebel der nächtlichen Phantasie hoben sich, und er war am Telefon und sprach mit seiner Frau, scherzte über musikalische Embryonen. Das war normal. Das war Leben.

»Heute abend gehe ich mit dir aus«, sagte er. »Ein Heisenberg-Abendessen.«

»Was ist das?«

»Ungewißheit«, antwortete er munter. »Wir wissen, wohin wir gehen, aber nicht, was wir essen werden. Oder umgekehrt.«

»Hört sich wundervoll an. Welcher Wagen?«

»Der Quantum, natürlich.«

»Ach du lieber Gott. Wir haben gerade den Tachometer richten lassen.«

»Und die Lenkung ist ausgeschlagen?«

»Pst! Sie funktioniert noch.«

»Bist du böse auf mich?«

»Hm. Wenn Vergil heute wieder etwas von dir will, soll er gefälligst während der Bürostunden kommen. Warum ist er überhaupt gekommen? Geschlechtsveränderung?« Der Gedanke brachte sie zum Lachen, und sie fing an zu husten. Er stellte sich vor, wie sie den Hörer vor sich hielt. »Tschuldige! Wirklich, Edward. Warum?«

»Ärztliche Schweigepflicht, mein Liebes. Ich bin übrigens selbst nicht ganz sicher, ob ich es weiß. Vielleicht später.«

»Muß jetzt gehen. Sechs Uhr?«

»Vielleicht halb sechs.«

»Da werde ich noch Hefte korrigieren.«

»Ich werde dich fortreißen.«

»Köstlicher Edward!«

Er machte einen unfeinen Schmatz in den Hörer, bevor er auflegte. Dann zupfte er den Zellstoff von seiner Wange, schritt zum Aufzug und ließ sich zum Frankenstein-Flügel hinauftragen.

Das Analysegerät war in Betrieb und ließ Hunderte von Proben Glas für Glas durch die Tests gehen. Edward setzte sich ans Ausgabegerät und rief Yergils Resultate ab. Zahlenkolonnen erschienen auf dem Bildschirm. Die Diagnose war ungewöhnlich vage. Anomalien erschienen in hellroter Schrift.

24 ccm Serum Zählung 10000 Lymphozyten/mm<sup>3</sup>

25 ccm Serum Zählung 14000 Lymphozyten/mm<sup>3</sup>

26 ccm Überprüfung 15000 Lymphozyten/mm<sup>3</sup> DIAG(?) Von welcher Art sind begleitende kör perliche Anzeichen? Wenn Milz und Lymphdrüsen Vergrößerung zeigen, dann:

ReDIAG: Patient (Name? Akte?) im Spätstadium ernster Infektion.

Bekräftigung: Histaminzählung, Blutproteinspiegel, Phagozytenzählung.

DIAG(?) Blutprobe nicht überzeugend: Wenn Anämie, Gelenkschmerzen, Blutungen, Fieber:

ReDIAG: Beginnende lymphozytische Leukämie.

Einwand: Paßt nicht zum Gesamtbild, keine Unterstützung, außer durch Lymphozytenzählung.

Edward verlangte eine Papierkopie der Analyse, und die Ausdruckstation lieferte ein mit Zahlen bedecktes Blatt. Er überflog es stirnrunzelnd, faltete es zusammen und steckte es in die Tasche seines Kittels. Die Untersuchung der Urinprobe zeigte relativ normale Werte; das Blut war anders als jede Probe, die er je hatte analysieren lassen. Er brauchte keine Stuhluntersuchung, um sich für eine Handlungsweise zu entscheiden: Der Mann mußte ins Krankenhaus und unter Beobachtung bleiben.

Wieder in seinem Arbeitszimmer, wählte er Vergils Nummer.

Beim zweiten Läuten meldete sich eine neutrale weibliche Stimme. »Bei Ulam.«

»Könnte ich bitte Vergil sprechen?«

»Wen darf ich melden?« Ihr Tonfall war fast übertrieben förmlich.

»Edward. Er kennt mich.«

»Natürlich. Sie sind der Arzt.« Eine Hand dämpfte das Mundstück, und er hörte sie etwas rauh rufen: »Vergil!«

Gleich darauf kam Vergil mit einem atemlosen »Edward! Was gibt es?« an den Apparat.

»Hallo, Vergil. Ich habe ein paar Ergebnisse. Nicht sehr schlüssig. Aber ich möchte hier im Krankenhaus mit dir sprechen.«

»Was sagen die Ergebnisse?«

»Daß du ein sehr kranker Mann bist.«

»Unsinn!«

»Ich sage dir bloß, was die Analyse aussagt. Hohe Lymphozytenzählung...«

»Selbstverständlich, das paßt genau...«

»Und eine ziemlich unheimliche Vielfalt von Proteinen und anderen Abfallstoffen, die in deinem Blut treiben. Histamine. Die Diagnose lautet, daß du wie einer aussiehst, der im Begriff ist, an einer ernststen Infektion zu sterben.«

Eine kleine Weile blieb es am anderen Ende still, dann sagte Vergil: »Ich sterbe nicht.«

»Ich meine, du solltest herkommen und dich von anderen untersuchen lassen. Und wer war das am Telefon – Candice? Sie...«

»Nein, Edward, ich ging zu dir, um Hilfe zu bekommen. Du weißt, was ich von Krankenhäusern halte.«

Edward lachte grimmig. »Vergil, ich bin nicht kompetent, um dieses Problem zu lösen.«

»Ich sagte dir, was es ist. Nun mußt du mir helfen, es unter Kontrolle zu bringen.«

»Das ist verrückt, das ist dummes Zeug, Vergil!« Edward ließ seine Hand auf den Oberschenkel fallen und kniff sich kräftig. »Entschuldige, ich nehme dies nicht gut auf. Ich hoffe, du verstehst, warum.«

»Ich hoffe, du verstehst, wie mir zumute ist. Ich bin wie in einem Rauschzustand, Edward. Und mehr als ein bißchen ängstlich. Und stolz. Ergibt das einen Sinn?«

»Vergil, ich...«

»Komm zu mir in die Wohnung! Laß uns reden und überlegen, was als nächstes zu tun ist!«

»Ich bin im Dienst, Vergil.«

»Wann kannst du herauskommen?«

»Die nächsten fünf Tage habe ich Dienst. Heute abend, vielleicht. Nach dem Abendessen.«

»Nur du, niemand sonst«, sagte Vergil.

»In Ordnung.« Er notierte die Strecke. Um nach La Jolla zu kommen, mußte er mit siebzig Minuten Fahrzeit rechnen; er sagte Vergil, daß er um neun dort sein würde.

Gail war schon zu Hause, als er kam und sich erbot, ein schnelles Abendessen zu bereiten. »Können wir die Einladung verschieben?«

Sie nahm die Nachricht von seiner Reise verdrießlich auf und sagte nicht viel, als sie ihm half, Kartoffeln für einen Kartoffelsalat zu Scheibchen zu schneiden. »Ich hätte gern, daß du einen Blick auf einige der Videos wirfst«, sagte sie mit einem Seitenblick, als sie beim Essen saßen. Ihre Klasse war seit einer Woche mit einem Projekt beschäftigt, das sie »Videokunst« nannte; sie war stolz auf die Ergebnisse.

»Ist genug Zeit?« fragte er diplomatisch. Sie hatten vor ihrer Ehe einige harte Sträube ausgefochten und waren nahe daran gewesen, sich zu trennen. Wenn neue Schwierigkeiten entstanden, neigten sie jetzt beide zu übermäßiger Vorsicht und scheuten offene Zusammenstöße.

»Wahrscheinlich nicht«, räumte sie ein. Sie spießte ein Stück rohe Zucchini auf. »Was ist diesmal mit Vergil?«

»Diesmal?«

»Ja, er hat es schon einmal gemacht. Als er für Westinghouse arbeitete und in diese Urheberrechtsgeschichte verwickelt war.«

»Er war freier Mitarbeiter für sie.«

»Ja. Was darfst du diesmal für ihn tun?«

»Ich bin nicht einmal sicher, worin das Problem besteht«, sagte Edward. Er war ausweichender als er wollte.

»Geheim?«

»Nein. Vielleicht. Aber unheimlich.«

»Ist er krank?«

Edward legte den Kopf schief und hob eine Hand: »Wer weiß?«

»Du willst es mir nicht sagen?«

»Nicht jetzt.« Edwards Lächeln, beschwichtigend gemeint, irritierte sie offensichtlich mehr, noch mehr. »Er bat mich darum, niemandem etwas zu sagen.«

»Könnte er dich in Schwierigkeiten bringen?«

Daran hatte er noch gar nicht gedacht. »Glaube ich nicht«, sagte er.

»Und um welche Zeit wirst du heute nacht zurückkommen?«

»So bald ich kann«, sagte er. Er streichelte ihr das Gesicht mit den Fingerspitzen. »Sei nicht böse«, bat er leise.

»O nein«, sagte sie mit Nachdruck. »Niemals das.«

Edward begann die Fahrt nach La Jolla in zwiespältiger Stimmung; wann immer er an Vergils Zustand dachte, hatte er das Gefühl, in ein anderes Universum einzutreten. Die Rollen waren vertauscht, und Edward hatte keine Ahnung, welchen Ausgang die Sache nehmen würde.

Er erreichte die Ausfahrt La Jolla und fuhr durch die Torrey Pines Road in die Stadt. Bescheidene und sehr kostspielige Einfamilienhäuser entlang den kurvenreichen und ansteigenden Straßen wetteiferten mit Reihenhäusern und mehrstöckigen Wohngebäuden um den verfügbaren Raum. Radfahrer und die allgegenwärtigen Jogger trugen bunte Trainingsanzüge, um die kühle Nachtluft abzuwehren. La Jolla war belebt von Spaziergängern und Sporttreibenden.

Ohne große Schwierigkeit fand er eine Parklücke und lenkte den Volkswagen hinein. Als er ausstieg und die Tür abspernte, roch er die Seeluft und überlegte, ob er und Gail sich einen Umzug leisten könnten. Die Miete würde sehr hoch sein, die Entfernung, die sie als Pendler täglich zu bewältigen hätten, weit. Er fand, daß ihm nicht soviel am Status lag. Immerhin, es war eine hübsche Gegend, und Vergils Adresse in der Pearl Street, obschon nicht die beste, welche die Stadt zu bieten hatte, war feiner als er sich leisten konnte, zumindest jetzt. Es

war einfach Vergils Art, ohne viel eigenes Zutun an solche Gelegenheiten heranzukommen. Andererseits, dachte Edward, als er läutete, würde er gern auf Vergils Glück verzichten, wenn es bedeutete daß er alles andere würde mit in Kauf nehmen müssen.

Der Aufzug spielte einschmeichelnde Musik und zeigte kleine Hologrammclips, in denen Eigentumswohnungen zum Kauf angeboten, für verschiedene Produkte geworben und auf gesellschaftliche Ereignisse der nächsten Woche hingewiesen wurde. Im dritten Stock ging Edward durch einen Flur mit Barockmöbeln und Marmorkonsolen mit Spiegeln in vergoldeten Rahmen.

Vergil öffnete die Tür nach dem ersten Läuten und bat ihn herein. Er trug einen karierten Bademantel und Pantoffeln. Seine Finger spielten mit einer unangezündeten Pfeife, als er seinen Besucher ins Wohnzimmer führte und sich wortlos setzte.

»Du hast eine Infektion«, sagte Edward und zeigte ihm den Ausdruck.

»So?« Vergil überflog das Papier, dann legte er es auf die Glasplatte des Kaffeetisches.

»Das sagt die Maschine.«

»Ja, nun ist sie natürlich nicht für solch seltsame Fälle programmiert.«

»Vielleicht nicht, aber ich würde dir raten...«

»Ich weiß. Es tut mir leid, unhöflich zu sein, Edward, aber was kann ein Krankenhaus für mich tun? Eher würde ich einen Computer in einen Stall voller Höhlenmenschen tragen und verlangen, daß sie ihn richten. Diese Zahlen... sie zeigen zweifellos etwas, aber sind nicht imstande zu befinden, was es ist.«

Edward zog seinen Mantel aus. »Hör zu, du machst mir Sorgen.« Vergils Miene wandelte sich langsam zu einem

Ausdruck seliger Inbrunst. Er blickte zur Decke auf und spitzte die Lippen.

»Wo ist Candice?«

»Ausgegangen. Wir kommen zur Zeit nicht allzu gut miteinander aus.«

»Sie weiß Bescheid?«

Vergil lächelte. »Wie könnte sie nicht Bescheid wissen? Sie sieht mich jeden Abend nackt.« Er wandte sich von Edward ab, als er das sagte. Edward hatte den bestimmten Eindruck, daß er log.

»Stehst du unter Drogen?«

Er schüttelte den Kopf, dann nickte er einmal, sehr langsam. »Ich lausche«, sagte er.

»Wem?«

»Ich weiß nicht. Geräuschen. Nein, nicht Geräuschen. Wie Musik. Das Herz, alle Adern, die Reibung des durch die Arterien fließenden Blutes. Aktivität. Musik im Blut.« Er betrachtete Edward mit kläglichem Ausdruck. »Welchen Vorwand hast du Gail eigentlich genannt?«

»Keinen. Ich sagte bloß, daß du in Schwierigkeiten seist und ich zu dir müsse.«

»Kannst du bleiben?«

»Nein.« Edward sah sich argwöhnisch um, hielt Ausschau nach Aschenbechern, nach Packen Papier.

»Ich habe keine Drogen genommen, Edward«, sagte Vergil.

»Ich mag mich täuschen, aber ich glaube, etwas Großes geschieht. Ich glaube, sie entdecken, wer ich bin.«

Edward setzte sich Vergil gegenüber und faßte ihn aufmerksam ins Auge. Vergil schien es nicht zu bemerken. Irgendein innerer Vorgang nahm ihn gefangen.

»Hast du Kaffee?« fragte Edward. Vergil wies zur Küche. Edward ging hinaus, füllte einen Topf mit Wasser, stellte ihn auf den Herd und fand ein Glas Pulverkaffee im vierten

Schrankfach, das er durchsuchte. Die Tasse in der Hand, kehrte er zu seinem Platz zurück. Vergil reckte und drehte den Kopf vor und zurück. Seine Augen waren weit geöffnet.

»Du wußtest immer, was du sein wolltest?« fragte er Edward.

»Mehr oder weniger.«

»Kluge Schritte. Ein Gynäkologe. Niemals falsche Entscheidungen. Ich war anders. Ich hatte Ziele, aber keine Richtung. Wie eine Landkarte ohne Straßen, nur Orte, dort zu sein. Ich gab keinen Futz für irgendwas oder irgendwen. Nicht einmal für die Wissenschaft. Bloß als Mittel zum Zweck. Ich bin überrascht, daß ich soweit gekommen bin.« Er umfaßte die Armlehnen. »Was Mutter betrifft...« Die Spannung in seinen Händen war eindeutig. »Hexe! Eine Hexe und ein Gespenst als Eltern! Das Kind als Wechselbalg. Wo kleine Dinge große Veränderungen bewirken.«

»Stimmt was nicht?«

»Sie sprechen zu mir, Edward.« Er schloß die Augen.

»Großer Gott!« Er wußte nicht, was er sonst denken oder sagen sollte. Er dachte verzweifelt an einen Jux, und daß er zum Narren gehalten wurde, und daß Vergil in der Vergangenheit unzuverlässig und zu Streichen aufgelegt war, aber er konnte sich den harten Tatsachen, die das Diagnosegerät ihm gezeigt hatte, nicht verschließen.

Eine Viertelstunde lang schien Vergil zu schlafen. Edward fühlte ihm den Puls, der kräftig und gleichmäßig war, legte ihm die Hand an die Stirn, die sich etwas kühl anfühlte, und bereitete sich mehr Kaffee. Er war im Begriff, den Telefonhörer abzunehmen, unschlüssig, ob er ein Krankenhaus oder Gail anrufen sollte, als Vergils Augenlider sich blinzeln öffneten und er Edward ins Auge blickte.

»Schwierig zu begreifen, was der Zeitbegriff für sie ist«, sagte er. »Sie haben vielleicht drei, vier Tage benötigt, um der Sprache und anderen menschlichen Schlüsselbegriffen auf den

Grund zu gehen. Kannst du dir das vorstellen, Edward? Sie wußten nichts davon, sie dachten, ich sei das Universum. Aber jetzt sind sie darauf gekommen. Auf mich. Gerade jetzt.« Er stand auf und ging über den beigefarbenen Teppich zum Fenster, wo er ungeschickt hinter den zugezogenen Vorhängen nach der Kordel tastete, sie schließlich fand und zog. Ein paar Lichter anderer Häuser und Wohnungen blinzelten aus dem Abgrund der Nacht herein. »Sie müssen Tausende von Forschern haben, die sich an meine Neuronen angeschlossen haben. Sie sind verdammt tüchtig, kann ich dir sagen, sonst hätten sie mir den Verstand verwirrt. So feinfühlig machen sie ihre Veränderungen.«

»Das Krankenhaus«, sagte Edward heiser. Er räusperte sich. »Bitte, Vergil. Jetzt.«

»Was, zum Teufel, kann ein Krankenhaus tun? Hast du dir eine Methode ausgedacht, die Zellen unter Kontrolle zu bringen? Schließlich sind es meine eigenen. Schadest du ihnen, so schadest du mir.«

»Ich habe nachgedacht.« Tatsächlich war ihm die Idee gerade erst in den Sinn gekommen – ein sicheres Zeichen, daß er anfang, Vergil zu glauben. »Aktinomycin kann sich an DNS binden und die Transkription unterbrechen. Auf diese Weise könnten wir sie verlangsamen – und sicherlich würde es diese Biologik durcheinanderbringen, die du beschrieben hast.«

»Ich bin allergisch gegen Aktinomycin. Es würde mich umbringen.«

Edward blickte auf seine Hände. Das war seine beste Lösung gewesen, kein Zweifel. »Wir könnten Experimente durchführen und sehen, wie ihr Stoffwechsel ist und worin er sich von dem anderer Zellen unterscheidet. Wenn wir eine Nährlösung isolieren können, von der sie abhängig sind, könnten wir sie aushungern. Vielleicht würden sogar Strahlungsbehandlungen...«

»Schadest du ihnen«, sagte Vergil und wandte sich wieder zu Edward, »so schadest du mir.«

Er stand in der Mitte des Wohnzimmers und hob die Arme seitlich hoch. Der Bademantel öffnete sich und zeigte Vergils Beine und Rumpf. Schatten verdunkelte jedes sichtbare Detail. »Ich bin nicht sicher, ob ich sie loswerden möchte. Sie tun mir nichts zuleide.«

Edward schluckte seine Enttäuschung hinunter und versuchte, aufkommende Verärgerung zu unterdrücken, was es nur noch schlimmer machte. »Woher willst du das wissen?«

Vergil schüttelte den Kopf und hob einen Finger. »Sie versuchen zu verstehen, was Raum ist. Das fällt ihnen schwer. Sie unterteilen Entfernungen in Konzentrationen von Chemikalien. Für sie ist Raum ein Spektrum von Geschmacksintensitäten.«

»Vergil...«

»Hör zu, denk nach, Edward!« Er sprach in Erregung, aber ruhig. »Etwas geschieht in mir. Sie sprechen zueinander mit Proteinen und Nukleinsäuren durch die Flüssigkeiten, durch Membranen. Sie schneiden etwas – Viren, vielleicht –, um lange Botschaften oder Persönlichkeitsmerkmale oder Biologie zu übermitteln. Plasmidähnliche Strukturen. Das leuchtet ein. Das sind Arbeitsweisen, für die ich sie programmierte. Vielleicht ist es das, was dein Diagnosegerät Infektion nennt – all die neuen Informationen in meinem Blut. Geplauder. Geschmack von anderen Individuen. Gleichen. Übergeordneten. Untergebenen.«

»Vergil, ich höre zu, aber ich...«

»Dies ist meine Show, Edward. Ich bin ihr Universum. Sie sind verblüfft von dem neuen Maßstab.« Er setzte sich und blieb wieder eine Weile still. Edward hockte neben Vergils Sessel, schob den Ärmel des Bademantels hoch und

betrachtete Vergils Unterarm: Er war kreuz und quer mit weißlichen Streifen überzogen.

»Ich rufe einen Krankenwagen«, sagte Edward und griff zum Tischtelefon.

Vergil fuhr auf. »Nein! Ich sagte dir, ich bin nicht krank, dies ist meine Show. Was könnte man für mich tun? Es würde ein Farce sein.«

»Was, zum Kuckuck, habe ich dann hier zu suchen?« fragte Edward, dessen Verärgerung die Oberhand gewann. »Ich kann nichts tun, ich bin einer der Höhlenmenschen und du kamst zu mir...«

»Du bist ein Freund«, sagte Vergil und richtete seinen Blick auf ihn. Edward hatte den entnervenden Verdacht, daß er nicht nur von Vergil beobachtet wurde. »Ich wollte dich hier haben, daß du mir Gesellschaft leistest.« Er lachte. »Aber man kann eigentlich nicht sagen, daß ich allein bin, nicht wahr?«

»Ich muß Gail anrufen«, sagte Edward und wählte die Nummer.

»Gail, ja. Aber verrate ihr nichts.«

»O nein. Sei unbesorgt.«

Als es Tag wurde, ging Vergil in der Wohnung herum, befragte Gegenstände, schaute zu den Fenstern hinaus, und bereitete sich langsam und methodisch eine Mahlzeit. »Weißt du, ich kann ihre Gedanken tatsächlich fühlen«, sagte er. Edward verfolgte das Geschehen aus einem Lehnstuhl im Wohnzimmer, erschöpft und krank von innerer Anspannung. »Will sagen, ihr Cytoplasma scheint einen eigenen Willen zu haben. Eine Art unterbewußtes Leben, gegenläufig zu der Rationalität, die sie vor so kurzer Zeit erworben haben. Sie hören das chemische ›Geräusch‹ von Molekülen, die sich im Innern zusammenfügen und voneinander lösen.«

In der Mitte des Wohnzimmers blieb er stehen und schloß die Augen, wie um sich besser auf seine inneren Vorgänge konzentrieren zu können. Sein Bademantel hing offen. Oder er schlief immer wieder für Minuten, sei es im Stehen, sei es im Sitzen. Es war auch möglich, dachte Edward, daß er kleine Anfälle hatte, kurze Anwandlungen von Übelkeit und Desorientierung. Wer konnte voraussagen, welches Unheil die Lymphozyten in seinem Gehirn anrichteten?

Vom Küchenanschluß rief Edward wieder Gail an. Sie bereitete sich auf ihren Arbeitstag vor. Er bat sie, das Krankenhaus anzurufen und ihnen zu sagen, er sei zu krank, um zur Arbeit zu kommen.

»Ich soll für dich schwindeln? Das muß was Ernstes sein. Was ist mit Vergil? Kann er sich selbst nicht trockenlegen?«

Edward sagte nichts.

»Alles in Ordnung?« fragte sie nach einer langen Pause.

War es das? Ganz entschieden nicht. »Mir geht es gut«, sagte er.

»Kultur!« sagte Vergil mit erhobener Stimme und steckte den Kopf in die Küche. Edward verabschiedete sich und legte schnell auf. »Sie schwimmen ständig in einem Bad von Informationen. Tragen selbst dazu bei. Es ist eine Art Gestaltphänomen. Die Hierarchie ist absolut. Sie schicken maßgeschneiderte Phagen aus, die Jagd auf unvollkommene Zellen machen, welche nicht richtig zusammenwirken. Viren sind spezifisch für Individuen oder Gruppen. Es gibt kein Entkommen. Man wird von einem Virus durchbohrt, die Zelle wird wie aufgepumpt, platzt und löst sich auf. Aber es ist nicht bloß eine Diktatur. Ich glaube, sie haben im Grunde mehr Freiheit als wir. Sie variieren so sehr – das heißt, von Individuum zu Individuum, wenn es Individuen gibt. Sie variieren in anderer Weise als wir. Ergibt das einen Sinn?«

»Nein«, sagte Edward leise und rieb sich die Schläfen. »Vergil, du treibst mich zum Äußersten. Ich halte dies nicht mehr lange aus. Ich verstehe nicht, und ich bin nicht sicher, daß ich glaube, was du...«

»Nicht einmal jetzt?«

»Gut, sagen wir, du gibst mir die richtige Interpretation. Gibst sie mir nach bestem Wissen, und die ganze Geschichte ist wahr. Hast du dir die Mühe gemacht, über die Konsequenzen nachzudenken?«

Vergil musterte ihn argwöhnisch. »Meine Mutter«, sagte er.

»Was ist mit ihr?«

»Jeder, der eine Toilette saubermachen kann.«

»Bitte drück dich verständlich aus!« Überdruß und Erschöpfung ließen Edwards Stimme fast zu einem Winseln werden.

»Darin bin ich nie sehr gut gewesen«, murmelte Vergil.

»Auszudenken, wohin etwas führen kann.«

»Fürchtest du dich nicht?«

»Und ob ich mich fürchte«, sagte Vergil. Sein Grinsen nahm einen Ausdruck von Besessenheit an. »Und erheitert bin ich. Begeistert!« Er kniete neben Edwards Sessel nieder. »Zuerst wollte ich sie beherrschen, aber sie sind fähiger als ich. Wer bin ich, ein tolpatschiger Dummkopf, daß ich versuchen sollte, sie zu enttäuschen? Sie haben etwas sehr Wichtiges vor.«

»Und wenn sie dich töten?«

Vergil streckte sich auf den Boden und breitete Arme und Beine aus. »Toter Hund«, sagte er. Edward hätte ihn am liebsten getreten. »Sieh mal, ich möchte nicht, daß du denkst, ich hinterginge dich, aber gestern besuchte ich Michael Bernard. Er nahm mich mit in seine Privatklinik, nahm ein ganzes Spektrum von Proben. Biopsien. Du kannst nicht sehen, wo er Hautproben, Proben von Muskelgewebe oder sonst etwas entnahm. Es ist alles verheilt. Er sagte, es bestätige meine Theorie. Und er ersuchte mich, niemandem etwas zu sagen.« Sein Gesichtsausdruck wurde wieder verträumt. »Städte von Zellen«, sagte er. »Edward, sie treiben fadenartige Röhren durch das Gewebe, breiten sich und ihre Informationen aus, wandeln andere Arten von Zellen um...«

»Hör auf!« rief Edward mit überschnappender Stimme. »Was bestätigen die Proben und Namen?«

»Wie Bernard es ausdrückt, habe ich »erstlich vergrößerte« Lymphozyten. Das übrige Datenmaterial liegt noch nicht vor. Ich meine, es war erst gestern. Also handelt es sich nicht bloß um unsere gemeinsame Selbsttäuschung.«

»Was hat er vor?«

»Er will Genetron davon überzeugen, daß sie mich wieder einstellen sollen. Daß mein Labor wieder geöffnet wird.«

»Ist es das, was du willst?«

»Es ist nicht bloß die Wiedereröffnung des Labors. Laß dir zeigen. Seit ich die Bestrahlungen eingestellt habe, hat meine

Haut sich wieder verändert.« Ohne vom Boden aufzustehen, schlug er den Bademantel auseinander.

Am ganzen Körper war die Haut kreuz und quer von weißen Streifen überzogen. Er wälzte sich herum, zog einen Arm aus dem Ärmel. Auf seinem Rücken begannen die Streifen schwierige Verdickungen zu bilden.

»Mein Gott«, sagte Edward.

»Ich werde außerhalb des Labors zu nicht viel taugen«, sagte Vergil. »Ich werde mich in der Öffentlichkeit nicht blicken lassen können.«

»Du... du kannst mit ihnen reden, ihnen sagen, daß sie langsamer machen sollen.« Die Worte waren ihm kaum über die Lippen gegangen, da war ihm bereits bewußt, wie lächerlich das klang.

»Ja, das kann ich wirklich, aber es bedeutet nicht, daß sie auf mich hören.«

»Ich dachte, du seist ihr Gott.«

»Diejenigen, die sich an meine Neuronen angeschlossen haben, sind nicht die großen Tiere. Sie sind Forscher, oder dienen dieser Funktion. Sie wissen, daß ich hier bin, was ich bin, aber das heißt nicht, daß sie die höheren Ebenen der Hierarchie überzeugt haben.«

»Sie diskutieren und streiten?«

»So ähnlich.« Er zog den Bademantel wieder an, stand auf und spähte durch die Gardinen aus dem Fenster, als erwarte er jemand. »Ich habe nur noch sie. Sie haben keine Angst. Edward, ich habe mich noch nie jemandem oder etwas so nahe gefühlt.« Wieder das selige Lächeln. »Ich bin verantwortlich für sie. Mutter für sie alle. Weißt du, bis vor ein paar Tagen hatte ich nicht mal einen Namen für sie. Eine Mutter sollte ihre Sprößlinge beim Namen nennen können, nicht wahr?«

Edward antwortete nicht.

»Ich habe überall nachgeschlagen, in Wörterbüchern, wissenschaftlichen Werken, überall. Dann kam es mir plötzlich in den Sinn. ›Noozyten‹. Von dem griechischen Wort für Geist, ›noos‹. Noozyten. Klingt irgendwie unheilverkündend, nicht wahr? Ich sagte es Bernard, und er schien den Namen gut zu finden...«

Edward hob die Arme und ließ sie wieder fallen. »Du hast keine Ahnung, was sie tun werden! Du sagst, sie seien wie eine Zivilisation...«

»Wie tausend Zivilisationen.«

»Ja, und man weiß, was Zivilisationen angerichtet haben. Kriegführung, die Umwelt...« Er hielt sich an Strohhalmen fest, versuchte die Panik zu unterdrücken, die seit seiner Ankunft in ihm gewachsen war. Er besaß nicht die Kompetenz, mit der Ungeheuerlichkeit dessen, was hier geschah, fertig zu werden. Und Vergil auch nicht. Vergil war der letzte, den Edward im Hinblick auf Fragen von großer Tragweite einsichtsvoll und weise genannt hätte.

»Aber ich bin der einzige, der hier Gefahr läuft«, sagte Vergil.

»Das weißt du nicht. Gott, Vergil, sieh bloß, was sie mit dir machen!«

»Ich akzeptiere es«, sagte er stoisch.

Edward schüttelte resignierend den Kopf. »Schön. Bernard bewegt Genetron, das Labor wieder zu öffnen, du ziehst ein, wirst ein Versuchskaninchen. Was dann?«

»Sie behandeln mich richtig. Ich bin schon jetzt mehr als der gute alte Vergil Ulam. Ich bin eine verdammte Über-Mutter.«

»Über-Wirt, willst du sagen.«

Vergil räumte es mit einem Achselzucken ein.

Edward fühlte eine Beengung seiner Kehle. »Ich kann dir nicht helfen. Ich kann nicht mit dir sprechen, dich überzeugen,

kann nichts für dich tun. Du bist so dickköpfig wie eh und je.« Das klang beinahe wohlwollend; wie konnte »dickköpfig« eine Haltung wie Vergils beschreiben? Er versuchte, deutlich zu machen, was er meinte, konnte aber nur stammeln. »Ich muß gehen«, brachte er schließlich hervor. »Ich kann dir hier nicht helfen.«

Vergil nickte. »Das glaube ich auch nicht. Es kann nicht einfach sein.«

»Nein«, sagte Edward und schluckte. Vergil trat auf ihn zu und schien im Begriff, Edward beide Hände auf die Schultern zu legen. Edward wich instinktiv zurück.

»Wenigstens hätte ich gern dein Verständnis«, sagte Vergil und ließ die Arme sinken. »Dies ist die großartigste Sache, die ich je vollbracht habe.« Sein Gesicht verzog sich zu einer Grimasse. »Ich weiß nicht recht, wie lange ich es noch ertragen kann. Ich weiß nicht, ob sie mich umbringen werden, oder nicht. Ich glaube, sie werden es nicht tun. Aber die Anspannung, Edward...«

Edward erreichte rückwärtsgehend die Tür und legte die Hand auf die Klinke. Vergils Gesicht, vorübergehend zerquält von Sorge, kehrte zurück zu träumerischer Glückseligkeit. »He«, sagte er. »Hör nur! Sie...«

Edward öffnete die Tür, trat hinaus und schloß sie fest hinter sich. Rasch ging er zum Aufzug und drückte den Knopf für das Erdgeschoß.

Ein paar Minuten verweilte er in der leeren Eingangshalle, bemüht, sein stoßweises Atmen zur Ruhe zu bringen. Er blickte auf die Armbanduhr: neun Uhr früh.

Auf wen würde Vergil hören?

Vergil war zu Bernard gegangen; vielleicht war dieser jetzt der Angelpunkt, um den sich die ganze Situation drehte. Vergil erweckte den Anschein, als sei Bernard nicht nur überzeugt, sondern stark interessiert. Leute von Bernards Rang und

Namen drängten die Vergil Ulams der Welt nicht zu Taten, wenn sie nicht spürten, daß es ihnen selbst zum Vorteil gereichte. Als Edward die gläserne Flügeltür aufstieß, beschloß er einer Vermutung zu folgen.

Vergil lag mitten im Wohnzimmer, die Arme und Beine ausgestreckt, und lachte. Dann ernüchterte und fragte er sich, welchen Eindruck er auf Edward gemacht habe, oder auf Bernard, was das anging. Nicht wichtig, befand er. Wichtig war nur, was innen vorging, im inneren Universum.

»Ich bin immer eine große Nummer gewesen«, murmelte er.

**Alles**

- Ja, ich bin jetzt alles.

**Erkläre**

- Was? Ich meine, was erklären?

**Klarheiten**

- Ja, ich kann mir vorstellen, daß es hart ist, aufzuwachen. Nun, ihr habt die Schwierigkeiten verdient. Die verdammte alte DNS ist endlich aufgewacht.

**GESPROCHEN** mit andern.

- Was?

**WORTE kommunizieren mit »teilen äußere Körperstruktur« ist dies wie »Ganzheit INNEN«? »Totalität« ist auch ÄUSSERLICH.**

- Ich verstehe nicht; ihr seid nicht klar.

Stille im Innern, für wie lange? Es war schwierig, den Ablauf der Zeit zu schätzen; Stunden und Tage in Minuten und Sekunden. Die Noozyten hatten seine innere Uhr durcheinandergebracht. Und was sonst noch?

**DU »Grenzfläche«**

**»stehst zwischen« ÄUSSERLICH und INNERLICH. Sind sie gleich?**

- Innen und außen? O nein.

**Sind AUSSEN »Körperstruktur« gleich?**

»Ihr meint Edward, nicht? Ja, in der Tat... Wir teilen gleiche Körperstrukturen.«

**EDWARD und andere Struktur INNERLICH ähnlich/gleich?**

- O ja, er ist ganz das gleiche, bloß ohne euch. Nur – ja, und geht es ihr jetzt besser? Gestern abend fühlte sie sich nicht gut.

Keine Antwort auf diese Frage.

**Frage**

- Er hat euch nicht. Niemand sonst. Ist sie wohlauf? Wir sind die einzigen. Ich machte euch. Niemand außer uns hat euch.

Tiefes Schweigen.

Edward fuhr zum Museum für Moderne Kunst in La Jolla und ging über die Betonfläche zu einem Münzfernsprecher bei einem bronzenen Trinkbrunnen. Vom Ozean trieb Nebel herein, verhüllte die gelbbraun verputzten spanischen Umriss der Kirche St. James und schlug sich in feinen Tautropfen auf die Blätter der Bäume nieder. Er steckte seine Kreditkarte in den Fernsprecher und verlangte die Nummer von Genetron. Die mechanische Stimme ließ ihn nicht lange warten, und er wählte durch.

»Bitte verbinden Sie mich mit Dr. Michael Bernard«, sagte er.

»Wer ist am Apparat, bitte?«

»Dies ist sein Anrufbeantwortungsdienst. Wir haben einen Notruf und sein Signalgerät scheint nicht zu arbeiten.«

Ein paar in Sorge verbrachte Minuten später meldete sich Bernard. »Wer, zum Teufel, ist am Apparat?« fragte er mit

gedämpfter Stimme. »Ich habe keinen Anrufbeantwortungsdienst.«

»Mein Name ist Edward Milligan. Ich bin ein Freund von Vergil Ulam. Ich glaube, wir haben ein Problem zu besprechen.«

Am anderen Ende blieb es lange still. »Sie sind am Mount Freedom-Krankenhaus, Dr. Milligan?«

»Ja.«

»Sind Sie jetzt dort?«

»Nein.«

»Ich kann mich heute nicht mit Ihnen treffen. Würde Ihnen morgen früh passen?«

Edward dachte an die weite Fahrt, an verlorene Zeit und an Gail, die sich Sorgen machte. Das alles schien jetzt trivial. Er bejahte.

»Gut. Also neun Uhr, bei Genetron. 60895 Torrey Pines Road.«

»Gut.«

Edward ging durch den grauen Nebelmorgen zurück zu seinem Wagen. Als er die Tür öffnete und sich in den Sitz fallen ließ, kam ihm ein Gedanke. Candice war letzte Nacht nicht nach Haus gekommen.

Sie war am Morgen in der Wohnung gewesen. Vergil hatte ihn über ihren Aufenthalt belogen, soviel war ihm jetzt klar. Was für eine Rolle spielte sie? Und wo war sie?

Gail fand Edward in unruhigem Schlaf auf der Couch. Draußen piffte ein winterlich kalter Wind. Sie setzte sich zu ihm und streichelte ihm den Arm, bis er die Augen aufschlug.

»Hallo«, sagte sie.

»Selber hallo.« Er zwinkerte und blickte umher. »Wie spät ist es?«

»Ich bin gerade heimgekommen.«

»Halb fünf. Gott. Habe ich geschlafen?«

»Ich war nicht hier«, sagte Gail. »Hast du?«

»Ich bin immer noch müde.«

»Also, was hat Vergil diesmal angestellt?«

Edwards Gesicht wurde zu einer gleichmütigen Maske. Er faßte ihr mit dem Zeigefinger unters Kinn und streichelte es – »Kinnkratzen« nannte sie es und fand es ein wenig anstößig, als ob sie eine Katze wäre.

»Etwas ist faul«, sagte sie. »Willst du es mir sagen, oder einfach so tun, als ob alles normal und in Ordnung wäre?«

»Ich weiß nicht, was ich dir sagen soll«, erwiderte Edward.

»Ach du lieber Gott«, seufzte Gail und stand auf. »Du wirst dich wegen dieser Baker-Frau von mir scheiden lassen.« Mrs. Baker wog dreihundert Pfund und hatte bis zu ihrem fünften Monat nicht gewußt, daß sie schwanger war.

»Nein«, sagte Edward lustlos.

»Große Erleichterung.« Sie berührte leicht seine Stirn. »Du weißt, daß diese Art von Insichgekehrtheit mich verrückt macht.«

»Nun, ich kann nicht darüber sprechen, also...« Er nahm ihre Hand in die seine und tätschelte sie.

»Das ist abscheulich herablassend«, sagte sie. »Ich werde Tee kochen. Willst du welchen?« Er nickte, und sie ging in die Küche.

Warum nicht einfach alles sagen? fragte er sich. Ein alter Freund verwandelte sich in eine Galaxis.

Statt dessen räumte er den Tisch ab.

Am Abend, unfähig zu schlafen, saß Edward aufrecht im Bett, das Kissen im Rücken, blickte auf Gail hinab und versuchte zu bestimmen, was zur Realität gehörte, und was nicht.

Ich bin Arzt, sagte er sich. Ein technischer, wissenschaftlicher Beruf. Sollte gegen Phänomene wie Zukunftsschock immun sein.

Vergil Ulam verwandelte sich in eine Galaxis.

Wie fühlte es sich an, mit einer Billion Chinesen vollgestopft zu sein? Er lächelte im Dunkeln, und hätte gleichzeitig weinen mögen. Was Vergil in sich hatte, war unvorstellbar fremdartiger als Chinesen. Fremdartiger als alles, was Edward oder Vergil selbst ohne weiteres verstehen konnten.

Welche Psychologie oder Persönlichkeit würde eine Zelle entwickeln – oder eine Ansammlung von Zellen? Er versuchte sich seiner Grundkenntnisse über Zellumgebungen im menschlichen Körper zu erinnern. Blut, Gewebe, Körperflüssigkeit, cerebrospinale Flüssigkeit... Ein Organismus von menschlicher Komplexität müßte in solch einer Umgebung vor Langeweile verrückt werden. Die Umgebung war einfach, die Anforderungen relativ einfach, und die Verhaltensebenen waren Zellen angemessen, nicht Menschen. Auf der anderen Seite mochte Streß der Hauptfaktor sein – die Umgebung war körpereigenen Zellen wohltätig, aber fremden Zellen feindlich.

Wenn er auch nicht wußte, was notwendigerweise real war, so wußte er doch, worauf es ankam: auf das Schlafzimmer, den Schein der Straßenbeleuchtung und die Schatten der Bäume auf den Vorhängen, die schlafende Gail.

Das war sehr wichtig. Gail in ruhigem Schlaf.

Er dachte an Vergil, wie er die Petrischalen mit veränderten *E. coli* sterilisierte. Die Flasche mit veränderten Lymphozyten. Tragisches Geschick, Milliarden von potentiellen Genies, vernichtet in einem alles umfassenden Untergang. Mord? Völkermord?

Es gab keine Schranken zwischen Schlafen und Wachen. Er betrachtete das Fenster, und die Lichter der Stadt funkelten durch, als die Vorhänge sich öffneten. Sie hätten geradesogut in New York wohnen können (in Erwine waren die Nächte niemals so hell illuminiert), oder in Chikago; er hatte zwei Jahre in Chikago gelebt und das Fenster zerbrach geräuschlos, das Glas schälte sich zurück und fiel auseinander. Die Stadt kroch zum Fenster herein, ein riesiger, stachliger, beleuchteter Einbrecher, der in einer Sprache knurrte, die er nicht verstehen konnte, gemacht aus Autohupen, den Lärm von Menschenmengen und Baumaschinen. Er versuchte ihn abzuwehren, aber er erreichte Gail und verwandelte sich in einen Schauer von Lichtfunken, der über das Bett niederging, über das ganze Zimmer.

Er schrak auf, als die Fenster unter einem Windstoß klapperten. Es war besser, dachte er bei sich, nicht zu schlafen, und blieb wach, bis es Zeit war, aufzustehen und sich mit Gail anzuziehen. Als sie zur Schule ging, küßte er sie mit Inbrunst, genoß die Wirklichkeit ihrer menschlichen, unverletzten Lippen.

Dann machte er die lange Fahrt zur Torrey Pines Road, vorbei am Salk Institute mit seiner sparsamen Betonarchitektur, vorüber an Dutzenden neuer und

wiederauferstandener Forschungszentren, die Enzyme Valley ausmachten, umgeben von Eukalyptusbäumen und den neuen, raschwüchsigen Koniferenhybriden, deren Vorfahren der Straße ihren Namen gegeben hatten.

Die schwarze Tafel mit der roten Antiquaschrift erhob sich auf ihrem mit koreanischem Gras bewachsenen Hügel. Die Gebäude dahinter folgten der Mode kastenförmiger einfacher Betonoberflächen; selbst der ominöse schwarze Würfel, wo militärische Forschung betrieben wurde, machte nur in Farbe und Material eine Ausnahme.

Am Eingang trat ein dünner, drahtiger Mann in dunkelblauer Uniform aus seinem Wachhaus und beugte sich zum Fenster des Volkswagens. Er musterte Edward mit einem hochmütigen Blick. »In welcher Angelegenheit, Sir?«

»Ich bin mit Dr. Bernard verabredet.«

Der Wachmann verlangte seinen Ausweis. Edward zog die Brieftasche und gab ihm seinen Paß. Der Wachmann ging damit in sein Häuschen und verbrachte einige Zeit am Telefon, während er den Paß durchblättert. Er brachte ihn zurück und sagte, immer noch in seiner hochmütigen Art: »Es gibt keinen Besucherparkplatz. Stellen Sie Ihren Wagen auf Platz einunddreißig, das ist hinter dieser Kurve und auf der anderen Seite des Bürotraktes, Westflügel. Benutzen Sie nur den Haupteingang zum Bürotrakt.«

»Schon recht«, sagte Edward gereizt. »Um diese Kurve.« Er zeigte, und der Wachmann nickte knapp und ging zurück in sein Häuschen.

Edward parkte den Volkswagen und ging den plattenbelegten Weg zum Haupteingang hinüber. Neben betonierte Teichen, in denen Goldfische und Karpfen schwammen, wuchsen Papyrusstauden. Die Glastüren öffneten sich bei seiner Annäherung, und er trat ein. Das runde Foyer enthielt eine

einige Couch und einen Tisch mit technischen Fachzeitschriften und Zeitungen.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragte die Empfangsdame. Sie war schlank und attraktiv und hatte das Haar nach der gegenwärtigen Mode, die Gail so inbrünstig verabscheute, sorgsam zu künstlicher Unordnung arrangiert.

»Dr. Bernard, bitte.«

»Dr. Bernard?« Sie sah ihn verwundert an. »Wir haben keinen...«

»Dr. Milligan?«

Edward wandte sich und sah Bernard zur automatischen Tür hereinkommen. »Danke, Janet«, sagte er zu der Empfangsdame, die sich wieder ihrer Telefonvermittlung zuwandte. »Bitte kommen Sie mit mir, Dr. Milligan. Wir haben einen Konferenzraum ganz für uns.« Er führte Edward durch die rückwärtige Tür und den betonierte Weg entlang, der das Erdgeschoß des Westflügels flankierte.

Bernard trug einen eleganten grauen Anzug, der zu seinem ergrauenden Haar paßte; er hatte ein scharf geschnittenes und ansehnliches Profil, und eine Ähnlichkeit mit Leonard Bernstein war unverkennbar; es war leicht zu sehen, warum die Medien ihm soviel Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Er war ein Pionier, eine Galionsfigur der Wissenschaft – und fotogen. »Wir haben hier sehr strenge Sicherheitsvorschriften, erzwungen durch die Rechtsprechung der letzten zehn Jahre. Leider hat die allgemeine Hysterie auch vor der Justiz nicht haltgemacht. Patentrechte werden für nichtig erklärt, nur weil im Rahmen einer wissenschaftlichen Konferenz über Arbeitsprozesse gesprochen wird. Derlei Dinge. Was können wir auch erwarten, wenn die Gerichte in allem, was wirklich geschieht, so unwissend sind?« Die Frage schien rein rhetorisch. Edward nickte höflich und folgte Bernards

einladender Handbewegung zu einer Eisentreppe, die zum zweiten Obergeschoß hinaufführte.

»Sie haben Vergil in letzter Zeit gesehen?« fragte Bernard als er Zimmer 245 aufsperrte.

»Gestern.«

Bernard trat vor ihm ein und betätigte den Lichtschalter. Der Raum war kaum acht Quadratmeter groß, eingerichtet mit einem runden Tisch, vier Stühlen und einer schwarzen Anzeigetafel an einer Wand. Bernard schloß die Tür. »Bitte setzen Sie sich.« Edward zog einen Stuhl heraus, und Bernard setzte sich ihm gegenüber und stützte die Ellbogen auf den Tisch. »Ulam ist ein kluger Kopf und mutig, ich zögere nicht, das zu sagen.«

»Er ist mein Freund. Ich mache mir große Sorgen um ihn.«

Bernard hielt einen mahnenden Finger in die Höhe. »Mutig – und ein einfältiger Mensch. Was mit ihm geschehen ist, hätte verhindert werden müssen. Er mag es unter Druck getan haben, doch ist das keine Entschuldigung. Nun, was geschehen ist, ist geschehen. Sie wissen alles, nehme ich an.«

»Ich kenne die Geschichte in ihren Grundzügen«, sagte Edward, »aber ich bin mir noch nicht im klaren darüber, wie er es getan hat.«

»Wir wissen es auch nicht, Dr. Milligan. Das ist einer der Gründe, warum wir ihm wieder ein Labor angeboten haben. Und eine Wohnung, während wir die Weiterungen prüfen, die sich daraus ergeben.«

»Er sollte nicht mit der Öffentlichkeit in Berührung kommen«, sagte Edward.

»Ganz meiner Meinung. Wir sind dabei, ein isoliertes Labor einzurichten. Aber wir sind ein Privatunternehmen, und unsere Mittel sind beschränkt.«

»Dieses Vorkommnis sollte dem Gesundheitsamt und der Zulassungsbehörde für Arznei- und Lebensmittel gemeldet werden.«

Bernard seufzte. »Ja. Nun, wir würden Gefahr laufen, alles zu verlieren, wenn zu diesem Zeitpunkt Informationen an die Öffentlichkeit gelangten. Ich spreche nicht von geschäftlichen Entscheidungen – wir würden Gefahr laufen, die gesamte Biochips-Industrie zu verlieren. Der öffentliche Aufschrei könnte unberechenbare Auswirkungen haben.«

»Vergil ist sehr krank. Körperlich, geistig. Er könnte sterben.«

»Irgendwie glaube ich nicht, daß er sterben wird«, sagte Bernard. »Aber wir entfernen uns vom Brennpunkt.«

»Was ist der Brennpunkt?« fragte Edward ärgerlich. »Ich gehe davon aus, daß Sie eng mit Genetron zusammenarbeiten – jedenfalls entnahm ich das Ihren Worten. Was kann Genetron dabei gewinnen?«

Bernard lehnte sich zurück. »Ich kann mir eine große Zahl von Verwendungsmöglichkeiten für kleine, extrem kompakte Computerelemente auf biologischer Basis vorstellen. Sie nicht? Genetron hat bereits entscheidende Fortschritte gemacht, aber Vergils Arbeit ist wieder etwas anderes.«

»Was sehen Sie voraus?«

Bernards Lächeln war sonnig und augenscheinlich falsch. »Ich habe wirklich nicht die Freiheit, mich darüber zu verbreiten. Es handelt sich um einen revolutionären Durchbruch. Wir werden ihn unter Laborbedingungen untersuchen müssen. Tierversuche müssen durchgeführt werden. Es wird natürlich erforderlich sein, das ganze Verfahren von neuem aufzubauen. Vergils... ah... Kolonien sind nicht übertragbar. Sie basieren auf seinen eigenen Zellen. Wir müssen Organismen entwickeln, die in anderen Tieren keine Immunreaktionen auslösen werden.«

»Wie eine Infektion?« fragte Edward.

»Ich nehme an, es gibt da Ähnlichkeiten. Aber Vergil ist nicht infiziert oder krank im Sinne des normalen Sprachgebrauchs.«

»Meine Untersuchungen deuten darauf hin, daß er es ist«, sagte Edward.

»Ich bin der Meinung, die üblichen diagnostischen Methoden sind hier nicht angemessen, was meinen Sie?«

»Ich weiß es nicht.«

Bernard beugte sich vor. »Passen Sie auf. Ich möchte, daß Sie kommen und mit uns arbeiten, sobald Vergil sich eingewöhnt hat. Ihre Kenntnisse könnten uns von Nutzen sein.«

Edward schrak vor der Offenheit des Angebotes beinahe zurück. »Was versprechen Sie sich von alledem?« fragte er. »Ich meine Sie persönlich.«

»Dr. Milligan, ich habe immer in der vordersten Reihe meines Berufes gestanden. Ich sehe keinen Grund, daß ich hier nicht helfen sollte. Mit meinen Kenntnissen der Gehirn- und Nervenfunktionen und der Forschung, die ich auf den Gebieten künstlicher Intelligenz und Neurophysiologie geleistet habe...«

»Könnten Sie Genetron helfen, eine Untersuchung durch eine Regierungskommission zu verhindern«, sagte Edward.

»Das ist sehr unverblümt ausgedrückt. Allzu vereinfachend, und unfair.« Für die Dauer eines Augenblicks spürte Edward Unsicherheit und sogar einen Anflug von Besorgnis in Bernard.

»Vielleicht ist es so«, sagte Edward. »Und vielleicht ist das nicht das Schlimmste, was geschehen kann.«

»Ich verstehe Sie nicht«, sagte Bernard.

»Schlechte Träume, Dr. Bernard.«

Bernards Augen verengten sich, und er zog die Brauen zusammen. Das ergab einen uncharakteristischen Ausdruck, nicht geeignet für Titelbilder in *Time* und wissenschaftlichen

Fachzeitschriften, eine verwirrte und zornige Verfinsterung der Miene. »Unsere Zeit ist zu kostbar, um vergeudet zu werden. Ich habe das Angebot in gutem Glauben gemacht.«

»Selbstverständlich«, sagte Edward. »Und selbstverständlich würde ich auch ganz gern das Labor aufsuchen, sobald Vergil sich eingerichtet hat. Wenn ich dann noch willkommen bin, mit Unverblümtheit und allem.«

»Natürlich«, antwortete Bernard, aber seine Gedanken waren offensichtlich: Edward würde niemals in *seiner* Mannschaft spielen. Sie standen gemeinsam auf, und Bernard streckte ihm die Hand hin. Sie war feucht; er war so nervös wie Edward.

»Ich nehme an, Sie wünschen, daß dies alles strikt vertraulich behandelt werde«, sagte Edward.

»Ich weiß nicht, ob wir das von Ihnen verlangen können. Sie stehen nicht unter Vertrag.«

»Nein«, sagte Edward.

Bernard maß ihn mit einem langen Blick, dann nickte er. »Ich werde Sie hinausbegleiten.«

»Da gibt es noch etwas«, sagte Edward. »Wissen Sie etwas über eine Frau namens Candice?«

»Vergil erwähnte, daß er eine Freundin dieses Namens habe.«

»Hatte, oder habe?«

»Ja, ich sehe, worauf Sie hinauswollen«, sagte Bernard. »Sie könnte ein Sicherheitsproblem sein.«

»Nein, das ist nicht, was ich meine«, erwiderte Edward mit Nachdruck. »Ganz und gar nicht, was ich meine.«

Bernard ging die gehefteten Papiere sorgfältig durch, den Kopf in die Hand gestützt. Während er die im Behördenformat gehaltenen Blätter wendete, vertiefte sich sein Stirnrunzeln.

Was in dem schwarzen Würfel vorging, reichte hin, ihm die Haare zu Berge stehen zu lassen. Die Information war keineswegs vollständig, aber seine Freunde in Washington hatten bemerkenswerte Arbeit geleistet. Das Paket war just eine halbe Stunde, nachdem Edward Milligan gegangen war, durch Sonderkurier eingetroffen.

Das Gespräch hatte eine abwehrende, beißende Scham in ihm zurückgelassen. Er sah in dem jungen Arzt eine weit entfernte Version seiner selbst, und der Vergleich schmerzte. War der berühmte Michael Bernard die letzten Monate in einem Nebel kapitalistischer Verführung umhergetappt?

Zuerst hatte Genetrans Angebot sauber und vorteilhaft ausgesehen – minimale Partizipation in den ersten Monaten, dann Status als Vaterfigur und Pionier, um das Ansehen der Firma zu fördern.

Er hatte entschieden zu lange gebraucht, um zu erkennen, wie nahe er dem Auslöser der Falle war.

Er blickte zum Fenster auf und erhob sich, die Jalousie hochzuziehen. Nun hatte er einen klaren Blick auf den Hügel, den schwarzen Würfel, die windgefegten Wolken jenseits.

Er witterte Unheil. Die Ironie wollte es, daß diejenigen, die im schwarzen Würfel arbeiteten, nicht hineingezogen würden; aber wenn Vergil Ulam die Entwicklung nicht ausgelöst hätte, dann wäre es früher oder später durch die andere Seite von Genetron geschehen.

Ulam hatte so abgeschlossen und so überstürzt gehandelt, daß eine gänzlich neue Situation entstanden war. Ohne es zu wissen, war er der militärischen Forschungsabteilung hart auf den Fersen gewesen und hatte sie schließlich überholt. Er hatte Erfolg gehabt, wo sie unter häufigen Rückschlägen und Fehlern zu leiden hatte. Und obwohl sie seine Aufzeichnungen seit Monaten studiert hatten (Kopien waren in mehrfacher Ausfertigung angefertigt worden), konnten sie seine Ergebnisse nicht wiederholen.

Tags zuvor erst hatte Harrison gemurmelt, daß Ulams Entdeckungen größtenteils zufällig gewesen sein müßten. Es war offensichtlich, warum er dies jetzt sagte.

Ulam war drauf und dran gewesen, seinen Erfolg anderswohin zu tragen, und die Regierung in eine prekäre Lage zu bringen. Die großen Tiere konnten das nicht zulassen, und konnten Ulam nicht trauen.

Er war der Inbegriff des verschrobenen Wissenschaftlers. Unberechenbar. Er hätte niemals eine Sicherheitsprüfung als unbedenklich bestehen können.

Als Genetron ihn hinausgeworfen hatte, war das Ausmaß seiner Entdeckung noch nicht bekannt gewesen, aber dann hatte er sie in ihren Träumen verfolgt. Sie konnten ihn jetzt nicht mehr ablehnen.

Bernard las die Papiere noch einmal durch, und fragte sich, wie er sich mit einem Minimum an Schaden aus der Affäre ziehen könne.

Sollte er? Wenn sie solche Dummköpfe waren, würde sein Können nicht von Nutzen sein – oder zumindest sein klares Denken? Er zweifelte nicht daran, daß er klarer denken konnte als Harrison und Yng.

Aber Genetrons Interesse an ihm beschränkte sich weitgehend auf seine Funktion als Galionsfigur. Wieviel Einfluß würde er haben, selbst nach dieser Wendung?

Er ließ die Jalousie wieder herunter. Dann nahm er den Hörer ab und wählte Harrisons Nummer.

»Ja?«

»Bernard.«

»O ja, Michael.«

»Ich werde jetzt Ulam rufen. Wir werden ihn heute hereinbringen. Halten Sie Ihre Leute bereit, auch die in der militärischen Abteilung.«

»Michael, das ist...«

»Wir können ihn nicht einfach da draußen lassen.«

Harrison überlegte. »Ja, ich stimme Ihnen zu.«

»Dann machen Sie sich daran!«

Edward aß in einem Schnellimbiß, und nachdem er fertig war, blieb er noch eine Weile sitzen, einen Arm auf dem Fensterbrett, und starrte hinaus zum vorbeifließenden Verkehr. Etwas war bei Genetron nicht in Ordnung. Er konnte sich auf seine Vermutungen stets verlassen; ein Teil seines Gehirns war reserviert für genaue Beobachtung und Aufzeichnung winziger Details. Da konnte es bisweilen vorkommen, daß er zwei und zwei zusammenzählte und eine beunruhigende Fünf erhielt, und eine Zwei konnte in Wirklichkeit eine Drei sein; er hatte es vorher bloß nicht bemerkt.

Bernard und Harrison verbargen eine sehr bedeutsame Tatsache. Genetron half nicht bloß einem Exangestellten in einem arbeitsbezogenen Problemfall, sondern man bereitete sich darauf vor, die Vorteile eines wissenschaftlichen Durchbruchs einzuheimsen. Aber sie konnten nicht allzu rasch handeln; das würde Argwohn erregen. Und vielleicht waren sie nicht sicher, daß sie die nötigen Geldmittel für eine Umsetzung großen Stils würden aufbringen können.

Er furchte die Stirn und versuchte die Kette seiner Überlegungen Glied für Glied noch einmal zu überprüfen. Sicherheit. Bernard hatte in Verbindung mit Candice die Frage der Sicherheit aufgeworfen. Vielleicht sorgten sie sich um Sicherheitsfragen, teilten die Furcht vor Industriespionage, die jedes private Forschungsunternehmen an der Torrey Pines Road längst zu Bollwerken aus Beton und elektrisch geladenem Stacheldraht gemacht hatte, dem kritischen Blick der Öffentlichkeit entzogen. Aber das konnte nicht alles sein.

Sie konnten nicht so einfältig und kurzsichtig sein wie Vergil; sie mußten wissen, daß viel zu wichtig war, was mit Vergil geschah, um es unter dem Topfdeckel ihres Unternehmens zu halten.

Darum hatten sie sich an die Regierung gewandt. War das eine zu rechtfertigende Annahme? (Vielleicht war es etwas, das er tun sollte, ob Genetron es getan hatte, oder nicht.) Und die Regierung handelte so rasch wie möglich – das heißt, in einem Zeitraum von Tagen oder Wochen –, um ihre Entscheidungen zu treffen, Pläne vorzubereiten und zu handeln. In der Zwischenzeit war Vergil unbeaufsichtigt. Genetron wagte gegen seinen Willen nichts zu unternehmen; Firmen, die sich mit Genforschung befaßten, wurden von der Öffentlichkeit bereits argwöhnisch genug beobachtet, und ein Skandal konnte weit mehr Schaden anrichten als die Pläne, Aktien auszugeben, zunichte zu machen.

Vergil war auf sich selbst zurückgeworfen, zumindest einstweilen. Und Vergil war kein verantwortungsbewußter Mensch. Er lebte derzeit jedoch unter selbstauferlegter Isolation, blieb in der Wohnung (oder etwa nicht?), erlitt seine geistige Transformation, war gefangen in seiner psychosenerzeugenden Ekstase, erfüllt von den Hirngespinnsten seiner Entdeckung.

Mit einem Schreck wurde Edward klar, daß er der einzige war, der etwas tun konnte.

Er war unter allen Eingeweihten der am wenigsten Verantwortliche.

Es war an der Zeit, zu Vergils Wohnung zurückzukehren und zumindest die Ereignisse zu beobachten, bis die großen Tiere auf dem Schauplatz des Geschehens erschienen.

Unterwegs dachte Edward über Veränderung nach. Es gab nur ein gewisses Maß von Veränderung, das ein einzelnes Individuum ertragen konnte. Neuerung, sogar radikale

Neuschöpfung, war eine Notwendigkeit, aber die Ergebnisse mußten umsichtig angewendet werden, und nur nach sorgfältiger Überlegung aller relevanten Gesichtspunkte. Nichts durfte erzwungen oder auferlegt werden. Das war das Ideal. Alle sollten das Recht haben, den bestehenden Zustand beizubehalten, bis sie anders entschieden.

Das war verdammt naiv.

Was Vergil getan hatte, war in der Wissenschaft das größte Ding seit...

Seit wann? Es gab keine Vergleiche. Vergil Ulam war ein Gott geworden. In seinem Körper trug er Hunderte von Milliarden von intelligenten Wesen.

Die Vorstellung war ihm unerträglich. »Reaktionärer Maschinenstürmer«, murmelte er anklagend zu sich selbst.

Vergils Stimme meldete sich schon nach dem ersten Läuten. »Ja?« sagte er in einem sehr frischen, munteren Ton.

»Edward.«

»He, Edward! Komm nur herein! Ich nehme gerade ein Bad. Die Tür ist aufgesperrt.«

Edward betrat Vergils Wohnung und ging durch den Korridor zum Badezimmer. Vergil war in der Wanne, lag bis zum Hals in rosa gefärbtem Wasser. Er lächelte unbestimmt zu Edward und platschte mit den Händen. »Sieht aus, als hätte ich mir die Pulsadern aufgeschnitten, wie?« sagte er. Seine Stimme war ein glückliches Flüstern. »Sei unbesorgt. Alles ist jetzt gut. Genetron kommt herüber, um mich wieder einzustellen. Bernard und Harrison und die Laborleute, alle in einem Kleinbus.« Blasse Schwielen durchzogen kreuz und quer sein Gesicht, und seine Hände waren bedeckt mit weißen Beulen.

»Ich sprach erst heute vormittag mit Bernard«, sagte Edward. Er war perplex.

»He, sie riefen gerade an«, sagte Vergil und zeigte zu seinem Badezimmer-Telefonanschluß. »Ich bin seit einer Stunde hier

drin, seit anderthalb Stunden. Einweichen erleichtert das Nachdenken.«

Edward setzte sich auf die Toilette. Die Quarzlampe stand auf dem Wäscheschrank.

»Bist du sicher, daß du zu Genetron zurück willst?« fragte Edward. Er ließ die Schultern hängen.

»Ja. Ich bin sicher«, sagte Vergil. »Wiedervereinigung. Die Heimkehr des verlorenen Sohnes, der nicht so verloren war. Aber der Vergleich hinkt. Schließlich kehre ich nicht reumütig zurück, sondern ich werde es stilvoll tun. Von nun an soll alles stilvoll sein.«

Das rosafarbene Wasser sah nicht wie Seife aus. »Ist das ein Schaumbad, ein Badezusatz?« fragte Edward. Plötzlich kam ihm ein anderer Gedanke und hinterließ ein flaes Gefühl im Magen.

»Nein«, sagte Vergil. »Es kommt von meiner Haut. Sie sagen mir nicht alles, aber ich bin der Meinung, daß sie Kundschafter aussenden. He! Astronauten! Ja. Sie verlassen die Heimatgalaxis.« Er blickte mit einem Ausdruck zu Edward auf, der nicht ganz in Besorgnis überging; eher wie Neugierde, was Edward dazu sagen würde.

Edwards Magen zog sich zusammen, als warte er auf einen zweiten Schlag. Er hatte die Möglichkeit bisher niemals ernsthaft in Betracht gezogen, jedenfalls nicht bewußt. Vielleicht weil er sich allzu sehr auf die Frage der Akzeptanz und mehr unmittelbare Probleme konzentriert hatte. »Ist dies das erste Mal?«

Vergil bejahte lachend. »Ich habe gute Lust, die kleinen Teufel durch den Abfluß zu lassen. Sollen sie nur herausfinden, wie die Welt wirklich beschaffen ist.«

»Sie würden sich überall ausbreiten«, sagte Edward.

»Sicherlich.«

Edward nickte. Sicherlich. »Du hast mich nie mit Candice bekannt gemacht«, sagte er.

Vergil schüttelte den Kopf. »Ja, das stimmt.« Mehr nicht.

»Wie... wie fühlst du dich?«

»Gerade jetzt fühle ich mich ziemlich gut. Müssen Milliarden von ihnen im Badewasser sein.« Wieder platschte er mit den Händen. »Was meinst du? Sollte ich die kleinen Schwerenöter hinauslassen?«

»Ich brauche was zu trinken«, sagte Edward.

»Candice hat etwas Whiskey im Küchenschrank.«

Edward kniete neben der Badewanne nieder. Vergil betrachtete ihn neugierig. »Was sollen wir tun?« fragte Edward.

Vergils Gesichtsausdruck wechselte mit erschreckender Plötzlichkeit von wachem Interesse zu einer Trauermaske. »Mein Gott, Edward, meine Mutter – weißt du, sie kommen, mich zurückzuholen, aber sie sagte... ich sollte sie anrufen. Mit ihr reden.« Tränen kullerten über die Schwielen und Beulen, die seine Wangen deformierten. »Sie sagte mir, ich solle zu ihr zurückkommen, wenn... wenn es Zeit sei. Ist es Zeit, Edward?«

»Ja«, sagte Edward. Er fühlte sich wie aufgehängt in einer von Funken durchschossenen Wolke. »Ich glaube, es muß sein.« Seine Finger schlossen sich um das Kabel der Quarzlampe und folgten seiner Länge bis zum Stecker.

Vergil hatte Türklinken elektrisiert, seiner Kommilitonen Urin blau gefärbt, tausend handfeste Streiche verübt und war dabei nie erwachsen geworden, nie ausreichend gereift, um zu verstehen, wie brillant er war, was er bewirken konnte und welche Verantwortlichkeit ihm damit zufiel.

Vergil streckte die Hand zur Kette des Badewannenstöpsels aus. »Weißt du, Edward, ich...«

Weiter kam er nicht. Edward hatte den Stecker in den Wandanschluß gesteckt. Nun nahm er die Lampe, schaltete sie ein und warf sie ins Badewasser. Er sprang vor dem Blitz, dem Dampf und dem Funkenregen zurück. Die Deckenbeleuchtung erlosch. Vergil schrie und schlug um sich und zuckte, und dann war alles still, bis auf das leise gleichmäßige Zischen und den Rauch, der von seinem Haar aufstieg. Licht von der kleinen Entlüftungsöffnung durchschnitt in mattem Strahl den übelriechenden Dunst.

Edward hob den Toilettendeckel und übergab sich. Dann hielt er sich die Nase zu und stolperte hinaus ins Wohnzimmer. Seine Beine gaben nach, und er fiel auf die Couch.

Aber er hatte keine Zeit. Schwankend stand er auf, überwältigt von erneuerter Übelkeit, und tappte in die Küche. Er fand die Flasche Jack Daniels und kehrte zurück zum Badezimmer. Er schraubte die Kappe ab und schüttete den Inhalt der Flasche ins Badewasser, bemüht, Vergil nicht direkt anzusehen. Aber das war nicht genug. Zu einer wirksamen Desinfektion würde er Bleichmittel und Ammoniak benötigen, und dann würde er gehen müssen.

Er war nahe daran, Vergil zu fragen, wo der Chlorkalk und das Ammoniak seien, besann sich aber noch rechtzeitig. Vergil war tot. Edwards Magen begann wieder zu rebellieren, und er lehnte sich im Korridor an die Wand, die Wange an den Wandanstrich gedrückt. Wann hatte der Realitätsverlust eingesetzt?

Als Vergil ins Medizinische Zentrum Mount Vernon gekommen war. Das war wieder einer von Vergils Scherzen. Ha. Färbe dein ganzes Leben mitternachtsblau, Edward; vergiß niemals einen Freund!

Er schaute in den Wäscheschrank, sah aber nur Handtücher und Laken. Auch im Kleiderschrank fand er nicht das Gesuchte. Zum Schlafzimmer gehörte ein zweites Bad, und

von der Stelle am Fuß des ungemachten Bettes, wo er stand, konnte er dort einen niedrigen weißen Schrank sehen. Edward ging hinüber. An einem Ende, dem Schrank gegenüber, war eine Duschkabine. Unter ihrer Tür kam ein dünnes Rinnsal hervor. Er betätigte den Lichtschalter, aber dieser ganze Teil der Wohnung war ohne Strom; das einzige Licht kam vom Schlafzimmerfenster. In dem Schrank fand er sowohl Chlorkalk zum Bleichen als auch einen großen Zweiliterkanister Ammoniak.

Er trug beides durch den Korridor und schüttete den Inhalt in die Wanne, ohne Vergils blicklose blasse Augen anzusehen. Dämpfe zischten auf, und hustend schloß er die Tür hinter sich.

Jemand rief leise Vergils Namen. Edward trug die leeren Kanister in das Schlafzimmer, wo die Stimme lauter zu hören war. Er blieb stehen und neigte lauschend den Kopf.

»He, Vergil, bist du's?« fragte die Stimme. Sie kam aus der Duschkabine. Edward tat einen Schritt vorwärts. Hielt inne. Genug, dachte er. Die Realität war abschreckend genug, und er wollte wirklich nicht mehr davon. Dennoch tat er einen weiteren Schritt, dann noch einen und erreichte die Tür der Duschkabine.

Die Stimme klang wie die einer Frau, rauh und fremd, aber nicht wie die Stimme eines Menschen in Not.

Er faßte den Türgriff mit einer Hand und zog. Mit einem hohlen Klicken schwang die Tür auf. Er spähte in die Dunkelheit der Duschkabine, bis seine Augen sich angepaßt hatten.

»Mein Gott, Vergil, du hast mich vernachlässigt. Wir müssen endlich raus aus diesem Hotel. Es ist dunkel und klein, und ich fühle mich nicht wohl.«

Er erkannte die Stimme vom Telefon, obwohl er sie nach der äußeren Erscheinung nicht hätte wiedererkennen können, selbst wenn er eine Fotografie gesehen hätte.

»Candice?« fragte er.

»Vergil? Laß uns gehen!«

Er floh.

Als Edward nach Hause kam, läutete das Telefon. Er meldete sich nicht. Es konnte das Krankenhaus gewesen sein, oder Bernard – oder die Polizei. Er malte sich aus, wie er alles der Polizei würde erklären müssen. Genetron würde mauern; Bernard würde unerreichbar sein.

Edward war erschöpft, all seine Muskeln waren angespannt und verkrampft, und seine Gefühle... Wie fühlt man sich, nachdem man – Völkermord begangen hat?

Das schien wirklich nicht realistisch. Er konnte nicht glauben, daß er gerade eine Billion intelligenter Wesen ermordet hatte. »Noozyten.« Eine Galaxie ausgelöscht. Das war lachhaft. Aber er lachte nicht.

Noch immer hatte er das Bild vor Augen, das er in der Duschkabine gesehen hatte.

An ihr war die Arbeit der Umwandlung sehr viel rascher vor sich gegangen. Ihre Beine waren verschwunden, ihr Rumpf zu impressionistischer Magerkeit reduziert. Sie hatte das Gesicht zu ihm gehoben, bedeckt mit Schwielen, als ob es aus Taurollen gemacht wäre.

Er hatte das Gebäude gerade zur rechten Zeit verlassen, um zu sehen, wie ein weißer Kleinbus um die Ecke gekommen war und vor dem Haus gehalten hatte, gefolgt von Bernards Limousine. Er hatte in seinem Wagen gesessen und beobachtet, wie Männer in weißen Schutzanzügen aus dem Kleinbus gestiegen waren, der keine Aufschrift und keine Kennzeichen trug.

Dann hatte er den Motor gestartet, den Gang eingelegt und war weggefahren. Einfach so. Zurück nach Irvine. Die ganze

schreckliche Geschichte zu ignorieren, so lange er konnte, sonst würde er sehr bald so verrückt sein wie Candice.

Candice, die über dem offenen Abfluß in eine Duschkabine umgewandelt wurde. Die kleinen Schwerenöter hinauslassen, hatte Vergil gesagt. Ihnen zeigen, was es mit der Welt auf sich hatte.

Es fiel ihm nicht allzu schwer, zu glauben, daß er gerade ein menschliches Wesen getötet hatte, einen Freund. Der Rauch, der geschmolzene Lampenschirm, das qualmende Kabel.

Vergil.

Er hatte die eingeschaltete Lampe zu Vergil in die Badewanne geworfen.

War er gründlich genug gewesen? Hatte er alle, die in der Wanne gewesen waren, abgetötet? Vielleicht würden Bernard und seine Gruppe zu Ende bringen, was er begonnen hatte.

Er zweifelte jedoch daran. Wer konnte es alles erfassen? Er konnte es ganz gewiß nicht; er hatte Schreckliches erfahren und gesehen, und glaubte nicht, daß er sich zutrauen konnte, vorauszusagen, was als nächstes geschehen würde. Verstand er doch kaum, was jetzt geschah.

Die Träume. Städte, die über Gail herfielen, sie vergewaltigten. Myriaden winziger, unsichtbarer Intelligenzen, die sich alle überstäubten, unterwanderten, durchdrangen. Welcher Schmerz... und doch auch, welch potentielle Schönheit! Eine neue Art von Leben, Symbiose und Verwandlung.

Nein, das war kein guter Gedanke. Veränderung – zuviel Veränderung –, dort begannen seine Einwände gegen eine neue Ordnung, eine neue Art, weil er recht gut wußte, daß es nicht mehr einzudämmen war, daß es mehr von ihnen geben mußte. Vergil hatte mehr gemacht, in seiner unbeholfenen, kurzsichtigen Art hatte er das nächste Stadium eingeleitet.

Nein. Das Leben geht weiter. Kein Ende, keine Verwandlung, keine erschreckenden Erlebnisse wie Candice in der Duschkabine oder Vergil tot in der Badewanne; Leben ist das Recht des Individuums auf Normalität und normales Altern, wer würde dieses Recht in Frage stellen oder wegnehmen, welcher vernünftige Mensch würde das akzeptieren, und wieso glaubte er akzeptieren zu müssen, was – wie er meinte – geschehen würde?

Er legte sich auf die Couch und beschirmte die Augen mit dem Unterarm. In seinem ganzen Leben war er nicht so erschöpft gewesen – bis zur Unfähigkeit zu rationalem Denken körperlich und emotional entleert. Dennoch scheute er den Schlaf, weil er spürte, daß die Alpträume sich auftürmten wie Gewitterwolken und nur darauf warteten, ihn mit Echos und Brechungen dessen, was er gesehen hatte, durchzuschütteln.

Er nahm den Unterarm vom Gesicht und starrte zur Decke auf. Es war vielleicht gerade noch möglich, daß aufgehalten werden konnte, was in Gang gesetzt worden war. Vielleicht war er der einzige, der als Auslöser der dazu erforderlichen Aktionen wirken konnte. Er könnte das Amt für Seuchenbekämpfung alarmieren (ja, aber waren das die Leute, mit denen er sprechen wollte?), oder vielleicht das Verteidigungsministerium? Zuerst das Gesundheitsamt, wo er Bekannte hatte? Oder vielleicht sogar die Scripps-Klinik in La Jolla...

Wieder bedeckte er die Augen mit dem Unterarm. Es gab keine klare Vorgangsweise.

Die Ereignisse überstiegen einfach sein Vermögen. Er konnte sich vorstellen, daß es im Laufe der Menschheitsgeschichte oft Ähnliches gegeben hatte: Flutwellen von Ereignissen, die entscheidende Einzelpersonen zusammen mit allen anderen überwältigten und fortrissen. Wer hatte in solchen Lebenslagen nicht den Wunsch nach einem ruhigen Ort, vielleicht einem

kleinen mexikanischen Dorf, wo nie etwas passierte und wohin man sich zurückziehen und schlafen konnte, bloß schlafen...

»Edward?« Gail beugte sich über ihn und berührte seine Stirn mit kühlen Fingern. »Jedesmal, wenn ich heimkomme, liegst du hier und schläfst wie ein Sack. Du siehst nicht gut aus. Wie fühlst du dich?«

»Ganz gut.« Er setzte sich auf den Rand der Couch. Er fühlte sich erhitzt, und Benommenheit bedrohte sein Gleichgewicht. »Hast du etwas für das Abendessen geplant?« Sein Mund arbeitete nicht richtig; die Worte klangen undeutlich, nuschelnd. »Ich dachte, wir könnten ausgehen.«

»Du hast Fieber«, sagte Gail. »Sehr hohes Fieber. Warte hier, ich hole das Thermometer.«

»Nein«, rief er ihr schwächlich nach. Dann stand er auf und tappte ins Badezimmer, um in den Spiegel zu schauen. Sie traf ihn dort und steckte ihm das Thermometer unter die Zunge. Wie immer dachte er daran, es wie Harpo Marx zu zerbeißen und wie eine Zuckerstange zu essen. Sie blickte ihm über die Schulter in den Spiegel.

»Was ist es?« fragte sie.

Unter seinem Kragen waren Streifen um den Hals. Weiße Streifen, wie Straßen.

»Feuchte Hände«, murmelte er. »Vergil hatte feuchte Hände.« Sie waren bereits seit Tagen in ihm. »So offensichtlich.«

»Edward, bitte, was ist?«

»Ich muß einen Anruf machen«, sagte er. Gail folgte ihm ins Schlafzimmer und blieb bei ihm stehen, als er sich auf die Bettkante setzte und die Nummer von Genetron wählte. »Dr. Michael Bernard, bitte«, sagte er. Die Empfangsdame sagte ihm – viel zu schnell –, daß es bei Genetron keine Person dieses Namens gäbe. »Es ist zu wichtig, um damit Geheimniskrämerei zu treiben«, sagte er kalt. »Sagen Sie Dr.

Bernard, daß Edward Milligan am Apparat ist, und es ist dringend!«

Die Empfangsdame ließ ihn warten. Vielleicht war Bernard noch in Vergils Wohnung und versuchte das Rätsel zu lösen; vielleicht würden sie einfach die Polizei verständigen und ihn verhaften lassen. So oder so, es kam wirklich nicht mehr darauf an.

»Bernard hier.« Die Stimme klang entschieden und ziemlich so, dachte Edward, wie er selbst sich anhören mußte.

»Es ist zu spät, Doktor. Wir haben Vergils Hand geschüttelt. Verschwitzte Handflächen, erinnern Sie sich? Und fragen Sie sich, wen wir seitdem berührt haben. Wir sind jetzt die Angriffspunkte.«

»Ich war heute in der Wohnung, Milligan«, sagte Bernard.  
»Haben Sie Ulam getötet?«

»Er wollte seine... Mikroben freisetzen. Noozyten. Was immer sie jetzt sind.«

»Haben Sie seine Freundin gefunden?«

»Ja.«

»Was haben Sie mit ihr getan?«

»Mit ihr getan? Nichts. Sie war in der Duschkabine. Aber hören Sie...«

»Sie war verschwunden, als wir kamen, wir fanden nichts als ihre Kleider. Haben Sie sie auch getötet?«

»Hören Sie, Doktor! Ich habe Vergils Mikroben in mir.

Und Sie auch.« Am anderen Ende blieb es eine Weile still, dann ein tiefes Seufzen. »Ja?«

»Haben Sie irgendeine Methode ausgearbeitet, sie unter Kontrolle zu bringen, das heißt, in unseren Körpern?«

»Ja.« Dann, leiser: »Nein. Noch nicht. Antimetaboliten, kontrollierte Strahlentherapie, Aktinomycin. Wir haben nicht alles erprobt, aber... nein.«

»Das wär's dann, Dr. Bernard.«

Eine weitere längere Pause. »Hm.«

»Ich werde jetzt zu meiner Frau zurückgehen, um mit ihr zu verbringen, was uns an Zeit noch geblieben ist.«

»Ja«, sagte Bernard. »Danke für Ihren Anruf.«

»Ich werde jetzt auflegen.«

»Selbstverständlich. Leben Sie wohl.«

Edward legte auf und schloß seine Arme um Gail.

»Es ist eine Krankheit, nicht wahr?« sagte sie.

Edward nickte. »Das ist es, was Vergil gemacht hat. Eine Krankheit, die denkt. Ich glaube kaum, daß es Möglichkeiten gibt, eine intelligente Seuche zu bekämpfen.«

Harrison durchblättert das Verfahrenshandbuch und machte sich methodisch Notizen. Yng saß in einem Ledersessel in der Ecke, die Fingerspitzen vor dem Gesicht zu einer Pyramide aneinandergelegt. Sein langes, glattes schwarzes Haar fiel ihm über die Brillengläser. Bernard stand vor dem schwarzen Resopaltisch, beeindruckt von der Qualität des Stillschweigens. Endlich lehnte Harrison sich vom Schreibtisch zurück und hielt seinen Notizblock in die Höhe.

»Erstens, wir sind nicht verantwortlich. So lese ich es. Ulam führte seine Forschungen heimlich ohne unsere Genehmigung durch.«

»Aber wir feuerten ihn nicht, als wir davon erfuhren«, konterte Yng. »Das wird man uns vor Gericht ankreiden.«

»Wir werden uns später um alles das sorgen«, sagte Harrison. »Allerdings sind wir dafür verantwortlich, daß die Behörden verständigt werden. Es ist zwar kein Behälterleck oder sonst ein technischer Defekt, aber...«

»Keiner von uns, nicht einer von uns dachte, daß Ulams Zellen außerhalb des Körpers lebensfähig sein könnten«, sagte Yng und steckte die Finger beider Hände ineinander.

»Es ist durchaus möglich, daß sie es anfangs nicht waren«, sagte Bernard, gegen seinen Willen in die Diskussion gezogen. »Es ist offensichtlich, daß eine beachtliche Entwicklung stattgefunden hat, seit Ulam sich seine veränderten Lymphozyten injizierte. Selbstgeleitete Entwicklung.«

»Ich weigere mich noch immer zu glauben, daß Ulam intelligente Zellen schuf«, sagte Harrison. »Unsere eigene Forschung im militärischen Bereich hat gezeigt, wie schwierig

das sein würde. Wie bestimmte er ihre Intelligenz? Wie bildete er sie aus? Nein – etwas...«

Yng lachte. »Ulams Körper wurde umgewandelt, neu entworfen... Wie können wir daran zweifeln, daß hinter der Transformation eine Intelligenz wirkte?«

»Meine Herren«, sagte Bernard, »das ist alles akademisch. Werden wir die Behörden verständigen oder nicht?«

»Was, zum Kuckuck, sollen wir ihnen sagen?«

»Daß wir uns alle im Frühstadium einer sehr gefährlichen Infektion befinden«, sagte Bernard, »die in unseren Laboratorien von einem Forscher, der inzwischen daran gestorben ist, erzeugt wurde.«

»Der ermordet wurde«, sagte Yng.

»Und daß die Infektion sich mit alarmierender Schnelligkeit ausbreitet.«

»Ja«, sagte Yng, »aber was können die Gesundheitsbehörden tun? Die Seuche, wenn man es so nennen kann, hat sich inzwischen über den ganzen Kontinent ausgebreitet.«

»Nein«, widersprach Harrison, »nicht ganz so weit. Vergil war ein Eigenbrötler, hatte nicht viele Kontakte. Sie könnte noch auf Südkalifornien begrenzt sein.«

»Er hatte Kontakt mit uns«, meinte Yng. »Sind Sie der Meinung, daß wir angesteckt sind?«

Bernard bejahte.

»Gibt es etwas, was wir persönlich tun können?«

Er tat so, als überlege er, dann schüttelte er den Kopf. »Wenn Sie mich entschuldigen wollen, es gibt Arbeit zu tun, bevor wir die Behörden verständigen.« Er verließ den Konferenzraum und ging den äußeren Korridor entlang zur Treppe. Im Eingang zum Westflügel war ein Münzfernsprecher. Bernard zog seine Kreditkarte aus der Brieftasche, steckte sie in den Schlitz und wählte die Nummer seines Büros in Los Angeles.

»Bernard hier«, sagte er. »Ich werde in Kürze zum Flughafen San Diego fahren. Ist George erreichbar?« Mehrere Anrufe wurden gemacht, dann kam George Dilman, sein Flugmechaniker und Gelegenheitspilot, an die Leitung. »George, es tut mir leid, daß ich so kurzfristig disponieren muß, aber es handelt sich um eine Art Notfall. Die Maschine sollte in anderthalb Stunden voll aufgetankt bereitstehen.«

»Wohin diesmal?« fragte Dilman, der lange Flüge ohne Vorankündigung gewohnt war.

»Europa. In ungefähr einer halben Stunde werde ich genaueres durchgeben, damit Sie einen Flugplan machen können.«

»In Ordnung, Doktor.«

»Anderthalb Stunden, George.«

»Wir werden bereit sein.«

»Ich fliege allein.«

»Doktor, ich würde lieber...«

»Allein, George.«

George seufzte. »In Ordnung.«

Er behielt den Hörer in der Hand und drückte eine siebenundzwanzigstellige Zahl, beginnend mit seinem Satellitenschlüssel und endend mit einer Zerhacker-Kennzahl. Eine Frau meldete sich auf deutsch.

»Dr. Heinz Paulsen-Fuchs, bitte.«

Sie stellte keine Fragen. Wer auf dieser Leitung durchkam, war wichtig genug, daß der Doktor mit ihm sprach. Einige Sekunden später meldete sich Paulsen-Fuchs. Bernard blickte unbehaglich in die Runde, um zu sehen, ob er beobachtet wurde.

»Heinz, hier ist Michael Bernard. Ich muß Sie um einen ziemlich extremen Gefallen bitten.«

»Herr Dr. Bernard, immer willkommen, immer willkommen! Was kann ich für Sie tun?«

»Haben Sie auf Ihrem Werksgelände in Wiesbaden ein Labor mit Totalisolation, das Sie innerhalb eines Tages freimachen können?«

»Zu welchem Zweck? Entschuldigen Sie, Michael, ist es kein günstiger Zeitpunkt, danach zu fragen?«

»Nein, ich fürchte nicht.«

»Wenn es ein ernster Notfall ist, nun ja, ich denke, es läßt sich machen.«

»Gut. Ich werde dieses Labor benötigen, und ich werde Ihren firmeneigenen Landeplatz benutzen müssen. Sobald ich meine Maschine verlasse, muß ich sofort in einen Isolationsanzug und in einen versiegelten Transportwagen für biologische Stoffe gesteckt werden. Dann wird meine Maschine auf der Rollbahn angezündet und der gesamte Umkreis mit desinfizierendem Schaum besprüht werden müssen. Ich werde Ihr Gast sein, wenn Sie es so nennen können, und zwar auf vorerst unbestimmte Zeit. Das Labor sollte so eingerichtet sein, daß ich dort leben und meine Arbeit tun kann. Dazu werde ich einen Datenanschluß mit allen Möglichkeiten benötigen.«

»Sie sind mir nicht als ein Trunkenbold bekannt, Michael. Und Sie sind niemals labil gewesen, nicht in der Zeit, die wir zusammen verbracht haben. Das hört sich sehr ernst an. Sprechen wir über eine Infektion, Michael? Ein Behälterleck, vielleicht?«

Bernard fragte sich, wie Paulsen-Fuchs erfahren haben konnte, daß er mit Gentechnik befaßt war. Oder vermutete er es nur? »Es handelt sich um einen extremen Notfall, Heinz. Können Sie mir helfen?«

»Wird alles erklärt werden?«

»Ja. Und es wird Ihnen und Ihrem Land zum Vorteil gereichen, frühzeitig informiert zu sein.«

»Das hört sich nicht nach einer Trivialität an, Michael.«

Bernard unterdrückte eine irrationale Aufwallung von Ungeduld. »Verglichen damit, ist alles andere trivial, Heinz.«

»Dann wird es geschehen. Wir können Sie wann erwarten?«

»Innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden, Danke, Heinz.«

Er hängt ein und blickte auf die Armbanduhr. Er bezweifelte, daß bei Genetron jemand die Größenordnung des Geschehens begriff. Selbst ihm fiel es schwer, sich eine zutreffende Vorstellung zu machen. Aber eins war klar: Sobald Harrison die Gesundheitsbehörden informierte, würde der nordamerikanische Kontinent innerhalb achtundvierzig Stunden unter Quarantäne gestellt – ob man in Regierungskreisen glaubte, was gesagt wurde, oder nicht. Die Schlüsselworte würden »Seuche« und »gentechnische Manipulation« sein. Alle in diesem Zusammenhang ergriffenen Maßnahmen würden vollkommen gerechtfertigt sein, doch bezweifelte er, daß sie ausreichend sein würden. Dann wäre mit dem Einsatz drastischerer Mittel zu rechnen.

Er wollte nicht im Lande sein, wenn es geschah, andererseits wollte er nicht für die Weiterverbreitung der Gefahr verantwortlich sein. Also bot er sich dem modernsten pharmazeutischen Forschungsunternehmen Europas als Versuchsperson und Musterexemplar an.

Bernards Verstand arbeitete so, daß er niemals von schweren Zweifeln oder nachträglichen Sinnesänderungen geplagt war – jedenfalls nicht in seiner Arbeit. Befand er sich in einer Notlage oder schwierigen Situation, fiel ihm immer rechtzeitig eine Lösung ein, gewöhnlich die richtige. Die Reservelösungen warteten im Hintergrund seiner Gedanken, unbewußt und unaufdringlich, während er handelte. So war es immer im Operationssaal gewesen, und so war es jetzt. Er betrachtete diese Fähigkeit nicht ohne einigen Verdruß, ließ sie ihn doch bisweilen als eine Art Roboter erscheinen, selbstsicher und

zuversichtlich jenseits aller Vernunft. Aber sie war für seinen Erfolg verantwortlich gewesen, hatte ihm zu seinem Ruf in der neurophysiologischen Forschung und der Achtung verholfen, die ihm von Professorenkollegen und Öffentlichkeit entgegengebracht wurde.

Er kehrte zurück in den Konferenzraum und nahm seine Aktentasche mit sich. Sein Wagen wartete auf dem Firmenparkplatz, wo der Chauffeur las oder mit einem Taschencomputer Schach spielte. »Wenn Sie mich brauchen, können Sie mich in meinem Büro erreichen«, sagte Bernard zu Harrison. Yng stand vor der leeren Wandtafel, die Hände auf dem Rücken.

»Ich habe eben die Gesundheitsbehörde angerufen«, sagte Harrison. »Man wird uns Instruktionen geben.«

Bald würde jedes Krankenhaus in der Gegend unterrichtet sein. Wie lange würde es dauern, bis sie die Schließung der Flughäfen anordneten? Wie effizient waren sie? »Lassen Sie mich dann wissen, was angeordnet wird«, sagte Bernard. Er ging hinaus und überlegte flüchtig, ob er noch etwas mitnehmen mußte. Vermutlich nicht. Er hatte Kopien von Ulams Floppy Discettes in seiner Aktentasche. Und er hatte Ulams Organismen in seinem Blut.

Das würde sicherlich ausreichen, ihn einstweilen zu beschäftigen.

Leute? Gab es welche, die er warnen sollte?

Eine seiner drei Exfrauen? Er wußte nicht einmal, wo sie jetzt lebten. Seine Buchhalterin schickte ihnen die Alimentenschecks. Es gab keine praktische Möglichkeit...

Einen Menschen, an dem ihm wirklich lag? Dem auch er etwas bedeutete?

Er hatte Paulette zuletzt im März gesehen. Der Abschied war freundschaftlich gewesen. Alles war freundschaftlich gewesen. Sie waren umeinander gekreist wie Mond und Erde, ohne sich

wirklich nahezukommen. Paulette hatte Einwände dagegen erhoben, der Mond zu sein, und völlig zu Recht. Sie hatte es in ihrer eigenen Karriere weit gebracht und war Leiterin der Abteilung Zytotechnologie in der Cetus Corporation in Palo Alto.

Nun, da er darüber nachdachte, fiel ihm ein, daß es wahrscheinlich diejenige gewesen war, die Harrison von der Genetron seinen Namen empfohlen hatte. Nach ihrer Trennung. Ohne Zweifel hatte sie gedacht, sie sei sehr großzügig, und objektiv, indem sie allen Beteiligten half.

Er konnte ihr keinen Vorwurf daraus machen. Aber es gab nichts in ihm, was ihn drängte, sie anzurufen, zu warnen.

Es war einfach nicht praktisch.

Von seinem Sohn hatte er seit fünf Jahren nichts gehört. Er war mit einem Forschungsauftrag irgendwo in China.

Er schlug sich den Gedanken aus dem Kopf.

Vielleicht brauche ich nicht einmal eine Isolationskammer, dachte er bei sich. Ich bin bereits stärker isoliert als mir bewußt war.

Sie waren dem Tode nahe. Innerhalb von Minuten war Edward zu schwach, sich zu bewegen. Er hörte, wie Gail seine Eltern anrief, verschiedene Krankenhäuser, ihre Schule. Sie war außer sich vor Angst, daß sie womöglich ihre Schüler infiziert hatte. Er stellte sich vor, wie die Nachricht sich in Windeseile ausbreitete. Die Panik. Aber Gail wurde bald langsamer, klagte über Schwindelgefühl und legte sich neben ihn aufs Bett.

Sie versuchte sich aufzurappeln, wie ein Pferd, das gestürzt ist und sich ein Bein gebrochen hat, wieder hochzukommen sucht, aber die Anstrengung war nutzlos.

Mit ihrer letzten Kraft kam sie zu ihm, und sie hielten einander in den Armen, schweißgebadet. Gails Augen waren geschlossen, ihr Gesicht hatte die Farbe von Talkum. Sie glich einem Leichnam in der Aussegnungskapelle. Eine Weile dachte Edward, sie sei tot, und krank wie er war, wütete er gegen sich selbst, haßte sich selbst, niedergedrückt von Schuldgefühlen wegen seiner Schwäche, seiner Langsamkeit, die Möglichkeiten zu verstehen. Dann kümmerte es ihn nicht länger. Er war zu schwach, mit den Augen zu zwinkern, also schloß er sie und wartete.

Ein Rhythmus war in seinen Armen, seinen Beinen. Mit jedem Pulsschlag durchwogte ihn eine Art Klang, als ob ein Orchester von Tausenden Musikern spielte, aber nicht im Gleichklang; als ob sie verschiedene Symphonien oder Sätze daraus gleichzeitig spielten. Musik im Blut. Die Empfindung wurde koordinierter; die Klangfolgen verloren sich schließlich in Stille, lösten sich auf in harmonische Pulsschläge.

Das Pochen seines eigenen Herzens.

Keiner von ihnen hatte ein Gefühl für den Ablauf der Zeit. Tage konnten vergangen sein, bevor er genug Kraft aufbrachte, zum Wasserhahn ins Badezimmer zu wanken. Er trank, bis sein Magen nicht mehr fassen konnte, und kehrte mit einem Glas Wasser zurück. Er hob ihren Kopf mit dem Arm, berührte Gails Lippen mit dem Rand des Glases. Sie nippte am Wasser. Ihre Lippen waren aufgesprungen, die Augen blutunterlaufen und die Pupillen umrandet mit gelblichen, körnigen Strukturen, aber ihre Haut hatte wieder etwas Farbe. »Wann werden wir sterben?« fragte sie, ihre Stimme ein mattes Krächzen. »Ich möchte dich festhalten, wenn wir sterben.«

Wenig später war er stark genug, ihr in die Küche zu helfen. Er schälte eine Orange und teilte sie mir ihr, er schmeckte den Zucker und den Saft und die Säure in der Kehle. »Wo sind alle?« fragte sie. »Ich rief Krankenhäuser und Freunde an. Wo sind sie?«

Die harmonische, orchestrale Empfindung kehrte wieder, die Herzschläge koordinierten sich zu rhythmischen Fragmenten, diese verschmolzen, gewannen eine Bedeutung, und auf einmal –

### **Tritt UNWOHLSEIN auf?**

- Ja.

Er antwortete automatisch und gleichfalls in Gedanken, als hätte er den Austausch erwartet und sei bereit für ein langes Gespräch.

### **GEDULD. Es gibt Schwierigkeiten.**

- Was? Ich verstehe nicht.

- »Immunreaktion«. »Konflikt«. Schwierigkeiten.

- Dann verlaßt uns! Geht fort!

### **Nicht möglich. Zu sehr INTEGRIERT.**

Sie erholten sich nicht, nicht in dem Maße, daß sie von der Infektion frei gewesen wären. Jedes Gefühl wiederkehrender Freiheit war illusorisch. Sehr knapp und darauf beschränkt,

was seine Kräfte zuließen, versuchte er Gail zu erklären, was sie seiner Meinung nach erlebten.

Sie stützte sich auf die Stuhllehne, stand auf und ging langsam und unsicher zum Fenster, wo sie auf wankenden Beinen stand und auf die Grünanlage und andere Reihen von Wohnhäusern hinausblickte. »Was ist mit den anderen Leuten?« fragte sie. »Haben die es auch? Sind sie deshalb nicht gekommen?«

»Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich bald.«

»Sind sie... die Krankheit? Spricht sie zu dir?«

Er nickte.

»Dann bin ich nicht verrückt.« Langsam tappte sie durch das Wohnzimmer. »Ich werde mich nicht mehr lange bewegen können«, sagte sie. »Wie ist es mit dir? Vielleicht sollten wir versuchen zu fliehen.«

Er nahm ihre Hand und schüttelte den Kopf. »Sie sind innen, inzwischen Teil von uns. Sie sind wir. Wohin könnten wir fliehen?«

»Dann möchte ich mit dir im Bett sein, wenn wir uns nicht mehr bewegen können. Und ich möchte, daß du die Arme um mich legst.«

Sie legten sich wieder aufs Bett und hielten einander in den Armen.

»Eddie...«

Es war das letzte Geräusch, das er hörte. Er versuchte zu widerstehen, aber Wellen des Friedens überrollten ihn, und er konnte nur erfahren. Er trieb auf einer weiten, blauviolettten See. Über der See wurde sein Körper auf eine scheinbar grenzenlose Fläche gezeichnet. Die Bemühungen der Noozyten wurden dort in einer Art Diagramm erfaßt, und er hatte keine Schwierigkeiten, ihren Fortschritt zu verstehen. Es war offensichtlich, daß sein Körper jetzt mehr Noozyt als Milligan war.

Was wird mit uns geschehen?

**Nicht mehr BEWEGUNG.**

- Sterben wir?

- **Veränderung.**

- Und wenn wir uns nicht verändern wollen?

- **Kein SCHMERZ.**

- Und Furcht? Ihr werdet uns nicht einmal erlauben, daß wir uns fürchten?

Die blauviolette See und das Diagramm lösten sich in warme Dunkelheit auf.

Er hatte viel Zeit, die Dinge zu durchdenken, aber nicht annähernd genug Information. War es dies, was Vergil erfahren hatte? Kein Wunder, daß er den Eindruck gemacht hatte, verrückt zu werden. Begraben in einer inneren Perspektive, weder an einem Ort noch an einem anderen. Er spürte eine Zunahme der Wärme, eine Nähe und zwingende Gegenwart.

- Edward...

- Gail? Ich kann dich hören – nein, nicht hören –

- Edward, ich sollte entsetzt sein. Ich möchte zornig sein, aber ich kann nicht.

**Nicht notwendig.**

- Geht fort! Edward, ich möchte mich wehren –

- Verlaßt uns, bitte, verlaßt uns!

**GEDULD. Schwierigkeiten.**

Sie verstummten und begnügten sich mit der Freude ihrer beiderseitigen Nähe und Gesellschaft. Was Edward nahebei spürte, war nicht Gails körperliche Gegenwart; nicht einmal sein eigenes Vorstellungsbild von ihrer Persönlichkeit, sondern etwas Überzeugenderes, mit allen Unvollkommenheiten und Details der Realität, aber nicht so, wie er sie bis dahin je erfahren hatte.

- Wieviel Zeit ist vergangen?

- Ich weiß es nicht. Frag *sie!* Keine Antwort.
- Haben sie es dir gesagt?
- Nein, ich glaube nicht, daß sie tatsächlich verstehen, zu uns zu sprechen... noch nicht. Vielleicht ist dies alles Halluzination. Vergil halluzinierte, und viel leicht imitiere ich bloß seine Fieberträume...
- Sag mir, wer wen halluziniert? Warte. Etwas kommt. Kannst du es sehen?
- Ich kann nichts sehen... aber ich fühle es.
- Beschreibe es mir!
- Ich kann nicht.
- Sieh mal, es tut etwas.
- Es ist schön.
- Es ist sehr... ich finde nicht, daß es beängstigend ist. Es ist jetzt näher.

**Kein SCHMERZ. Kein SCHADEN. »Lernen« hier, »anpassen«.**

Es war keine Halluzination, doch ließ es sich mit Worten nicht beschreiben. Edward wehrte sich nicht, als es über ihn kam.

- Was ist es?
- Es ist, wo wir einige Zeit sein werden, glaube ich.
- Bleib bei mir!
- Natürlich...

Auf einmal gab es eine Menge zu tun und vorzubereiten.

Edward und Gail wuchsen auf dem Bett zusammen, Substanz durchdrang ihre Kleider, die Haut verschmolz, wo sie einander umarmten, die Lippen, wo sie sich berührten.

Bernard war sehr stolz auf seine Falcon 10. Er hatte sie in Paris vom Präsidenten eines Computerherstellers erworben, der bankrott gegangen war. Er hatte die schnittige Düsenmaschine drei Jahre benutzt, hatte fliegen gelernt und innerhalb von drei Monaten nach einem »sitzenden Start«, wie sein Fluglehrer es ausgedrückt hatte, die Pilotenlizenz erworben. Liebevoll berührte er den Rand des schwarzen Armaturenbretts mit einem Finger, dann strich er mit dem Daumen über die eingelegte Holzverblendung. Sonderbar, daß von so vielen Dingen, die zurückblieben – und so viel Verlust – eine tote Maschine derartige Bedeutung gewinnen konnte. Freiheit, Prestige... In den nächsten Wochen, wenn er noch so viel Zeit hatte, würde es offensichtlich viele Veränderungen geben, auch jenseits des Physischen. Er würde sich mit seiner Schwäche, seiner Vergänglichkeit abfinden müssen.

Die Maschine war auf dem New Yorker La Guardia-Flughafen aufgetankt worden, ohne daß er das Cockpit verlassen hatte. Er hatte die Anweisungen über Funk durchgegeben, war zur Auftankanlage für Privatmaschinen gerollt und hatte die Triebwerke ausgeschaltet. Das Flughafenpersonal hatte seine Arbeit rasch und routiniert verrichtet, und er hatte mit der Flugkontrolle den Weiterflug verabredet. Nicht ein einziges Mal hatte er menschliche Haut berühren oder auch nur dieselbe Luft atmen müssen wie das Bodenpersonal.

In Reykjavik mußte er die Maschine verlassen und dem Auftanken selbst beiwohnen. Aber er trug einen Schal fest um

Mund und Nase gewickelt und vergewisserte sich, daß er mit den bloßen Händen nichts berührte.

Auf dem Flug nach Deutschland schien sein Sinn sich aufzuklären – und wurde in seiner Selbstanalyse unbequem akut. Keine der Schlußfolgerungen, zu denen er gelangte, wollte ihm gefallen. Er versuchte, sie zu verdrängen, doch gab es im Cockpit wenig, was seine Aufmerksamkeit vollständig fesseln konnte, und die Bemerkungen und Selbstanklagen kehrten alle paar Minuten wieder, bis er den Autopiloten einschaltete und sie gewähren ließ.

Sehr bald würde er tot sein. Es war sicherlich eine edle Art der Selbstaufopferung, daß er sich Pharmek zur Verfügung stellte, und damit der Welt, die möglicherweise noch nicht kontaminiert war. Aber es konnte bei weitem nicht gutmachen, was er hatte geschehen lassen.

Wie hätte er es wissen können?

»Milligan wußte es«, sagte er zwischen zusammengebissenen Zähnen. »Hol sie alle der Teufel!« Vor allem Vergil Ulam; aber war er Vergil nicht ähnlich? Nein, er weigerte sich, das zuzugeben. Vergil war ein kluger Kopf gewesen (er sah den geröteten, blasigen Körper in der Badewanne schwimmen, *war gewesen war gewesen*), aber unverantwortlich, blind für die Sicherheitsvorkehrungen, die er als Wissenschaftler schon beinahe instinktiv hätte ergreifen müssen. Wenn Ulam andererseits diese Sicherheitsvorkehrungen getroffen hätte, wäre er niemals in der Lage gewesen, seine Arbeit zu vollenden.

Niemand hätte es erlaubt.

Und Michael Bernard kannte nur zu gut die Enttäuschung und Frustration, im Verfolg einer aussichtsreichen Forschungsarbeit behindert oder blockiert zu werden. Er hätte Tausende, die an der Parkinsonschen Krankheit litten, heilen können – wenn ihm nur erlaubt worden wäre, Gehirngewebe

von abgetriebenen Embryonen zu sammeln. Statt dessen hatten die Leute mit und ohne Gesichter in ihrem moralischen Eifer nicht nur erreicht, daß er seine Versuche aufgeben mußte, sondern auch zugelassen, daß Tausende von Kranken weiterhin leiden mußten. Wie oft hatte er gewünscht, daß die junge Mary Shelley niemals ihr Buch geschrieben hätte, oder daß sie wenigstens darauf verzichtet hätte, einen deutschen Namen für ihren Wissenschaftler zu wählen. All die Verkettungen des frühen neunzehnten mit der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, die in den Gehirnen der Menschen zusammenliefen...

Ja, ja, und hatte er nicht soeben Ulam wegen seiner Brillanz verflucht, und war ihm nicht derselbe Vergleich in den Sinn gekommen?

Frankensteins Ungeheuer. Unvermeidlich. Langweilig offensichtlich.

Die Menschen fürchteten sich so sehr vor dem Neuen, vor Veränderung.

Und nun fürchtete auch er sich, obgleich er zugab, daß seine Furcht begründet war. Am besten gab er sich rational, stellte sich zum Studium zur Verfügung, ein unbeabsichtigtes Menschenopfer wie Dr. Louis Slotin 1946 in Los Alamos. Slotin und sieben andere, die an der Entwicklung der amerikanischen Atomrüstung mitgearbeitet hatten, waren durch einen Betriebsunfall einem jähen Ausbruch ionisierter Strahlung ausgesetzt worden. Slotin hatte die sieben anderen angewiesen, sich nicht zu bewegen. Dann hatte er Kreise um seine und ihre Füße gezogen, um anderen Wissenschaftlern brauchbare Daten über Entfernung von der Quelle und Strahlungsintensität zu geben, auf denen sie ihre Untersuchungen aufbauen konnten. Slotin war neun Tage später gestorben. Ein zweiter Beteiligter starb nach zwanzig

Jahren an Komplikationen, die der Strahlung zugeschrieben wurden. Zwei weitere starben an akuter Leukämie.

Menschliche Versuchstiere. Selbstbeherrschter Slotin.

Hatten sie in jenen schrecklichen Augenblicken gewünscht, daß niemand jemals das Atom gespalten hätte?

Pharmek verfügte über eine eigene Landepiste zwei Kilometer entfernt von ihrem Forschungszentrum außerhalb Wiesbadens, um Geschäftsleute und Wissenschaftler aus aller Herren Länder zu empfangen und den Erhalt und die Verarbeitung von Pflanzen- und Bodenproben, die von Forschungsgruppen überall in der Welt eingesandt wurden, zu beschleunigen. Bernard kreiste in dreitausend Metern Höhe über dem Streifenmuster der Felder, Wiesen und Wälder, während das Morgengrauen den Osthimmel bleichte.

Er schaltete die Funkpeilung auf das automatische Landesystem und aktivierte zweimal das Mikrofon, um die Platzbeleuchtung einzuschalten. Der Landestreifen mit seinen Lichtern erschien unter ihm im trüben Grau des frühen Morgens. Ein Pfeil von Lichtern auf einer Seite zeigte die Windrichtung an.

Bernard folgte den Lichtern und Anweisungen des Landessystems, fühlte das Aufsetzen und Quietschen der Räder auf dem Beton der Landepiste, gefolgt von dumpf rumpelndem Ausrollen. Eine perfekte Landung, die letzte, die das schnittige Düsenflugzeug jemals machen würde.

Zur Linken konnte er einen großen weißen Lastwagen und Personal in Schutzanzügen sehen, die darauf warteten, daß er von der Piste auf einen Standplatz manövrierte. Sie ließen die Maschine nicht aus dem Lichtkegel eines Scheinwerfers. Er winkte aus dem Fenster und bedeutete ihnen zu bleiben, wo sie waren. Über den Bordfunk sagte er: »Ich brauche einen Schutzanzug ungefähr hundert Meter von der Maschine entfernt. Und der Wagen wird weitere hundert Meter jenseits

stehen müssen.« Ein Mann, der auf dem Trittbrett des Fahrerhauses stand, hörte den Empfang mit und signalisierte ihn mit erhobenem Daumen. Ein Schutzanzug wurde am Rand der Landepiste niedergelegt, und der Lastwagen und das Personal vergrößerten ihre Distanz.

Bernard ließ die Triebwerke auslaufen, schaltete die Zündung aus und ließ nur die Innenbeleuchtung und das Treibstoff-Notabwurfssystem aktiviert. Darauf klemmte er seinen Aktenkoffer unter den Arm, trat in die Passagierkabine und nahm aus dem Gepäckabteil einen Aluminiumkanister mit Desinfektionsmittel. Mit einem tiefen Atemzug zog er sich eine Filtermaske aus Gummi über den Kopf und las die Instruktionen an der Seite des Kanisters. Der schwarze, zulaufende Stutzen war mit einem flexiblen Plastikschlauch und einer Messingarmatur versehen. Diese paßte genau auf das Ventil im Kanister und ließ sich festziehen. Den Schlauch in einer Hand und den Kanister in der anderen, kehrte er ins Cockpit zurück und besprühte Instrumente, Sitz, Boden und Decke, bis alles von der milchig grünen, giftigen Flüssigkeit troff. Dann ging er wieder in die Passagierkabine und besprühte alles, was er angefaßt hatte, und noch mehr. Als der Kanister leer war, schraubte er das Druckventil auf und legte den Kanister auf einen der ledergepolsterten Sitze. Auf einen Hebeldruck öffnete sich zischend die Luke und fuhr die Ausstiegstreppe aus.

Er befühlte die Hosentasche, um sich zu vergewissern, daß er die Leuchtpistole bei sich hatte, fühlte nach den sechs zusätzlichen Leuchtpatronen und stieg die Treppe hinunter auf den Beton der Piste. Ungefähr zehn Meter vor der hellrot lackierten Nase der Maschine stellte er den Aktenkoffer ab.

Schritt für Schritt machte er sodann die Maschine unbrauchbar. Zuerst öffnete und entleerte er die hydraulischen Systeme, dann schnitt er die Reifen auf und ließ die Luft

heraus. Mit einer Axt schlug er das Fenster auf der Steuerbordseite ein, dann die drei Fenster der Passagierkabine backbords. Um sie zu erreichen, mußte er auf die Tragfläche klettern.

Dann ging er wieder an Bord und ins Cockpit, beugte sich über den vom Desinfektionsmittel durchnäßten Pilotensitz und zog die Schutzkappe vom Treibstoff-Notabwurfschalter. Mit einem scharfen Knacken gab der Schalter unter seinem Finger nach, und die Ventile öffneten sich. Eilig verließ er die Maschine, nahm den Aktenkoffer auf und rannte zu der Stelle, wo der graue und orangefarbene Schutzanzug auf dem Beton lag.

Die Techniker hatten keinen Versuch gemacht, sich einzumischen. Bernard zog die Leuchtpistole und ihre Patronen aus der Tasche, legte seine Kleider ab und zog den Schutzanzug über. Er knüllte die Kleidung zusammen, trug sie zu der sich ausbreitenden Kerosinpfütze unter der Maschine und warf sie hinein. Er kehrte zurück und öffnete den Aktenkoffer, nahm seinen Paß heraus und steckte ihn in einen Plastikbeutel. Dann hob er die Leuchtpistole.

Er zielte sorgfältig, hoffte, daß die Flugbahn nicht allzu stark gekrümmt sein würde, und feuerte eine Leuchtkugel auf den Gegenstand seiner Freude und seines Stolzes.

Das Kerosin geriet in Brand, und innerhalb von Sekunden war die Maschine in ein Inferno orangegelber Flammen und brodelnden schwarzen Qualms gehüllt. Bernard nahm seinen Aktenkoffer und ging auf den Lastwagen zu.

Ein Zollbeamter befand sich wahrscheinlich nicht unter den Anwesenden, aber um sich keiner Verletzung geltenden Rechts schuldig zu machen, hielt er den in Plastik gehüllten Paß in die Höhe und zeigte darauf. Ein Mann in einem ähnlichen Schutzanzug nahm ihn aus seiner Hand.

»Nichts zu verzollen«, sagte Bernard. Der Mann hob zum Zeichen, daß er verstanden hatte, die Hand an den Helm und trat zurück. »Sprühen Sie mich bitte ein!«

Er drehte sich im Schauer des Desinfektionsmittels, hob die Arme und abwechselnd die Beine. Als er die Stufen in den Isoliertank des Lastwagens erstieg, hörte er das leise Summen der Luftzirkulation und sah den violetten Schein ultravioletter Lampen. Die Tür schloß sich hinter ihm, hielt inne und sank dann mit einem leisen Seufzer in ihre luftdichte Versiegelung.

Während der Lastwagen auf einer schmalen Straße durch Wiesenland fuhr, spähte Bernard durch das dicke Glas eines seitlichen Fensters zurück zur Landepiste. Der Rumpf der Düsenmaschine war zu einem geschwärzten, verbogenen Skelett zusammengesunken. Noch immer loderten Flammen hoch in den Sommermorgen. Der Brand schien alles zu verzehren.

Heinz Paulsen-Fuchs beobachtete die auf dem Bildschirm seines Speichergerätes verzeichneten Anrufe. Es ging schon los. Nachfragen mehrerer Behörden lagen vor, darunter vom Bundesumweltamt, dem Bundesgesundheitsministerium und dem Hessischen Umweltministerium.

Alle Flüge nach und von den Vereinigten Staaten waren storniert. Er mußte damit rechnen, daß innerhalb der nächsten Stunden Beamte der zuständigen Behörden bei ihm erscheinen würden. Ehe sie eintrafen, mußte er Bernards Erklärung hören.

Nicht zum erstenmal in seinem Leben bedauerte er, einem Freund Hilfe geleistet zu haben. Es war nicht der geringste seiner Fehler. Einer der wichtigsten Industriellen im Nachkriegsdeutschland, und immer noch ein weichherziger Gefühlsmensch, der nicht nein sagen konnte.

Er zog einen transparenten Regenmantel über seinen gutsitzenden grauen Wollanzug und drückte eine Baskenmütze auf sein lockiges weißes Haar. Dann wartete er beim Eingang auf den regenbeperrten Citroen.

»Morgen, Uwe«, begrüßte er den Chauffeur, der ihm den Schlag öffnete. »Für Richard, wie versprochen.« Er beugte sich über den Sitz und gab Uwe drei Taschenbücher. Richard war der zwölfjährige Sohn des Chauffeurs und wie Paulsen-Fuchs ein Liebhaber von Kriminalromanen. »Fahren Sie noch schneller als sonst!«

»Sie werden mir vergeben, daß ich Sie nicht am Flugfeld abgeholt habe«, sagte Paulsen-Fuchs. »Ich war hier und bereitete mich auf Ihre Ankunft vor, und dann wurde ich abgerufen. Es liegen bereits Nachfragen von

Regierungsbehörden vor. Offensichtlich ist eine sehr ernste Entwicklung eingetreten. Sie sind darüber im Bilde?»

Bernard trat an die dicke Panzerglasscheibe des Fensters, das seinen isolierten Laboratoriumsbereich vom benachbarten Besuchszimmer trennte. Er hob die Hand, die von weißlichen Schwielen überzogen war und sagte: »Ich bin infiziert.«

Paulsen-Fuchs betrachtete Bernards Hand mit zusammengekniffenen Augen, dann sagte er: »Sie sind allem Anschein nach nicht der einzige, Michael. Was geschieht in Amerika?«

»Ich habe seit meinem Abflug nichts gehört.«

»Ihre Behörde für Seuchenkontrolle in Atlanta hat Seuchenalarm gegeben und verbreitet Verhaltensmaßnahmen für den Katastrophenfall. Alle nationalen und internationalen Flüge sind storniert. Gerüchte besagen, daß einige Städte von der Kommunikation mit der Außenwelt abgeschnitten seien. Es scheint ein rasch um sich greifendes Chaos zu herrschen. Nun, Sie kommen zu uns, verbrennen Ihre Maschine auf unserer Landepiste und vergewissern sich sehr gründlich, daß Sie das einzige von Ihrem Land sind, das in unserem überlebt – alles andere ist sterilisiert. Was für einen Reim sollen wir uns auf dies alles machen, Michael?«

»Heinz, es gibt mehrere Maßnahmen, die alle Länder augenblicklich ergreifen müssen. Sie müssen alle Reisenden, die in letzter Zeit aus den Vereinigten Staaten, Kanada und Mexiko eingereist sind, unter Quarantäne stellen. Ich habe keine Ahnung, wie weit die Ansteckung sich ausbreiten wird, aber sie scheint sehr schnell voranzukommen.«

»Ja, unsere Regierung ist dabei, diese Maßnahmen zu ergreifen. Aber Sie kennen die Bürokratie...«

»Umgehen Sie die Bürokratie. Brechen Sie alle physikalischen Kontakte mit Nordamerika ab!«

»Ich kann das nicht einfach bewirken, indem ich Behauptungen aufstelle.«

»Heinz«, sagte Bernard, und wieder hob er die Hand vor die Scheibe, »ich habe vielleicht noch eine Woche, weniger, wenn das, was Sie sagen, zutrifft. Erklären Sie Ihrer Regierung, das dies mehr ist als bloß eine Panne in einem Labor. Ich habe alle wichtigen Aufzeichnungen in meinem Aktenkoffer. Sobald ich ein paar Stunden geschlafen habe, muß ich mit Ihren führenden Biologen sprechen. Bevor sie mit mir sprechen, möchte ich, daß Sie die Unterlagen sehen, die ich mitgebracht habe. Ich werde die Disketten hier in den Datenanschluß stecken. Viel mehr kann ich jetzt nicht sagen; wenn ich nicht bald schlafen kann, falle ich um.«

»In Ordnung, Michael.« Paulsen-Fuchs schaute ihn traurig an, das Gesicht von tiefen Sorgenfalten gefurcht. »Ist es etwas, womit wir als Möglichkeit rechnen konnten?«

Bernard überlegte einen Augenblick lang. »Nein, das glaube ich nicht.«

»Um so schlimmer«, sagte Paulsen-Fuchs. »Ich werde die notwendigen Vorbereitungen treffen. Geben Sie Ihr Datenmaterial durch! Und schlafen Sie!« Paulsen-Fuchs ging, und das Licht im Besucherraum wurde ausgeschaltet.

Bernard schritt die drei mal drei Meter seines neuen Heimes ab. Das Labor war Anfang der achtziger Jahre für genetische Experimente eingerichtet worden, die damals als potentiell gefährlich angesehen wurden. Die gesamte innere Kammer war aufgehängt in einem Hochdrucktank; Brüche, Leckagen und Risse in der inneren Kammer führten dazu, daß Luft eindrang, nicht entwich. Der Drucktank konnte mit mehreren Desinfektionsmitteln besprüht werden und steckte in einer weiteren Stahlumhüllung, in der ein annäherndes Vakuum herrschte. Alle elektrischen Leitungen und mechanischen Systeme, die durch die Tanks verlaufen mußten, waren

ummantelt und steckten in Desinfektionslösungen. Luft und Abfallmaterialien, die den Laborbereich verließen, wurden durch Hitze sterilisiert und verbrannt; alle dem Labor entnommenen Proben wurden in einem benachbarten Raum unter den gleichen Sicherheitsvorkehrungen verarbeitet oder weiterbehandelt. Bis das Problem gelöst oder er tot wäre, würde er von nun an nichts von Bernards Körper mit einem anderen Lebewesen außerhalb der Kammer in Berührung kommen.

Die Wände waren von einem neutralen Hellgrau; in Decke und Seitenwände eingelassene und verkleidete Leuchtstoffröhren verbreiteten Licht. Es konnte sowohl von innen wie auch von außen ein- und ausgeschaltet werden. Der Boden war schwarz gefliest. In der Mitte des Raums – deutlich sichtbar vom benachbarten Besucherraum – stand ein gewöhnlicher Schreibtisch mit einem Sessel, und auf dem Schreibtisch ein Datenanschluß mit Videoeinrichtung. Ein einfaches, aber bequem aussehendes Feldbett ohne Laken erwartete ihn in einer Ecke. Neben einer Klappe aus rostfreiem Stahl stand eine Stahlkommode. Ein großes, rechteckiges Feld in einer Wand markierte eine Luke für größere Gegenstände. Die Einrichtung wurde vervollständigt von einem Sessel und einer Duschkabine mit Plastikvorhang, die aussah, als sei sie in einem Stück aus einem Flugzeug oder einem Campingwagen ausgebaut worden.

Er nahm Hemd und Hose, die auf dem Feldbett für ihn bereitlagen, und befühlte das Material mit Daumen und Zeigefinger. Von nun an würde es keine Zurückgezogenheit geben. Er war keine Privatperson mehr. Bald würde man ihn untersuchen, Proben entnehmen, Hirnströme messen und ihn ganz allgemein wie ein Versuchskaninchen behandeln.

Gut so, dachte er, als er sich auf dem Feldbett ausstreckte. Ich verdiene es. Was immer jetzt geschieht, es geschieht mir recht.

*Mea culpa.*

Bernard entspannte sich und schloß die Augen.

Sein Pulsschlag sang ihm in den Ohren.

# **METAPHASE**

*November*

*Brooklyn Heights*

»Mutter? Howard?« Suzy McKenzie wickelte sich in den himmelblauen Frotteebademantel, den ihr Freund ihr im vergangenen Monat zu ihrem achtzehnten Geburtstag geschenkt hatte, und tappte barfuß durch den Korridor. Ihre Augen waren vom Schlaf geschwollen. »Ken?« Gewöhnlich wachte sie als letzte auf. »Faule Suzy« nannte sie sich oft selbst, mit einem heimlichen, wissenden Lächeln.

Sie hatte keine Uhren in ihrem Zimmer, aber die Sonne draußen stand hoch genug, daß es zehn Uhr vorbei sein mußte. Die Schlafzimmertüren waren geschlossen. »Mutter?« Sie klopfte an die Tür des Schlafzimmers ihrer Mutter. Keine Antwort.

Sicherlich würde einer ihrer Brüder auf sein. »Kenneth? Howard?« Sie machte mitten im Korridor kehrt, daß die Holzdielen des Bodens knarrten. Dann ergriff sie die Klinke und stieß die Tür zum Zimmer ihrer Mutter auf. »Mutter?« Das Bett war ungemacht; Decke und Laken waren am Fußende verknäuelte. Alle mußten unten sein. Sie ging ins Badezimmer, wusch sich das Gesicht, inspizierte die Haut ihrer Wangen nach neuen Pickeln, war erleichtert, keine zu finden, und ging die Treppe hinunter in die Diele. Sie hörte nicht ein Geräusch.

»He«, rief sie beim Betreten des Wohnzimmers, verwirrt und unglücklich. »Kein Mensch hat mich geweckt. Ich werde zu spät zu Arbeit kommen.« Seit drei Wochen arbeitete sie in einem Lebensmittelgeschäft in der Nachbarschaft. Die Arbeit machte ihr Freude – sie war viel interessanter und realer als die Arbeit im Sparsamkeitsladen der Heilsarmee –, und es half

ihrer Mutter finanziell. Ihre Mutter hatte vor drei Monaten den Arbeitsplatz verloren und lebte von den unregelmäßig eintreffenden Schecks, die Suzies Vater schickte, sowie von ihren rasch zusammenschmelzenden Ersparnissen. Sie warf einen Blick zur Schiffsuhr auf dem Tisch und schüttelte den Kopf. Halb elf; sie hatte sich tatsächlich verspätet. Aber das beunruhigte sie nicht so sehr wie die Überlegung, wo die anderen alle sein mochten. Es gab manchen Streit, gewiß, aber sie waren eine Familie, die zusammenhielt – mit Ausnahme ihres Vaters, den sie kaum noch vermißte, nicht sehr, jedenfalls –, und es würden nicht einfach alle fortgehen, ohne ihr etwas zu sagen, ohne sie zu wecken.

Sie stieß die Pendeltür zur Küche auf und trat halb durch. Was sie sah, entzog sich zuerst ihrer bewußten Wahrnehmung: drei formlose Gestalten, drei Körper, einer in einem Kleid am Boden, halb gegen die Spüle gelehnt, einer in Jeans ohne Hemd auf einem Stuhl am Küchentisch, der dritte halb in der Speisekammer. Kein Durcheinander, keine Unordnung, nur drei seltsam verformte Körper, die sie nicht gleich erkannte.

Sie blieb ganz ruhig. Ihre erste Empfindung war der Wunsch, daß sie die Tür nicht gerade jetzt geöffnet hätte; vielleicht, wenn sie es etwas früher getan hätte, oder auch später, wäre alles normal gewesen. Irgendwie wäre es eine andere Tür gewesen – die Tür zu *ihrer* Welt –, und das Leben wäre einfach weitergegangen, lediglich mit dem kleinen Versäumnis, daß niemand sie geweckt hatte. Nun aber war sie ohne Warnung in diese unwirkliche Situation geraten, und das war nicht recht, wirklich. Sie hatte die Tür in genau dem falschen Augenblick geöffnet, und nun war es zu spät, sie einfach wieder zu schließen.

Der Körper an der Spüle trug das Kleid ihrer Mutter. Gesicht, Arme, Beine und Hände waren bedeckt mit weißlichen Schwielen. Suzy tat zwei kleine Schritte in die Küche hinein.

Ihr Atem ging kurz und stoßweise. Die Türklinke entglitt ihren Fingern, die Tür klappte zu. Sie wich einen Schritt zurück, dann trat sie zur Seite, in einem kleinen unbewußten Tanz des Schreckens und der Unschlüssigkeit. Sie würde die Polizei rufen müssen, natürlich. Oder vielleicht einen Krankenwagen. Aber zuerst mußte sie herausbringen, was geschehen war, und all ihre Instinkte drängten sie, einfach aus der Küche zu laufen, aus dem Haus.

Howard, zwanzig Jahre alt, trug im Haus gewöhnlich Jeans ohne Hemd. Er ging gern mit freiem Oberkörper, um seine muskulöse Gestalt zur Schau zu stellen. Nun war sein Oberkörper von rötlichbrauner Farbe, wie der eines Indianers, und gerippt wie ein altmodisches Waschbrett. Sein Gesicht war noch kenntlich und wirkte ruhig. Augen und Mund waren geschlossen, und er atmete noch.

Kenneth – es mußte Kenneth sein, sah mehr wie ein Klumpen Teig in Kleidern aus als wie ihr ältester Bruder.

Was auch geschehen war, es war völlig unverständlich. Sie fragte sich, ob es etwas sei, wovon jeder wußte, aber vergessen hatte, ihr etwas zu sagen.

Nein, das ergab keinen Sinn. Die Menschen waren selten grausam zu ihr, und ihre Mutter und ihre Brüder niemals. Das Beste war, zur Tür hinauszulaufen und die Polizei zu rufen, oder sonst jemand; jemand, der wissen würde, was zu tun sei.

Sie überflog die Liste der Telefonnummern, die über dem alten schwarzen Telefon im Hausgang an der Wand festgemacht war, dann versuchte sie den Notruf zu wählen. Immer wieder glitt ihr Finger aus dem Loch in der Wählscheibe. Tränen standen ihr in den Augen, als es ihr endlich gelang, die drei Zahlen hintereinander zu wählen.

Das Telefon läutete mehrere Minuten lang, aber niemand meldete sich. Endlich kam eine auf Band gesprochene Durchsage: »Alle Anschlüsse sind belegt. Bitte hängen Sie

nicht ein, sonst verlieren Sie Ihre Priorität.« Das Läuten ging weiter. Nach fünf Minuten legte sie schluchzend auf und wählte die Auskunft. Auch dort keine Antwort. Dann dachte sie an das Gespräch, das sie am Abend zuvor geführt hatten, über eine Art Ungeziefer in Kalifornien. Die Meldung war im Radio durchgekommen. Alle waren krank, und man hatte das Militär zum Katastropheneinsatz befohlen. Erst als ihr dies einfiel, ging Suzy McKenzie vor die Haustür und stellte sich auf die Stufen und rief um Hilfe.

Die Straße lag verlassen. Abgestellte Wagen säumten beide Seiten – unerklärlich, denn zwischen acht Uhr früh und sechs Uhr abends war Parken verboten, ausgenommen an Donnerstagen und Freitagen, und heute war Dienstag, und die Polizei achtete streng auf die Einhaltung der Bestimmungen. Niemand fuhr herum. Sie konnte niemanden in einem Wagen sitzen oder gehen oder an einem Fenster sitzen sehen. Sie lief die Straße hinauf, weinte und rief um Hilfe, zuerst bittend, dann zornig, dann in Angst und schließlich wieder flehend.

Als sie einen Postboten auf dem Gehsteig am schmiedeeisernen Zaun eines alten Backsteinhauses liegen sah, hörte sie auf zu schreien. Er lag auf den Rücken, hatte die Augen geschlossen und sah genau wie Mutter und Howard aus. Für Suzy waren Postboten geheiligte Wesen, immer verlässlich. Mit allen zehn Fingern preßte sie das Entsetzen aus ihrem Gesicht und drückte die Augen zu, ihre Gedanken zusammen. »Dieses Ungeziefer ist überallhin gekommen«, sagte sie sich. »Jemand muß wissen, was zu tun ist.« Sie ging wieder nach Hause und nahm den Telefonhörer auf. Sie begann, alle Nummern zu wählen, die sie kannte. In einigen Fällen kam sie durch und hörte das Rufzeichen; in anderen gab es nur Stille oder seltsame Computergeräusche. Niemand meldete sich, ganz gleich, welche Nummer sie wählte. Sie versuchte es noch einmal bei ihrem Freund, Cary Smyslow, und hörte das

Rufzeichen, acht-, neun-, zehnmal, bevor sie auflegte. Sie wartete etwas, überlegte, und wählte dann die Nummer ihrer Tante in Vermont.

Diesmal hatte sie beim dritten Läuten Glück. »Hallo?« Die Stimme klang schwach und zittrig, aber es war unzweifelhaft ihre Tante.

»Tante Dawn, hier ist Suzy in Brooklyn. Ich bin hier in großen Schwierigkeiten...«

»Suzy?« sagte die Stimme. Es schien eine Weile zu dauern, bis der Name ihrer Tante etwas sagte.

»Ja, du weißt doch, Suzy. Suzy McKenzie.«

»Kindchen, ich höre nicht allzu gut.« Tante Dawn war einunddreißig Jahre alt, keine hinfällige alte Frau, aber sie hörte sich ganz und gar nicht gesund an.

»Mama ist krank, vielleicht ist sie tot. Ich weiß es nicht, und Kenneth und Howard, und niemand ist da, oder alle sind krank, ich weiß nicht...«

»Ich leide auch irgendwie unter dem Wetter«, sagte Tante Dawn. »Hab diese Beulen. Dein Onkel ist fort, oder vielleicht ist er draußen in der Garage. Jedenfalls ist er seit...« Sie hielt inne. »Seit gestern abend nicht ins Haus gekommen. Er ging hinaus und redete mit sich selbst. Noch nicht zurück. Kindchen...«

»Was geht vor?« fragte Suzy mit überschnappender Stimme.

»Kind, ich weiß es nicht, aber ich kann nicht mehr reden. Ich glaube, ich werde verrückt. Leb wohl, Suzy.« Und dann, so unglaublich es schien, legte sie auf. Suzy versuchte sie noch einmal zu erreichen, bekam aber keine Antwort. Und schließlich, bei ihrem dritten Versuch, nicht einmal ein Rufsignal.

Sie war im Begriff, das Telefonbuch aufzuschlagen und auf gut Glück Anrufe zu machen, besann sich aber eines Besseren und kehrte in die Küche zurück. Vielleicht konnte sie etwas

tun – sie kühlhalten, oder warm, oder ihnen bringen, was an Medizin im Haus war.

Ihre Mutter sah dünner aus. Die Schwielen im Gesicht und auf den Armen schienen in sich zusammengesunken zu sein. Suzy streckte die Hand aus, das Gesicht der Mutter zu berühren, zögerte, zwang sich dann dazu. Die Haut fühlte sich warm und trocken an, nicht fiebrig, normal genug für ihr Aussehen. Ihre Mutter schlug die Augen auf.

»Ach, Mutter«, schluchzte Suzy. »Was ist geschehen?«

»Nun«, sagte ihre Mutter und befeuchtete sich die Lippen mit der Zunge, »eigentlich ist es ganz schön. Dir fehlt nichts, nicht wahr? Oh, Suzy.« Und dann schloß sie die Augen und sagte nichts mehr. Suzy wandte sich zu Howard, der auf dem Stuhl saß. Sie berührte ihn am Arm und schrak zurück, als die Haut Luft abzulassen schien. Dann erst bemerkte sie das Geflecht wurzelartiger Röhren, das aus seinen Jeans kam und in dem Spalt zwischen Küchenwand und Boden verschwand.

Weitere Wurzeln erstreckten sich von Kenneths teigfarbenen Armen in die Speisekammer. Und hinter ihrer Mutter, unter dem Rocksäum herauswachsend und in den Schrank unter der Spüle reichend, war ein einziges dickes Rohr aus bleichem Fleisch. Suzy dachte im ersten Augenblick an Horrorfilme und Make-up, und daß sie vielleicht einen Film drehten und ihr nichts gesagt hatten. Sie beugte sich näher und spähte hinter ihre Mutter. Sie war keine Expertin, aber das Rohr aus Fleisch war nicht Make-up. Sie konnte Blut darin pulsieren sehen.

Langsam stieg Suzy wieder die Treppe zu ihrem Zimmer hinauf. Sie setzte sich aufs Bett, knüpfte ihr langes blondes Haar zu einem Zopf und löste ihn wieder auf, dann legte sie sich hin und blickte zu dem sehr alten silbrigen Linoleum an der Decke auf. »Lieber Gott, bitte komm und hilf mir, denn ich brauche dich jetzt«, betete sie. »Lieber Gott, bitte komm und hilf mir, denn ich brauche dich jetzt!«

Und so weiter, bis in den Nachmittag hinein, als der Durst sie ins Badezimmer trieb, etwas zu trinken. Während sie das Wasser schluckte, wiederholte sie ihr Gebet, bis die Einförmigkeit und Vergeblichkeit sie schließlich verstummen ließen. Sie stand am Treppengeländer, noch immer in ihrem himmelblauen Bademantel und begann, Pläne zu schmieden. Sie war nicht krank – noch nicht –, und sie war ganz gewiß nicht tot.

Also mußte etwas geschehen, mußte sie etwas unternehmen.

Und doch hoffte sie im Hintergrund ihres Bewußtseins, daß sie vielleicht durch die Art und Weise, wie sie eine Tür öffnete oder einem besonderen Pfad durch die Straßen folgte, dem Weg zurück in die vertraute alte Welt finden könne. Sie dachte nicht, daß es wahrscheinlich sei, aber alles, was sie versuchte, war der Mühe wert.

Es galt harte Entscheidungen zu treffen. Was nützte ihr alle Ausbildung, wenn sie nicht selbständig denken und notwendige Entschlüsse fassen konnte? Sie wollte nicht mehr in die Küche, wenn es sich vermeiden ließ, aber dort waren Lebensmittel. Sie konnte versuchen, in andere Häuser einzudringen, oder sogar in den Lebensmittelladen am Ende des Blocks, doch befürchtete sie, daß dort andere Körper liegen würden.

Diese Körper – lebendig oder tot – waren wenigstens ihre Verwandten.

Mit hoch erhobenem Kopf betrat sie die Küche. Allmählich, als sie von der Anrichte zum Küchenschrank und dann zum Kühlschrank ging, senkte sie den Blick. Die Körper waren noch weiter in sich zusammengesunken. Kenneth war nicht viel mehr als ein von weißlichen Fäden wie mit einem Geflecht überzogener Flecken in zerknitterten Kleidern. Die fleischigen Wurzeln hatten die Wasserleitung gesucht, waren direkt zum Spülbecken hinaufgeklettert und von dort sowohl in den

Wasserhahn als auch in den Abfluß hinab. Jeden Augenblick rechnete sie, daß etwas sich ausstrecken und nach ihr greifen würde – oder daß Howard oder ihre Mutter zu schwankenden Schreckensgestalten würden –, und sie biß die Zähne zusammen, bis ihre Backenmuskeln schmerzten, aber keiner von ihnen regte sich. Sie sahen nicht mehr so aus, als könnten sie sich bewegen.

Sie verließ die Küche mit einem Karton voller Konserven, die sie in den nächsten Tagen zu benötigen glaubte – und dem Dosenöffner, den sie beinahe vergessen hätte.

Es dämmerte bereits, als ihr einfiel, das Radio einzuschalten. Sie hatten keinen Fernseher mehr, seit der letzte defekt geworden war; sein Gehäuse stand im Hausgang unter der Treppe und setzte hinter Schachteln mit alten Zeitschriften Staub an. Sie zog das tragbare Transistorgerät hervor, das ihre Mutter für Notfälle bereithielt, und suchte methodisch die Skalen ab. In der Theatergruppe der Schule hatte sie einmal einen Funkamateurliebling gespielt, aber natürlich konnte das Transistorgerät nicht senden.

Auf Mittelwelle und Ultrakurzwelle spielte nicht ein einziger Sender. Auf der Kurzwelle empfing sie verschiedene Stationen, einige sogar sehr klar, aber es waren keine englischsprachigen Sender darunter.

Im Zimmer wurde es rasch dunkel. Sie stand Qualen der Ungewißheit aus, bevor sie versuchte, die Lampen einzuschalten. Würde es immer noch Licht geben, wenn alle krank waren?

Als die Schatten das Wohnzimmer gefüllt hatten und dem Dilemma nicht länger auszuweichen war – entweder mußte sie im Dunkeln sitzen oder feststellen, ob sie im Dunkeln würde sitzen müssen –, streckte sie die Hand zur Stehlampe neben der Couch aus und betätigte rasch den Schalter.

Das Licht ging an, kräftig und gleichmäßig.

Damit brach ein sehr schwacher Damm in ihr, und sie überließ sich der Trauer. Auf der Couch sitzend, schaukelte sie mit gekreuzten Beinen vor und zurück und weinte herzerreißend, bis ihr Gesicht tränenüberströmt und die Augen rot und geschwollen waren. Ihre Hände flochten das Haar zum Zopf und lösten ihn wieder auf und wischten damit die Augen, und zuletzt hing es in feuchten Strähnen. Der Lampenschein warf einen goldenen Halbmond auf ihr Gesicht, und sie saß und weinte, bis die Kehle schmerzte und sie die Augen kaum offenhalten konnte.

Ohne zu essen, ging sie hinauf, schaltete alle Lampen ein – jeder ruhige Lichtschein ein Wunder – und kroch in ihr Bett, wo sie nicht schlafen konnte, weil sie sich einbildete, sie höre jemand die Treppe heraufkommen oder den Korridor entlang zu ihrer Tür gehen.

Die Nacht währte eine Ewigkeit, und in dieser Zeit wurde Suzy ein wenig reifer, oder ein bißchen verrückter, sie wußte nicht, was. Manche Dinge waren nicht mehr wichtig. So war sie beispielsweise durchaus bereit, ihr früheres Leben zurückzulassen und eine neue Art Leben zu suchen. Sie machte dieses Zugeständnis in der Hoffnung, daß derjenige, wer immer er war, der die Aufsicht führte, einfach erlauben würde, daß die Lichter weiterbrannten.

Gegen Morgen war sie ein körperliches Wrack – erschöpft und hungrig, aber unwillig zu essen, der ganze Körper angespannt und ausgelaugt von Furcht, Schrecken und Wachsamkeit. Sie trank wieder vom Wasserhahn im Badezimmer... und dachte plötzlich an die Wurzeln, die in die Wasserleitung führten. Würgend und spuckend setzte sie sich auf die Toilette und sah das Wasser rein und klar aus dem Hahn strömen. Endlich zwang der Durst sie, die Gelegenheit wahrzunehmen und mehr zu trinken, aber sie gelobte, einen Vorrat von Mineralwasser in Flaschen anzulegen.

Im Wohnzimmer bereitete sie eine kalte Mahlzeit aus grünen Bohnen und Corned Beef und war hungrig genug, hinterher noch eine Dose Pflaumenkompott zu essen. Die Dosen standen in einer Reihe auf dem abgenutzten Kaffeetisch. Sie trank den Rest vom süßen Pflaumensirup und fand, daß nichts ihr jemals so gut geschmeckt habe.

Darauf kehrte sie in ihr Schlafzimmer zurück und legte sich nieder, und diesmal schlief sie fünf Stunden, bis sie von einem Geräusch geweckt wurde. Irgendwo im Haus war etwas Schweres gefallen. Vorsichtig schlich sie die Treppe hinunter und spähte in Hausgang und Wohnzimmer umher.

»Nicht die Küche«, murmelte sie und wußte doch instinktiv, daß das Geräusch von dort gekommen war. Zögernd öffnete sie die Pendeltür. Ihrer Mutter Kleider – aber nicht ihre Mutter – lagen in einem Häuflein vor der Spüle. Suzy trat ein und schaute zu der Stelle, wo Kenneth gelegen hatte. Kleider, aber sonst nichts. Sie wandte sich schnell um.

Howards Jeans hingen vom Sitz des Hockers, der umgefallen war. Ein glänzendes blaßbraunes Laken hing von der Wand, bedeckte sie beinahe zur Gänze, war sauber in die Winkel eingefügt und zeigte eine kleine Ausbauchung, wo es einen gerahmten Druck bedeckte.

Sie nahm den Mop aus dem anderen Winkel hinter dem Kühlschrank und trat vor, den Stiel auf das Laken gerichtet. Ich bin unglaublich mutig, dachte sie bei sich. Zuerst stieß sie das Laken behutsam an, dann stieß sie den Besenstiel durch gegen die Wand. Das Laken zitterte, zeigte aber keine weitere Reaktion. »Ihr!« schrie sie und schwang den Besenstiel hin und her, zerfetzte das Laken in immer neuem Zustoßen von einer Ecke zu anderen. »Ihr!«

Als der größte Teil der Fetzen zu Boden gefallen und die Wand mit den Einkerbungen ihrer Stöße bedeckt war, ließ sie den Mop fallen und floh rasch aus der Küche.

Es war ein Uhr mittags, sagte die Schiffsuhr. Suzy kam wieder zu Atem, dann ging sie durch das Haus und schaltete die Lampen aus. Die wundersame Energie mochte länger währen, wenn sie sie nicht gleich aufbrauchte.

Sie zog ein Adressenverzeichnis unter dem Telefon im Hausgang hervor und legte eine Liste ihrer Vorräte und der Dinge an, die sie benötigen würde. Sie hatte noch mindestens fünf Stunden Tageslicht vor sich, oder jedenfalls Licht genug, um etwas zu sehen. Sie zog den Mantel über und ließ die äußere Tür zum Windfang hinter sich offen.

Unten auf der Straße, die gesäumt war von denselben abgestellten Wagen, zur Ecke, zum Lebensmittelgeschäft, ohne Geldbörse oder Geld, den Mantel über dem Pyjama und dem himmelblauen Bademantel; hinaus in die kopfstehende Welt, um zu sehen, was es zu sehen gab. Sie verspürte sogar eine unbestimmte Heiterkeit. Der Wind blies herbstlich kühl, und ein paar Blätter von den in Abständen die Straße begleitenden Bäumen raschelten über das Pflaster. Ranken von wildem Wein und Geißblatt schlangen sich durch die alten schmiedeeisernen Gartenzäune zwischen den Eingangsstufen, und auf den Sims vor den Fenstern des ersten Stocks standen Blumentöpfe.

Mithridates' Lebensmittelgeschäft war geschlossen, das Eisengitter vor dem Eingang zugesperrt. Sie spähte hindurch und überlegte, ob es einen anderen Weg hinein gäbe, und dachte an den Lieferanteneingang auf der anderen Seite. Dort stand die Tür angelehnt, ein schweres Ding aus schwarz lackiertem Metall, das sie nur unter Aufbietung aller Kräfte weiter aufstoßen konnte. Sie fühlte, wie die Tür gegen ein Hindernis stieß und ließ sie los und beobachtete sie einen Augenblick lang, um sich zu vergewissern, daß sie offen bleiben würde. Im Korridor stieg sie über einen weiteren Haufen Kleider, zu denen auch die Schürze des Krämers

gehörte, und betrat das verlassene Geschäft durch die doppelte Pendeltür auf der rückwärtigen Seite.

Sie ging nach vorn und zog einen der Einkaufswagen heraus. An seinem Boden haftete noch ein sehr altes Salatblatt mit einem Kassenzettel. Sie rollte den holpernden Wagen durch die Gassen und nahm aus den Regalen, was sie für eine vernünftige Zusammenstellung von Lebensmitteln hielt. Ihre üblichen Eßgewohnheiten waren nicht die besten. Trotzdem hatte sie eine bessere Figur als die meisten der Diät- und Gesundheitskost-Fanatikerinnen, die sie kannte – ein Umstand, auf den sie nicht wenig stolz war.

Dosenschinken, Rindfleisch in Dosen, Hühnchen, Frischgemüse und Obst (die bald knapp sein würden, dachte sie), Obstkonserven, einen Kasten Mineralwasser, den sie auf das Untergestell des Wagens stellen konnte, Brot und ein paar etwas weiche Frühstückssemmeln, vier Literpackungen Milch aus dem noch gekühlten Fach für Milchprodukte. Eine Flasche Aspirin und etwas Shampoo, obwohl sie sich fragte, wie lange noch Wasser aus der Dusche kommen würde. Eine große Packung Vitaminbonbons. Sie versuchte, in den Drogerieregalen etwas zu finden, das abwehren könnte, was ihrer Familie geschehen war – und dem Postboten und dem Krämer und vielleicht allen anderen. Aufmerksam las sie die Aufschriften an Flaschen und Schachteln, aber nichts schien geeignet.

Dann schob sie den beladenen Wagen zur Registrierkasse, zwinkerte die verschlossene Tür jenseits davon an und drehte um. Nichts zu bezahlen. Sie hatte ohnehin kein Geld mitgebracht. Sie war auf halbem Weg zum rückwärtigen Ausgang, als ihr noch ein Gedanke in den Sinn kam, und sie ging zurück zur Registrierkasse.

Wo Gerüchte gesagt hatten, daß sie sein würde, nämlich auf einem Regal über dem Fach für Plastiktüten, lag ein großer

und schwerer schwarzer Revolver mit einem langen Lauf. Sie fummelte damit herum, wobei sie achtgab, daß sie nicht auf sich selbst zielte, bis sie entdeckte, wie man die Trommel herausrollte. Die Waffe war mit sechs großen Patronen geladen.

Suzy hatte eine Abneigung gegen den Revolver. Ihr Vater besaß Schußwaffen, und anlässlich der wenigen Besuche, die sie bei ihm gemacht hatte, hatte er sie immer ermahnt, die Finger davon zu lassen. Aber Schußwaffen waren zum Schutz, nicht zum Spielen, und sie wollte nicht damit spielen, das war gewiß. Wie auch immer, sie bezweifelte, daß es etwas gab, was sie damit erschießen könnte.

»Man kann nie wissen«, sagte sie sich, steckte den Revolver in eine braune Papiertüte und legte sie in den Korb des Einkaufswagens, den sie zum rückwärtigen Eingang hinausrollte, über die leeren Kleider des Krämers hinweg und auf die Straße.

Sie verstaute die Lebensmittel im Hausgang und überlegte, ob sie die Milchpackungen in den Kühlschrank stellen sollte. »Wenn ich es nicht tue, werden sie nicht lange halten«, sagte sie sich in einem sehr praktischen Ton. »O Gott«, murmelte sie dann, und ein heftiges Schaudern überlief sie. Wenn sie die Augen schloß, sah sie jede Küche in jeder Wohnung in Brooklyn, gefüllt mit leeren Kleidern oder in Auflösung befindlichen Körpern mit röhrenartigen Auswüchsen hierhin und dorthin. Sie lehnte sich gegen das Treppengeländer und ließ den Kopf auf die Arme sinken. »Suzy, Suzy«, flüsterte sie. Dann holte sie tief Atem, richtete sich auf und nahm die Milchpackungen an sich. »Also los!« sagte sie mit erzwungener Munterkeit.

Das braune Laken war verschwunden, und nur die Dellen in der Wand kündeten von ihrem mutigen Kampf mit dem Besenstiel. Sie öffnete den Kühlschrank und legte die

Milchpackungen in das untere Regal, dann schaute sie nach, was an Vorräten zum Mittagessen vorhanden war.

Die herumliegenden Kleider störten sie. Sie nahm den Besen und stieß das Kleid ihrer Mutter an, um zu sehen, ob unter den Falten etwas verborgen sei; – nichts. Mit Daumen und Zeigefinger hob sie das Kleid hoch. Der Schlüpfel fiel heraus, und unter seinem Rand schaute ein Tampon hervor, weiß und frisch. Beim Kragen des Kleides glänzte etwas am Boden, und sie bückte sich, um genauer hinzusehen. Kleine Klumpen von grauem und goldenem Metall, unregelmäßig geformt.

Die Antwort kam ihr allzu schnell in den Sinn, ausgedacht mit einer panikartigen Geistesgegenwart, die sie nicht gewohnt war.

Füllungen, Zahnfüllungen und Goldkronen.

Sie hob die Kleider auf und steckte sie alle in den Kasten für schmutzige Wäsche. Das wär's also, dachte sie. Lebt wohl, Mutter und Kenneth und Howard!

Dann fegte sie den Boden, nahm die Füllungen und den Staub (keine toten Kakerlaken, was ungewöhnlich war) mit der Kehrschaufel auf und beförderte alles in den Abfalleimer neben dem Kühlschrank.

»Ich bin die einzige«, sagte sie, als sie fertig war. »Ich bin die einzige, die in Brooklyn übriggeblieben ist. Ich bin nicht krank geworden.« Sie stand am Tisch, einen Apfel in der Hand, und kaute gedankenvoll. »Warum?« fragte sie.

»Weil«, antwortete sie und wirbelte herum, daß kein verwünschter Winkel in der Küche ihrem Blick entgehen konnte, »weil ich so schön bin, und der Teufel mich zu seiner Frau machen möchte.«

»In den vergangenen vier Tagen«, sagte Paulsen-Fuchs, »sind die meisten Verbindungen mit dem nordamerikanischen Kontinent unterbrochen worden. Die Etiologie der Krankheit ist nicht genau bekannt, aber sie scheint jeden Vektor zu passieren, der den Epidemiologen bekannt ist, geht aber darüber hinaus. Mr. Bernards Unterlagen lassen erkennen, daß die Erreger oder Komponenten der Krankheit selbst intelligent und gelenkter Aktion fähig sind.«

Die Besucher im Vorführraum – Vorstandsmitglieder der Pharmek und Abgesandte von vier europäischen Ländern – saßen mit undurchdringlichen Mienen auf ihren Klappstühlen. Paulsen-Fuchs stand mit dem Rücken zum Fenster, den Delegierten Frankreichs und Dänemarks gegenüber. Er wandte sich um und zeigte zu Bernard, der in seiner Isolierkammer am Schreibtisch saß und mit einer Hand, die von weißlichen Schwielen gezeichnet war, auf die Tischplatte klopfte.

»Mr. Bernard ist unter Inkaufnahme großer Risiken und nicht ohne Tollkühnheit nach Europa gekommen, um sich als Versuchsperson für unsere Experimente zur Verfügung zu stellen. Wie Sie sehen können, sind wir hier gut ausgerüstet, um Mr. Bernard sicher in Quarantäne zu halten, und es besteht keine Notwendigkeit, ihn zu einem anderen Laboratorium oder Krankenhaus zu verlegen. Solch ein Transport könnte tatsächlich sehr gefährlich sein. Wir sind jedoch durchaus bereit, Anregungen zur wissenschaftlichen Verfahrensweise anzunehmen und zu befolgen.

Offen gesagt, wissen wir noch nicht, welche Art von Experimenten wir durchführen sollen. Gewebeproben von Mr.

Bernard lassen erkennen, daß die Krankheit – wenn wir das Phänomen so nennen wollen – sich rasch durch seinen Körper ausbreitet, die Funktionen jedoch in keiner Weise beeinträchtigt. Tatsächlich behauptete er, daß er sich mit Ausnahme gewisser Symptome, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, niemals in seinem Leben besser gefühlt habe. Und es hat den Anschein, daß seine Anatomie von Grund auf verändert wird.«

»Warum ist Mr. Bernard nicht vollständig umgewandelt worden?« fragte der Vertreter Dänemarks, ein jugendlich aussehender, dicklicher Mann in einem schwarzen Anzug, dessen Haar wie kurzgeschnittenes Fell aussah. »Unsere wenigen Informationen aus den Vereinigten Staaten zeigen, daß Transformation und Auflösung innerhalb einer Woche nach Infektion stattfinden.«

»Ich weiß es nicht«, sagte Bernard, dessen Stimme durch Lautsprecher übertragen wurde. »Meine Lebensumstände unterscheiden sich von jenen der Opfer in einer natürlichen Umgebung. Vielleicht ist den Organismen in meinem Körper bewußt, daß es ihnen nicht guttun würde, die Umwandlung zu vollenden.«

Die Bestürzung in ihren Gesichtern zeigte, daß sie das Konzept der Noozyten noch nicht gewohnt waren. Oder vielleicht glaubten sie einfach nicht daran.

Paulsen-Fuchs setzte die Diskussion fort, aber Bernard schloß die Augen und versuchte, die Besucher auszuschließen. Es war schlimmer, als er sich vorgestellt hatte; in nur vier Tagen war er – sehr höflich, und mit großer Fürsorglichkeit – vierzehn solcher Zusammenkünfte ausgesetzt worden, hatte eine Serie von Versuchen über sich ergehen lassen, die auf indirektem Wege vorgenommen worden waren, hatte Fragen nach beinahe jedem Aspekt seines Lebens, seiner Vergangenheit, Gegenwart, seiner privaten und öffentlichen Funktionen

beantwortet. Er war der Mittelpunkt einer sekundären Schockwelle, die um die Welt ging – die Welle der Reaktion auf das Geschehen in Nordamerika.

Er war eben noch rechtzeitig herausgekommen. Die Etiologie der Seuche hatte sich drastisch verändert und folgte nun mehreren Mustern, oder vielleicht überhaupt keinem Muster; es war denkbar, daß die Organismen auf ihre jeweilige Umgebung reagierten und ihre Methoden dementsprechend veränderten. So waren die großen Städte beinahe sofort zum Schweigen gebracht worden; die meisten oder alle ihrer Bewohner wurden innerhalb von achtundvierzig Stunden infiziert und umgewandelt. Abgelegene Kleinstädte und ländliche Gegenden waren weniger rasch betroffen worden, vielleicht wegen des Fehlens einer gemeinsamen Wasserversorgung und Abwasserbeseitigung. Die Ausbreitung der Seuche auch auf diese Gebiete schien durch Säugetiere, Vögel und Insekten ebenso zu erfolgen wie durch unmittelbare menschliche Kontakte.

Infrarotaufnahmen, die von Landsat- und Spionagesatelliten aufgenommen, verarbeitet und in anderen Ländern ausgewertet wurden, zeigten bedeutsame Veränderungen selbst in den Wäldern und Wasserwegen Nordamerikas.

Schon hatte er das Gefühl, daß Michael Bernard nicht mehr existiere. Er war von etwas Größerem und weitaus Eindrucksvollerem verschluckt worden, und nun war er in einem Museum ausgestellt, etikettiert und, seltsam genug, in der Lage, Antworten zu geben. Exneurochirurg, männlich, einst wohlbekannt und wohlhabend, in letzter Zeit nicht sehr aktiv...

Es schien durchaus möglich, daß Michael Bernard seit sechs Jahren nicht mehr existiert hatte, irgendwann verschwunden war, nachdem er das letzte Mal ein Skalpell angesetzt, einen Schädel angebohrt hatte.

Er öffnete die Augen und sah die Männer und eine Frau im benachbarten Raum.

»Dr. Bernard...« Die Frau versuchte seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, offenbar zum dritten oder vierten Mal.

»Ja?«

»Trifft es zu, daß Sie zumindest teilweise mitschuldig an dieser Katastrophe sind?«

»Nein, nicht unmittelbar.«

»Und mittelbar?«

»Ich konnte die Konsequenzen, die sich aus den Handlungen anderer Menschen ergaben, unmöglich voraussehen. Ich bin kein Hellseher.«

Die Frau errötete. »Ich habe – oder hatte – eine Tochter und eine Schwester in den Vereinigten Staaten. Ich komme aus Frankreich, ja, aber ich bin in Kalifornien geboren. Was ist mit ihnen geschehen? Wissen Sie es denn?«

»Nein, Madame, ich weiß es nicht.«

Die Frau verlor die Fassung, wehrte Paulsen-Fuchs' Beschwichtigungsversuch ab und rief mit schriller Stimme: »Wird es niemals enden? Katastrophen und Tod, Wissenschaftler dafür verantwortlich, ja, Sie alle sind verantwortlich! Wird es...« Und sie wurde hinausgeführt. Paulsen-Fuchs hob resignierend die Hände und schüttelte den Kopf. Das Zimmer leerte sich rasch, und Bernard blieb hinter der Panzerglasscheibe allein zurück.

Und da er niemand war, bedeutete es, daß, wenn er allein war, es in der Kammer überhaupt nichts gab.

Nichts als die Mikroben, die Noozyten mit ihrem unglaublichen Potential, die sich Zeit ließen...

Die warteten, um mehr aus ihm zu machen, als er je gewesen war.

Am vierten Tag gingen die Lichter aus – am Morgen, kurz nachdem sie erwachte. Sie zog ihre Modelljeans an, ihren besten Büstenhalter und einen Pullover, nahm die Windjacke aus dem Schrank hinter der Treppe, und trat hinaus ins Tageslicht. Nicht mehr gesegnet, dachte sie. Nicht mehr begehrenswert für den Teufel oder sonstwen. »Mit meinem Glück geht's zu Ende«, sagte sie laut.

Aber sie hatte Nahrung, und das Wasser lief noch immer. Sie überdachte ihre Lage und kam zu dem Schluß, daß sie nicht allzu schlecht dran sei. »Entschuldige, lieber Gott«, sagte sie und blinzelte zum Himmel auf.

Die Häuser auf der anderen Straßenseite waren vollständig verhängt mit braun und weiß gefleckten Laken, die wie Haut oder Leder in der Sonne glänzten. Die Bäume und Eisengeländer waren mit Fetzen vom gleichen Zeug behangen. Auch auf ihrer Seite waren die Laken drauf und dran, die Häuser zu überwachsen.

Es war Zeit, fortzugehen. Sie würde nicht mehr lange verschont bleiben.

Sie packte Lebensmittel in Kartons und stapelte diese im Einkaufswagen. Auch das Gas war noch an; mit den letzten Eiern und Speckstreifen briet sie sich ein feines Frühstück, toastete Brot über der Gasflamme, wie ihre Mutter es ihr beigebracht hatte, bestrich es mit dem Rest Butter und legte dick Marmelade auf. Davon aß sie vier Schnitten, dann ging sie die Treppe hinauf und packte eine kleine Reisetasche. Unbeschwert reisen, dachte sie. Dicke Winterjacke und warme

Sachen, Revolver, Stiefel. Wollsocken aus den Schubladen ihrer Brüder. Handschuhe. Grenzlandzeit. Pionierzeit.

»Vielleicht bin ich die letzte Frau auf Erden«, überlegte sie.  
»Ich muß praktisch denken.«

Der letzte Gegenstand, der in den am Fuß der Stufen auf dem Gehsteig wartenden Einkaufswagen kam, war das Transistorradio. Sie spielte es jeden Abend nur ein paar Minuten lang, und sie hatte bei Mithridates eine Schachtel Batterien mitgehen lassen. Das sollte für einige Zeit reichen.

Aus dem Radio hatte sie erfahren, daß die Leute sehr besorgt waren, nicht bloß wegen Brooklyn, sondern wegen der gesamten Vereinigten Staaten, bis zu den Grenzen, auch wegen Mexiko und Kanada. Kurzwellensendungen aus England verbreiteten sich über die Stille, die »Seuche«, über Flugreisende in Quarantäne, und über U-Boote und Flugzeuge, die die Küsten überwachten. Bisher sei noch kein Flugzeug in das Innere Nordamerikas vorgedrungen, sagte ein sehr distinguiert klingender britischer Kommentator, aber Satellitenaufnahmen, so hieß es, zeigten eine gelähmte, vielleicht tote Nation.

Ich nicht, dachte Suzy. Gelähmt bedeutet ohne Bewegung.  
»Ich werde mich bewegen. Kommt nur mit euren U-Booten und Flugzeugen und schaut mich an! Ich werde mich bewegen.«

Am Spätnachmittag schob sie den Einkaufswagen durch die Straßen. Nebel verhüllte die fernen Türme Manhattans und ließ nur die blasse Silhouette des World Trade Centers über weißlich graue Undurchsichtigkeit aufragen. Sie hatte noch nie so dichten Nebel auf dem East River gesehen.

Als sie über die Schulter zurückblickte, sah sie große braune und gelbliche Fetzen wie Segel oder Drachen im Wind über der Cadman Plaza schweben. Die Williamsburgh-Sparkasse war in ihrer ganzen Höhe von hundertfünfzig Metern in braune

Laken eingehüllt, wie ein Wolkenkratzer, der als Paket verschickt werden soll. Sie hielt auf die Brückenrampe zu, als ihr der Gedanke kam, wie sehr sie einer der mit Plastikbeuteln behangenen obdachlosen Frauen ähneln mußte.

Sie hatte immer befürchtet, einmal obdachlos zu werden. Sie wußte, daß Leute mit Problemen wie den ihren bisweilen kein Dach über dem Kopf finden konnten und auf den Straßen lebten.

Jetzt fürchtete sie das nicht mehr. Alles war anders. Und der Gedanke weckte ihren Sinn für Humor. Eine Obdachlose in einer mit braunem Packpapier bedeckten Stadt. Es war sehr lustig, aber sie war zu müde, um darüber zu lachen.

Jede Art von Gesellschaft wäre ihr willkommen gewesen – Obdachlose, Katzen, Vögel. Aber außer den braunen Laken, die im Wind wehten, bewegte sich nichts.

Sie schob den Einkaufswagen die Flatbush Avenue hinauf, rastete auf der Bank einer Bushaltestelle, stand auf und ging weiter. Sie zog Kenneths dicke Jacke aus der Reisetasche und zog sie über; es wurde Abend, und die Lufttemperatur sank rasch. »Ich werde jetzt singen«, sagte sie sich. Ihr Kopf war voll von Rhythmen und Rockmusik, doch konnte sie keine Melodie finden. Sie zog den Einkaufswagen Stufe für Stufe zum Fußgängerweg der Brücke hinauf, wobei der Wagen schwankte und sein Unterbau über die Stufenkanten scharfte, und bei aller Anstrengung kam ihr plötzlich eine Melodie in den Sinn, und sie fing an, die Beatles-Nummer »Michelle« zu summen, eine Aufnahme aus einer Zeit, als sie noch nicht geboren war. »Michelle, ma belle«, war der einzige Teil des Textes, an den sie sich erinnerte, und den sang sie schnaufend zwischen angestrengtem Ein- und Ausatmen.

Nebel verhüllte den East River und ergoß sich über die Schnellstraße. Die Brücke erhob sich über den Nebel, eine Straße über den Wolken. Mutterseelenallein schob Suzy ihren

Einkaufswagen den mittleren Gehweg entlang, hörte den Wind und ein unheimliches, tiefes Summen, das von den vibrierenden Trägerkabeln der Brücke herrühren mußte.

Da es keinen Verkehr auf der Brücke gab, hörte sie alle Arten von Geräuschen, die sie nie zuvor gehört hatte; metallisches Seufzen, leise und unterdrückt, aber sehr eindrucksvoll; das dumpfe Summen der armdicken Kabel; den fernen Gesang des Flusses; die tiefe Stille jenseits davon. Keine Schiffssirenen, keine Fahrzeuge, kein U-Bahn-Gerumpel. Keine plappernden, drängenden Menschen. Sie hätte geradesogut mitten in einer Wildnis sein können.

»Ein Pionier«, ermahnte sie sich. Dunkelheit lag überall, nur über New Jersey machte die Sonne mit einem Streifen gelblichgrünen Lichtes ihr endgültiges Testament. Der Gehweg über die Brücke war stockfinster. Sie blieb stehen und kauerte neben dem Einkaufswagen, wickelte Jacke und Mantel fester um sich, zog Stiefel und Wollsocken an. Mehrere Stunden saß sie in dumpfer Erstarrung neben dem Einkaufswagen, einen Fuß zwischen Chassis und Rad geklemmt, um ihn am Davonrollen zu hindern.

Die Geräusche des Flusses und der Brücke veränderten sich. Ihr Nackenhaar prickelte, obwohl sie keinen wirklichen Grund hatte, erschreckt zu sein. Dennoch glaubte sie zu spüren, daß etwas vorging, etwas Unbekanntes. Über ihr schimmerten die Sterne still und klar, und die Milchstraße leuchtete herab, völlig unbeeinträchtigt von verschmutzter Luft und all den Lichtern der Stadt.

Sie stand auf und reckte gähnend die Arme. Zu einem Gefühl von Furcht und Verlassenheit gesellte sich eine eigentümliche Hochstimmung. Sie überkletterte die Absperrung des Fußweges zur Gegenfahrbahn und ging zum Rand der Brücke. Dort umfaßte sie das Geländer mit behandschuhten, vor Kälte tauben Fingern und blickte über den East River zur South

Street, dann ließ sie den Blick hinüber zu den Umrissen der Fährstationen schweifen.

Es war noch lange nicht Morgen, aber vom Fluß schien ein grüner und bläulicher Schimmer auszugehen, und wenn sie hinabschaute, war das Wasser voll von Augen und Feuerrädern und langsamen, gemessenen Ausbrüchen wie von unterseeischem Feuerwerk, alles funkelnd und schimmernd vor einem kobaltblauen Leuchten. Es war, als schaute sie auf ungezählte nächtliche Städte hinab, alle ineinander verschlungen und umeinander wirbelnd.

Der Fluß war lebendig, von Ufer zu Ufer und weiter als Governors Island, wo die Obere Bucht zu einer Art Milchstraße wurde. Der Fluß glomm und schimmerte, und jeder seiner Bestandteile hatte einen Sinn und einen Zweck; Suzy spürte es.

Sie erkannte, daß sie wie eine Ameise auf den Straßen einer großen Stadt war. Sie war die Verständnislose, die Begrenzte, die Vergängliche und Zerbrechliche. Der Fluß war unendlich vielfältiger und schöner als die abendliche Silhouette Manhattans.

»Ich werde das nie verstehen«, sagte sie, riß den Blick vom Wasser los, schüttelte den Kopf und schaute zu den dunklen Wolkenkratzern auf.

Einer von ihnen war nicht völlig dunkel. In den obersten Geschossen vom Südturm des World Trade Centers flackerte grünlicher Lichtschein. »He«, sagte sie bei sich. Dieser Lichtschein verwunderte sie mehr als alles andere. Sie stieß sich vom Geländer ab und kehrte zu ihrem Einkaufswagen auf dem Fußgängerüberweg zurück. Alles sehr schön, dachte sie, aber wichtiger war es, nicht zu erfrieren und in Bewegung zu bleiben, bis der Morgen käme und es hell genug wäre, bei Tageslicht zu sehen.

»Ich werde nachsehen, was in dem Gebäude ist«, sagte sie.  
»Vielleicht ist es jemand wie ich, jemand, der klüger ist und sich mit Elektrizität auskennt. Morgen früh werde ich hingehen und nachsehen.«

Kurz darauf stieß sie auf den dunklen Umriß eines Zelttes, das Straßenarbeiter bei Reparaturarbeiten im Kabelschacht unter dem Fußweg aufgestellt haben mußten. Dankbar kroch sie hinein, zog den Einkaufswagen zum Eingang und kauerte im Windschutz nieder, den Tag abzuwarten. Schlafend oder wachend, fröstelnd oder still, sie bildete sich ein, sie könne etwas vernehmen, was jenseits des Hörens lag: den Ton der Veränderung, der Seuche und des Flusses und der wehenden Laken, wie ein großer Kirchenchor, dessen Mitglieder die Mäuler weit aufgesperrt hatten und Stille sangen.

Paulsen-Fuchs zog einen Stuhl zum Zwischenfenster des Beobachtungsraumes und setzte sich. Bernard beobachtete ihn schläfrig vom Bett aus. »So früh am Morgen«, sagte er.

»Es ist Nachmittag. Ihr Zeitgefühl läßt nach.«

»Ich bin in einer Höhle, oder könnte es gradesogut sein. Keine Besucher heute?«

Paulsen-Fuchs schüttelte den Kopf, gab aber keine Erklärung.

»Neuigkeiten?«

»Die Russen sind aus den Vereinten Nationen ausgetreten. Offenbar sehen sie keinen Vorteil in einer solchen Organisation, wenn sie die einzige nukleare Supermacht auf Erden sind. Aber vor ihrem Austritt beantragten sie im Sicherheitsrat eine Erklärung, daß die Vereinigten Staaten eine Nation ohne Führung und eine Gefahr für den Rest der Welt sei.«

»Worauf zielt das ab?«

»Ich glaube, sie streben einen Beschluß an, der sie zu einem Atomschlag ermächtigt.«

»Großer Gott«, sagte Bernard. Er schwang die Beine aus dem Bett, richtete sich auf und blieb auf der Bettkante sitzen. Er betrachtete seine Handrücken. Die Schwielen waren etwas zurückgegangen; die Quarzlampenbestrahlungen brachten wenigstens kosmetische Besserung. »Wurden Mexiko und Kanada erwähnt?«

»Bloß die Vereinigten Staaten. Sie wollen dem Leichnam noch einen Fußtritt versetzen.«

»Und was sagen oder tun alle anderen?«

»Die amerikanischen Streitkräfte in Europa versuchen, eine Interimsregierung zu bilden. Ein Senator aus Kalifornien, der sich gerade auf einer Auslandsreise befand, soll zum neuen Präsidenten gewählt werden. Die Luftwaffenoffiziere der hiesigen Stützpunkte haben sich allerdings dagegen ausgesprochen. Sie sind der Meinung, die US-Regierung sollte einstweilen von Militärs gebildet werden. Diplomatische Vertretungen sollen in den Dienst der neuen Regierung gestellt werden. Das Problem ist, daß kein Geld da ist. Die Russen verlangen, daß amerikanische Schiffe und U-Boote spezielle Quarantänehäfen auf Kuba und entlang der russischen Pazifikküste anlaufen sollen, um entseucht zu werden.«

»Tun sie es?«

»Keine Antwort. Ich glaube es jedoch nicht.«

»Gibt es Neuigkeiten über die Vogelmorde?«

»Ja. In England töten sie alle Zugvögel, ganz gleich, woher sie kommen. Einige Gruppen wollen sogar alle Vögel unterschiedslos töten. Es gibt viel Barbarei, und nicht nur gegen Tiere, Michael. Amerikaner sind in aller Welt schimpflicher Behandlung ausgesetzt, selbst wenn sie seit Jahrzehnten in Europa leben. Religiöse Wirrköpfe verbreiten, Christus sei in Amerika wiedergekehrt und schicke sich an, nach Europa zu ziehen und das Zeitalter des Glücks und Friedens einzuleiten. Aber Sie werden Ihre Nachrichten wie gewöhnlich über den Datenanschluß bekommen. Dort können Sie alles nachlesen.«

»Es ist bestimmt besser, wenn es von einem Freund kommt.«

»Ja«, sagte Paulsen-Fuchs, »aber selbst die Worte eines Freundes können die Nachrichten, wie sie heute sind, nicht verbessern.«

»Würde ein Atomschlag das Problem lösen? Ich bin kein Epidemiologe – ließe sich ein ganzer Kontinent wie Nordamerika tatsächlich sterilisieren?«

»Ich halte es für unwahrscheinlich, und die Russen werden sich dessen bewußt sein. Wir haben einiges über die Zielgenauigkeit ihrer Gefechtsköpfe gehört, über Blindgängerhäufigkeit und dergleichen. Sie könnten bestenfalls die Hälfte des Kontinents hinreichend ausbrennen, daß alle Lebensformen vernichtet werden. Das wäre so gut wie nutzlos. Und die Strahlungsgefahr – ganz zu schweigen von den meteorologischen Veränderungen und den Unberechenbarkeiten der Verbreitung intakter mikrobiologischer Organismen durch die Staubwolken wären enorm. Aber wir haben es mit Russen zu tun«, sagte er achselzuckend. »Sie können es nicht wissen, aber ich erinnere mich an die Kämpfe um Berlin und die Besetzung. Ich war damals noch ein Junge, aber ich erinnere mich an sie – stark, sentimental, grausam, schlau und dumm zugleich.«

Bernard hielt es nicht für opportun, das Verhalten der Deutschen in Rußland zu kommentieren. »Was also hält sie zurück?«

»Die NATO. Frankreich, überraschenderweise. Die energischen Einsprüche der meisten blockfreien Länder, insbesondere in Mittel- und Südamerika. Aber genug davon. Ich brauche einen Bericht.«

»Jawohl«, sagte Bernard und salutierte. »Ich fühle mich gut, wenn auch ein wenig benommen. Ich denke daran, verrückt zu werden und Lärm zu schlagen. Ich komme mir vor wie in einem Gefängnis.«

»Verständlich.«

»Noch keine weiblichen Freiwilligen?«

»Nein«, antwortete Paulsen-Fuchs, und fügte vollkommen ernst hinzu: »Ich verstehe es nicht. Es heißt immer, Ruhm sei das beste Aphrodisiakum.«

»Nun, auch gut. Wenn es ein Trost sein kann: seit vorgestern habe ich keine Veränderungen in meiner Anatomie bemerkt.«

Das war der Zeitpunkt, als die Schwielen auf seiner Haut sich zurückbildeten.

»Sie haben sich entschlossen, die Bestrahlung fortzusetzen?«

Bernard nickte. »Es gibt mir etwas zu tun.«

»Wir denken noch immer an Antimetaboliten und DNS-Polymerase-Inhibitoren. Die infizierten Tiere zeigen keine Symptome – anscheinend sind Ihre Noozyten über Tiere nicht sehr erfreut. Jedenfalls nicht hier. Es gibt verschiedene Theorien. Haben Sie Kopfschmerzen, Muskelschmerzen, etwas von der Art, selbst, wenn sie Ihnen normal erscheinen mögen?«

»Ich habe mich nie im Leben besser gefühlt. Ich schlafe wie ein kleines Kind, das Essen schmeckt mir, keine Schmerzen oder Beschwerden. Ein gelegentliches Hautjucken. Ja, und manchmal juckt es innen, in meinem Bauch, aber es ist schwierig zu lokalisieren. Nicht sehr störend.«

»Ein Bild der Gesundheit«, sagte Paulsen-Fuchs, der mitgeschrieben hatte. »Macht es Ihnen etwas aus, wenn wir Ihre Aufrichtigkeit überprüfen?«

»Ich habe keine Wahl, nicht wahr?«

Sie untersuchten ihn zweimal täglich, so regelmäßig wie seine unberechenbaren Schlafperioden es gestatteten. Er unterzog sich allen Behandlungen und Untersuchungen mit grimmiger Geduld; das ungewohnte und störende Novum einer Untersuchung, die durch ferngesteuerte Mechanismen vorgenommen wurde, war längst zur Routine geworden.

Der große rechteckige Ausschnitt der Wandverkleidung öffnete sich summend, und ein Tablett, das Glasgegenstände und Werkzeug enthielt, schob sich vorwärts. Dann entfalteten sich vier lange Arme aus Metall und Plastik, deren Greifwerkzeuge sich versuchsweise öffneten und schlossen. In einer Kabine hinter den Armen stand eine Frau und beobachtete Bernard durch ein doppeltes Fenster aus

Panzerglas. Eine Videokamera am Ellbogen eines der Arme drehte sich, und als sie Bernard im Visier hatte, glomm ein rotes Licht daran auf. »Guten Abend, Dr. Bernard«, sagte die Frau freundlich. Sie war jung, von strenger Attraktivität, mit rotbraunem Haar, das glatt zurückgekämmt und im Nacken aufgesteckt war.

»Ich liebe Sie, Dr. Schatz«, sagte er, als er sich auf den niedrigen Behandlungstisch legte, der unter den Greifarmen und dem Tablett vorgerollt war.

»Nur für Sie, und nur für heute, ich heiße Frieda. Wir lieben Sie auch, Doktor«, sagte sie. »Und ich an Ihrer Stelle würde mich überhaupt nicht lieben.«

»Diese Sache fängt an, mir zu gefallen, Frieda.«

»Hm.« Mit einem der Greifer nahm sie eine Vakuumpumpe vom Tablett und lenkte die Nadel mit unglaublicher Geschicklichkeit in eine Ader, der sie zehn Kubikzentimeter Blut entnahm. Er bemerkte mit Interesse, daß das Blut purpurrosa war.

»Seien Sie vorsichtig, daß sie nicht zurückbeißen«, sagte er.

»Wir sind sehr vorsichtig, Doktor«, erwiderte sie. Bernard spürte Anspannung hinter der scherzhaften Fassade. Es konnte Verschiedenes geben, was sie ihm über seinen Zustand verschwiegen. Aber warum etwas verbergen? Er betrachtete sich bereits als einen zum Untergang Verurteilten.

»Sie sagen mir nicht alles, Frieda«, sagte er, als sie zur Hautuntersuchung einen Spezialklebestreifen an seinem Rücken anbrachte. Ein Greifer zog den sehr fest haftenden Streifen mit einem Ruck ab und ließ ihn in eine Glasschale fallen, der andere Arm verschloß die Schale und versiegelte sie in einem Bad aus flüssigem Wachs.

»Oh, ich finde, daß wir Ihnen nichts verschweigen«, antwortete sie, auf die Bedienung der Fernsteuerung konzentriert. »Welche Fragen haben Sie?«

»Gibt es in meinem Körper noch Zellen, die nicht umgewandelt worden sind?«

»Nicht alle sind Noozyten, Dr. Bernard, aber die meisten sind in der einen oder der anderen Weise verändert, ja.«

»Was geschieht mit ihnen, nachdem sie analysiert worden sind?«

»Zu dem Zeitpunkt sind sie alle tot, Doktor. Seien Sie unbesorgt. Wir sind sehr gründlich.«

»Ich bin nicht besorgt, Frieda.«

»Das ist gut. Nun drehen Sie sich bitte um.«

»Nicht wieder die Harnröhre.«

»Wie ich hörte, war dies einst ein sehr kostspieliger Genuß unter reichen jungen Herren zur Zeit der Weimarer Republik. Ein seltenes Erlebnis in den Bordellen von Berlin.«

»Frieda, Sie verblüffen mich immer wieder aufs neue.«

»Ja. Nun drehen Sie sich bitte um.« Er gehorchte und schloß die Augen.

Kerzen säumten das lange Fenster des Foyers. Suzy trat zurück und überblickte ihr Werk. Am Tag zuvor hatte sie sich durch eine vom Wind zerfetzte Strecke brauner Laken gekämpft und ein Kerzengeschäft gefunden. Mit einem zweiten Einkaufswagen, den sie bei einem armenischen Krämerladen in der South Street hatte mitgehen lassen, hatte sie eine Ladung Votivkerzen zum World Trade Center geschafft, wo sie im Erdgeschoß des südlichen Turms ihr Lager aufgeschlagen hatte. Im obersten Geschoß dieses Gebäudes hatte sie den grünen Lichtschein gesehen.

Mit all den Kerzen würden die U-Boote oder Flugzeuge sie vielleicht finden. Und es spielte noch ein Impuls dabei mit, der ihr freilich so albern vorkam, daß sie kichern mußte, wenn sie darüber nachdachte. Sie wollte dem Fluß Antwort geben. Sie stellte die Kerzen auf das Fensterbrett, zündete eine nach der anderen an und schaute zu, wie ihr warmer Lichtschein sich in der weiten Dunkelheit ringsum verlor.

Nun arrangierte sie die Kerzen in Spiralen am Boden, mußte aber die Abstände vergrößern, als ihr Vorrat zur Neige ging. Sie zündete die Kerzen an und ging von Flamme zu Flamme, lächelte ins Licht und verspürte vage Schuldgefühle, weil das tropfende Wachs den Teppichboden befleckte.

Sie aß einen Schokoladeriegel und las im Schein von fünf gebündelten Kerzen in einem Exemplar des *Ladies Home Journal*, das sie von einem Zeitungsstand mitgenommen hatte. Sie war ziemlich gut im Lesen – langsam, aber sie kannte viele von den Worten. Die Zeitschriftenseiten mit ihrer Überfülle von Anzeigen und schmalen Textspalten über Kleider und

Kochen und Familienprobleme waren eine willkommene Anästhesie.

Sie lag auf dem Rücken auf dem Teppichboden, den Einkaufswagen mit den Lebensmitteln und den leeren Kerzenwagen in der Nähe, und fragte sich, ob sie jemals verheiratet sein würde – ob es jemanden zum Heiraten geben würde –, und ob sie jemals ein Haus haben würde, wo sie einige der Ratschläge würde anwenden können, die sie jetzt las. »Wahrscheinlich nicht«, sagte sie sich. »Von nun an werde ich mit Sicherheit eine alte Jungfer bleiben.« Sie war nie sehr viel mit Jungen ausgegangen, hatte auch ihrem Freund Cary nie alles gewährt und war mit dem Ruf von der Oberschule abgegangen, nett und hübsch, aber langweilig zu sein. Manche Leute wie sie waren abenteuerlustig und versuchten durch allerhand gewagte Dinge auszugleichen, daß sie nicht allzu helle waren.

»Jedenfalls bin ich immer noch da«, sagte sie zu der hohen dunklen Decke, »und ich bin immer noch langweilig.«

Sie trug die Zeitschrift die Stufen hinunter zum Zeitungsstand, die Kerze in einer Hand, und wählte als nächste Lektüre eine Nummer des *Cosmopolitan* aus. Wieder auf der Ebene des Foyers, schlief sie eine Weile, wachte erschrocken auf, als ihr die Zeitschrift raschelnd herunterrutschte, und ging von Kerze und Kerze und löschte sie für den Fall, daß sie den morgigen Abend wieder in ihrem Schein verbringen wollte. Dann legte sie sich auf die Seite, Kenneths Jacke als Kopfkissen zusammengelegt, eine Kerze noch brennend, und dachte an das gewaltige Gebäude über ihr. Sie konnte sich nicht erinnern, ob die Zwillingstürme noch immer die höchsten der Welt waren. Wahrscheinlich nicht. Jeder war wie ein Ozeandampfer, der aufgerichtet in die Erde gesteckt worden war – aber diese Türme waren höher als jeder Ozeandampfer

lang war, behaupteten jedenfalls die an Touristen verteilten Prospekte.

Es würde Spaß machen, durch die Ladenstraße zu bummeln, doch selbst im Halbschlaf wußte sie, was sie schließlich würde tun müssen. Sie würde die Treppen bis zur Spitze ersteigen müssen, um herauszubringen, wer oder was den grünen Lichtschein verursachte, und über New York hinauszublicken – von diesem Aussichtspunkt würde sie die ganze Stadt und einen großen Teil der umliegenden Landschaft sehen können. Sie würde sehen, was geschehen war und was geschah. Und dort oben mochte der Radioempfänger mehr Sender empfangen. Außerdem gab es im obersten Geschöß ein Restaurant, und das bedeutete, mehr Lebensmittel. Außerdem eine Bar. Sie verspürte ein plötzliches Verlangen, sich zu betrinken, etwas, was sie bisher nur zweimal versucht hatte.

Einfach würde es nicht sein. Sie wußte, daß sie für das Ersteigen der Treppen einen Tag oder mehr benötigen würde.

Nach unbestimmter Zeit schreckte sie aus unruhigem Schlaf hoch. Etwas in der Nähe hatte ein Geräusch gemacht, ein quietschendes, gleitendes Scharren. Draußen stand grau und trübe der Morgen. Auf dem Platz herrschte Bewegung – Dinge rollten dort herum, wie Staubmäuse unter einem Bett. Sie zwinkerte und rieb sich die Augen, erhob sich auf die Knie und blinzelte, um besser zu sehen.

Federleichte Gebilde wie Wagenräder wurden vom Wind über den Platz getrieben, bald rotierend und mit flatternden Fetzen als Speichen, bald auf die Seite fallend und wieder hochgerissen. Sie waren grau und weiß und braun. Manche der zu Boden gefallenen blieben am Beton und Pflaster kleben, breiteten sich aus und reckten fußhohe Büschel empor. Als der Tag heller wurde, ergossen sie sich in großer Zahl über den Platz, wurden vom Wind gegen die Glaswände getrieben und

hafteten dort wie schmierige Algen, um sich weiter auszubreiten.

An ein Verlassen des Gebäudes war unter diesen Umständen nicht zu denken. Sie aß einen Riegel Schokolade und schaltete das Radio ein, um vielleicht den Britischen Sender zu empfangen, den sie am Vortag gehört hatte. Nach der Feineinstellung ertönte eine schwache, von Schwund immer wieder unterbrochene Stimme aus dem Lautsprecher, wie ein Mann, der durch eine Filzmatte sprach.

»... zu sagen, daß die Weltwirtschaft leiden wird, ist sicherlich sehr zurückhaltend ausgedrückt. Mit Nordamerika ist nicht nur einer der größten Absatzmärkte verloren gegangen, sondern auch die größte Konzentration von Wirtschaftskapital. Es ist klar, daß die meisten Menschen sich heutzutage mehr um ihr unmittelbares Überleben sorgen und sich fragen, ob und wann die Seuche den Ozean überquert wird, oder ob sie bereits unter uns ist und sich Zeit läßt...« – Störgeräusche verdrängten die schwindende Stimme für mehrere Minuten. Suzy saß mit gekreuzten Beinen neben dem Radio und wartete geduldig. Sie verstand nicht viel, aber die Stimme war tröstlich – »... die Sorge der Wirtschaftsfachleute gilt jedoch der Zeit nach der Krise. Vorausgesetzt, sie geht vorüber. Nun, ich denke, es gibt Anlaß zu begründetem Optimismus. Ein gläubiger Mensch wird sagen, daß Gott in seiner Weisheit Gründe für dies alles hat, doch werden sich nicht alle mit solch einer Erklärung zufriedengeben. Eine drastische Schrumpfung des Welthandels ist bereits eingetreten, die Investitionsbereitschaft hat überall einer abwartenden Haltung Platz gemacht. Trotzdem ist meines Erachtens nicht zwangsläufig mit einer Weltwirtschaftskrise größten Ausmaßes zu rechnen. Mit Ausnahme der berühmten meteorologischen Station auf der Insel Afognak gibt es keine Kommunikation aus dem gesamten

nordamerikanischen Raum, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß Nordamerika als Wirtschaftsfaktor endgültig ausgefallen ist. Die Finanziere sind tot. Die Vereinigten Staaten waren immer die große Bastion des privaten Kapitals. Eine Umorientierung wird zwangsläufig erfolgen. Rußland ist jetzt die beherrschende Weltmacht, militärisch und über kurz oder lang vielleicht auch finanziell. Was können wir erwarten?«

Suzy schaltete das Radio aus. Gewäsch. Sie wollte wissen, mußte wissen, was mit ihrer Heimat geschehen war.

»Warum?« fragte sie laut. Sie sah die Räder flatternd und torkelnd über den Platz wehen, sah ihre Überreste den Beton wie mit dünnem Schleim überziehen. »Warum bringe ich mich nicht einfach um und mache alledem ein Ende?« Sie breitete melodramatisch die Arme aus, fing an zu lachen. Sie lachte, bis es schmerzte, und bekam es mit der Angst, als sie merkte, daß sie nicht mehr aufhören konnte. Sie hielt sich mit beiden Händen den Mund zu, lief zu einem Wasserhahn und trank von dem klaren, gleichmäßig fließenden Strom.

Was ihr wirklich Angst machte, begriff Suzy jetzt, war der Gedanke, den Turm zu ersteigen. Würde sie Schlüssel benötigen? Würde sie halb hinaufkommen und finden, daß sie nicht weitergehen konnte?

»Ich werde mutig sein«, sagte sie mit einem Schokoladenriegel im Mund. »Etwas anderes kann ich nicht sein.«

*Livermore, Kalifornien*

Es war ein normales und gutes Leben gewesen, aus seinem Hinterhof Einzelteile und Trödel aller Art zu verkaufen, zu Auktionen zu gehen und dies und das mitzunehmen, seine Tochter aufzuziehen und stolz auf seine Frau zu sein, die Lehrerin war. Seine größeren Erwerbungen hatten ihm viel Freude bereitet: eine Ladung Fliesen der verschiedensten Art, mit der er Badezimmer und Küche in dem großen alten, weiß gestrichenen Haus hergerichtet hatte; einen alten englischen Geländewagen; fünfzehn verschiedene Personen- und Lastwagen, alle blau; anderthalb Tonnen alte Büromöbel, einschließlich eines »antiken« hölzernen Aktenschrankes, dessen Wert sich als höher erwies als der Betrag, den er für die gesamte Ladung bezahlt hatte.

Das Unheimlichste, was er (seit seiner Eheschließung) je getan hatte, war die mutige Beschleunigung seiner beginnenden Kahlköpfigkeit gewesen, indem er sich das lichter werdende Haar vom Schädel rasiert hatte, weil ihm der Übergangszustand verhaßt gewesen war. Ruth hatte bei seinem Anblick geweint. Das war vor zwei Monaten gewesen, und das dünne Haar war inzwischen nachgewachsen, spärlich und unordentlich und so widerwärtig wie zuvor.

John Olafsen war gut zurechtgekommen, solange das Leben seinen normalen Gang genommen hatte. Er hatte Ruth und die siebenjährige Loren gut gekleidet und genährt. Das Haus gehörte seit neunzig Jahren seiner Familie, seit es neu gewesen war. Sie hatten keine großen Ansprüche gestellt.

Er setzte das zerkratzte schwarze Fernglas ab und wischte sich mit einem roten Halstuch Müdigkeit und Schweiß von den Augen. Dann setzte er seine Beobachtung fort. Er hatte den Feldstecher auf das weitläufige Gelände der Lawrence Livermore National Laboratories und die Sandia Laboratories auf der anderen Straßenseite gerichtet. Der Geruch von Staub und dünnem Gras weckte in ihm den Wunsch, sich zu schneuzen, zusammenzupacken und wegzugehen – und doch wiederzukommen, weil dies der einzige Ort war, der ihm geblieben war. Es war halb sechs, und die Dämmerung senkte sich auf das Land herab. »Nun zeig schon deine Fahne, Jerry!« murmelte er. »Du Armleuchter!«

Jerry war sein Zwillingbruder, fünf Minuten jünger und doppelt so leichtsinnig wie er. Jerry hatte im Salinas-Tal Sprühflugzeuge geflogen. Wie John es geschafft hatte, der Seuche zu entgehen, wußte keiner von ihnen, aber es lag auf der Hand, daß Jerry bis zum Kragen voll mit DDT und PCBs und weiß Gott was noch war. Er konnte dem, was die Stadt Livermore und Ruth und Loren gefressen hatte, einfach nicht schmecken.

Jerry war unten zwischen den großen, modernen Kästen und den alten Bungalows und Baracken, die zehn Meter hohen Hügel zu erforschen, die sich nun überall erhoben, wo auf dem Gelände der Lawrence Livermore freier Raum war. Er hatte ein weiteres rotes Halstuch an einen Stock gebunden. Keiner der beiden Brüder war jemals ohne ein Halstuch gesehen worden. Jedes Jahr hatten sie einander zu Weihnachten neue gekauft und in rote Folie mit breiten roten Bändern verpackt.

John schwenkte den Feldstecher ein Stück weiter und sah das rote Halstuch rasch am Stock kreisen: einmal im Uhrzeigersinn, einmal anders herum, dann wieder dreimal im Uhrzeigersinn. Das bedeutete, das John hinunterkommen und

sehen sollte, was es zu sehen gab. Nichts Gefährliches... soweit Jerry es beurteilen konnte.

Er wuchtete seine zweihundertfünfzig Pfund in die Höhe und streifte dürre Halme von den Hosenbeinen seiner verschlissenen schwarzen Jeans. Sein rotes Kraushaar und der Bart hoben sich leuchtend vom tiefen Graublau des Osthimmels ab, als er aus dem Entwässerungsgraben stieg und sich durch den Stacheldrahtzaun zwängte, dann durch das Loch im Maschendrahtzaun und den nicht mehr unter Strom stehenden inneren Schutzzaun.

Dann lief und schlitterte er den steilen Hang hinab und übersprang einen weiteren Graben, bevor er zu einem beiläufigen Schlendern verlangsamte. Er zündete sich eine Zigarette an und zerbrach das Streichholz, bevor er es wegwarf. Fünfzehn oder zwanzig Wagen standen noch immer auf dem Parkplatz neben den alten Gebäuden des Fusionsprojekts. Ein besonders eindrucksvoller Hügel, ungefähr zwanzig Meter im Durchmesser, erhob sich nahe dem Parkplatz aus der Erde. Jerry stand obendrauf. Er war irgendwo zu einer Spitzhacke gekommen und ließ sie am ausgestreckten Arm baumeln, ein breites Grinsen im bartlosen Gesicht.

»Keine Jogger mehr«, sagte er, als John den Hügel erstieg und bei ihm anlangte. Sie nannten einige der eigentümlichen Dinger, die sie in Livermore gesehen hatten, Jogger. Der Name schien passend, da die Dinger fast immer liefen; nicht ein einziges Mal hatten sie eins stillstehen gesehen.

»Erfreut mein Herz«, sagte John. »Was hast du vor?«

»Mich nach China durchgraben«, sagte Jerry und klopfte auf den Hügel. »Bist du nicht neugierig?«

»Man kann neugierig sein, und neugierig«, sagte John.  
»Angenommen, diese Hügel sind etwas, was die Leute hier

sich ausgedacht haben? Was Militärisches, oder vielleicht ein Experiment, das ihnen außer Kontrolle geriet?«

»Ich würde sagen, daß ein Experiment bereits außer Kontrolle geraten ist.«

»Ich glaube noch immer nicht, daß es von hier seinen Ausgang genommen hat.«

»Scheiße.« Jerry ließ die Spitzhacke auf den Hügel plumpsen, daß die rissige Erde und das ausgetrocknete Gras staubten. »Warum nicht, und wo sonst, zum Teufel?«

»Anderswo gibt es mehr zu holen.«

»Sicher, und vor allem die Seuche.«

John zuckte die Achseln. Wahrscheinlich würden sie es nie wissen. »Also dann mach schon, in Gottes Namen!«

Jerry holte mit der Spitzhacke aus und schlug zu. Die Spitze durchbrach die Erde wie eine Nadel, die durch eine Eierschale gestoßen wird, und der Griff wurde ihm fast aus den Händen gerissen. »Hohl«, grunzte er und zog die Spitzhacke mit einiger Mühe heraus. Er kniete nieder und spähte in das Loch. »Nichts zu sehen.« Er stand auf und holte abermals aus.

»Hast sie getroffen«, sagte John und leckte sich die Lippen. »Laß mich mal ran!«

»Wir wissen nicht, was da unten ist«, sagte Jerry und brachte den Spitzhackenstiel vor der breiten, dicken, ausgestreckten Hand des Bruders in Sicherheit.

John nickte widerwillig und steckte die Hand in die Jeanstasche. Er blickte zur untergehenden Sonne hinüber und schüttelte den Kopf. »Wir können ihnen nichts anhaben«, sagte er. »Es gibt bloß uns.«

Jerry holte dreimal in rascher Folge mit der Spitzhacke aus, und ein Loch von fast einem Meter Durchmesser brach ein. Die Brüder sprangen zurück, dann zogen sie sich vorsichtshalber noch einmal mehrere Schritte zurück. Der Rest des Hügels hielt. Jerry ließ sich auf alle viere nieder und kroch

zum Loch hinauf. »Kann noch immer nichts sehen«, sagte er.  
»Geh und hol die Lampe!«

Es wurde dunkel, als John mit einer großen, wasserdichten Batterielampe von ihrem Lastwagen zurückkam. Jerry saß beim Loch, rauchte eine Zigarette und schnippte die Asche hinein. »Hab auch ein Seil mitgebracht«, sagte John und warf die Rolle neben seines Bruders Knie.

»Wie sieht die Stadt aus?« fragte Jerry.

»Soviel ich sehen konnte, genauso wie vorher, nur noch mehr so.«

»Wird morgen noch was übrig sein?«

John zuckte die Achseln. »Das, zu dem sie wird, nehme ich an.«

»Gut. Da unten ist es dunkel, da macht die Nacht keinen Unterschied. Du hältst das Seil, ich werde mich mit dem Licht hinunterlassen...«

»Kommt nicht in Frage«, sagte John. »Ohne ein Licht bleibe ich nicht hier oben.«

»Dann gehst du hinunter.«

John dachte darüber nach. »Ach was, wir binden das Seil an einen Wagen und gehen beide hinunter.«

»Fein«, sagte Jerry. Er lief mit dem Seil zum nächsten Wagen, knotete es um eine Stoßstange und kam zurück. Ungefähr zehn Meter Seillänge blieben ihnen, als er auf dem Hügel anlangte. »Ich zuerst«, sagte er.

»Also los!«

Jerry ließ sich in das Loch hinab. »Licht!«

John gab ihm die Lampe. Jerrys Kopf verschwand unter dem Rand. »Es reflektiert«, sagte er. Der Lichtstrahl schoß gerade hinauf in die feuchte Abendluft und erfaßte Johns Gesicht, als dieser hinabspähte. Als genug Raum war, ergriff er das gespannte Seil und folgte seinem Zwillingsbruder in die Öffnung.

Ihre Mutter hatte ihnen Geschichten erzählt, die sie von einer dänisch sprechenden Großmutter gehört hatte und in denen von solchen Hügeln voller Elfengold, Leichen, unheimlichem blauen Feuer und Gesang und Dudelsackmusik die Rede war.

Er hätte es niemals zugegeben, aber was er wirklich zu sehen erwartete, waren Zwerge.

Beide Zwillinge schwitzten, als sie am Boden des hohlen Hügels standen. Die Luft war hier viel wärmer und feuchter als draußen. Der Lichtkegel der Lampe durchschnitt einen süßlich riechenden dichten Nebel. Ihre Stiefel sanken in eine elastische, dunkelpurpurne Oberfläche, die quietschte, wenn sie sich bewegten. »Gottverdammich«, sagten sie gleichzeitig.

»Was, zum Kuckuck, sollen wir tun, da wir nun schon hier sind?« fragte John in klagendem Ton.

»Wir werden Ruth und Loren suchen, und vielleicht Tricia.« Tricia war in den vergangenen sechs Jahren Jerrys Freundin gewesen. Er hatte ihre Auflösung nicht gesehen, aber es lag nahe zu vermuten, daß dies ihr Schicksal gewesen war.

»Die sind nicht mehr«, sagte John mit leiser, kehliger Stimme.

»Und ob sie sind. Sie sind bloß auseinandergenommen und hier heruntergebracht worden.«

»Wie, zum Teufel, kommst du auf die Idee?«

Jerry schüttelte den Kopf. »Entweder das, oder sie sind tot, wie du sagst. Hast du das Gefühl, daß sie tot sind?«

John dachte nach. »Nein«, räumte er ein. Beide wußten, wie es war, einen Menschen zu verlieren, der ihnen nahestand. »Vielleicht mache ich mir bloß etwas vor.«

»Unsinn«, versetzte Jerry. »Ich weiß, daß sie nicht tot sind. Und wenn sie nicht tot sind, dann sind auch alle anderen nicht tot. Und du hast selbst gesehen...«

John nickte. Er hatte die mit sich auflösendem Fleisch gefüllten Kleider gesehen. Er hatte nicht gewußt, was er tun

sollte. Es war vormittags gewesen, und am Abend zuvor waren Ruth und Loren an etwas erkrankt, was sie für eine Art Grippe gehalten hatten. Weißliche Streifen auf den Händen und Gesichtern. Er hatte ihnen gesagt, daß sie am nächsten Vormittag zum Arzt gehen würden.

Was in der Zeitspanne zwischen seiner gräßlichen Entdeckung und Jerrys Ankunft geschehen war, wußte er auch jetzt noch nicht. Er hatte geschrien oder etwas anderes getan, was seiner Kehle solch einen Schmerz verursacht hatte, daß er kaum hatte sprechen können. »Warum sind wir dann nicht auch betroffen?«

Jerry klopfte sich auf den Bauch, der Johns an Umfang nicht nachstand. »Ein zu großer Happen«, sagte er und wedelte mit der Hand im Nebel. Der Lichtkegel reichte nicht weiter als ein paar Schritte in jeder Richtung. »Also, mir ist nicht geheuer«, sagte er. »Hier unten wird mir angst und bange.«

»Das erfreut mein Herz«, sagte John.

»Du bist derjenige, der den Vorschlag machte, wir sollten hier hinein«, sagte Jerry. John erhob keine Einwände gegen die Umkehrung der Wahrheit. »Also sagst du jetzt auch, wohin wir gehen sollen.«

»Geradeaus«, sagte John. »Und gib acht auf Kobolde!«

»Ja, mein Gott. Kobolde!«

Langsam gingen sie über den schwammigen, purpurnen Boden. Mehrere feuchte und unglückliche Minuten vergingen, bevor der Lichtkegel voraus eine Oberfläche zeigte. Glänzende, unregelmäßige Röhren, grau und braun gefleckt und pulsierend, bedeckten eine Wand. Zur Linken bogen sie um und verschwanden in einem dunklen Tunnel. »Ich kann es nicht glauben«, sagte Jerry.

»Na?« John zeigte zum Tunnel.

Jerry nickte. »Dunkel wie eine Negerhochzeit, aber wir wissen bereits, was das Schlimmste ist«, sagte er.

»Hoffentlich«, brummte John.

Jerry zeigte. »Du zuerst.«

»Du gefällst mir.«

»Los!«

Sie betraten den Tunnel.

Paulsen-Fuchs wies Uwe an, auf der Anhöhe zu halten. Das Feldlager der Protestierenden um das Firmengelände der Pharmek hatte sich in nur einer Woche um das Doppelte vergrößert. Die Zahl der Demonstranten wurde auf hunderttausend geschätzt, ein Meer von Zelten und Transparenten und Fahnen, die meisten davon auf der Ostseite, wo die Hauptzufahrt lag. Der Protest schien ohne irgendeine besondere Organisation zustande gekommen zu sein, was ihm Sorgen bereitete.

Die Leute waren nicht politisch motiviert – bloß ein Querschnitt der Bevölkerung, von Verhängnissen, die sie nicht begreifen konnte, zur Verzweiflung getrieben. Sie waren Bernards wegen zur Pharmek gekommen und wußten noch nicht, was sie wollten. Aber das würde sich ändern. Jemand – wahrscheinlich aus dem Lager politischer Unruhestifter – würde die Initiative ergreifen und dem Massenprotest Richtung geben.

Weniger gut informierte Teile der Öffentlichkeit verlangten Bernards Tötung und die Sterilisierung der Isolierkammer, doch war nicht anzunehmen, daß sie mit der Forderung durchdringen würden. Die meisten europäischen Regierungen waren sich darin einig, daß Forschung an Bernards Person die einzige Möglichkeit sei, die Seuche zu studieren und Möglichkeiten zu finden, sie zu beherrschen.

Gleichwohl war ganz Europa in Panik. Viele Reisende – Touristen, Geschäftsleute, Militärpersonal – waren vor der Quarantäne aus Nordamerika zurückgekehrt. Nicht alle von ihnen waren ermittelt und untersucht worden. Einige von ihnen

waren in Hotels, Wohnungen, Häusern im Zustand der Transformation aufgefunden worden. Die Opfer waren beinahe ausnahmslos von den örtlichen Behörden getötet, die Gebäude desinfiziert und eingeschert worden, und die Abwässer und Wasserleitungen hatte man mit starken Dosen Desinfektionsmitteln behandelt.

Niemand wußte jedoch, ob solche Maßnahmen wirksam waren.

Die Mehrzahl der Menschen überall auf der Welt war überzeugt, daß es lediglich eine Frage der Zeit sei.

Die Nachrichten, die er an diesem Morgen erhalten hatte, ließen ihn beinahe hoffen, daß diese Leute recht hätten. Die Seuche mochte dem Selbstmord vorzuziehen sein. »Zur Nordeinfahrt«, sagte Paulsen-Fuchs, nachdem er wieder eingestiegen war.

Die Ausrüstung war endlich geliefert worden und nahm jetzt die Hälfte der Isolierkammer ein. Bernard stellte Feldbett und Schreibtisch um und betrachtete das kompakte Laboratorium mit Befriedigung. Endlich würde er etwas zu tun bekommen. Er konnte sich selbst stechen und anzapfen.

Wochen waren verstrichen, und er hatte die endgültige Transformation noch immer nicht erfahren. Niemand konnte ihm sagen, warum; doch konnte er sich selbst erklären, warum noch keine Kommunikation zwischen ihm und den Noozyten zustande gekommen war, wie Vergil sie erlebt hatte. Oder sich eingebildet hatte.

Vielleicht hatte Vergil einfach den Verstand verloren, war halluzinatorischen Wahrnehmungen zum Opfer gefallen. Es war denkbar, daß eine Kommunikation überhaupt nicht möglich war.

Er benötigte weitaus mehr Ausrüstungen als in die Kammer gezwängt werden konnten, aber der größte Teil der chemischen Analysen, die er plante, konnte draußen

vorgenommen und die Information seinem Datenanschluß eingegeben werden.

Er fühlte sich ein wenig wie der alte Michael Bernard. Er war auf einer Fährte. Er würde herausbringen oder den anderen helfen, zu entdecken, wie die Zellen kommunizierten, welche chemische Sprache sie gebrauchten. Und wenn sie nicht direkt mit ihm sprechen wollten, würde er einen Weg finden, zu ihnen zu sprechen. Sie vielleicht zu beherrschen. Pharmek verfügte über alle notwendigen Fachleute und Einrichtungen, über alles, was Ulam zur Verfügung gehabt hatte, um mehr; falls erforderlich, konnten sie die Experimente wiederholen und von vorn anfangen.

Bernard bezweifelte, daß es dafür eine Erlaubnis geben würde. Von Gesprächen mit Paulsen-Fuchs und anderen Pharmek-Fachleuten hatte er den Eindruck gewonnen, daß gegenwärtig eine stürmische Auseinandersetzung um ihn tobte.

Nachdem er eine kurze Inventur der Ausrüstung gemacht hatte, fing er damit an, daß er sein Gedächtnis in Verfahrensfragen auffrischte, indem er die Gebrauchsanweisungen und Handbücher las. Nach ein paar Stunden wurde er dessen müde und machte einen Eintrag in sein Computer-Notizbuch, obwohl er sehr wohl wußte, daß es nicht privat bleiben, sondern jetzt oder später von Pharmek-Leuten und Behördenvertretern gelesen würde – Psychologen, vielleicht. Alles über ihn war jetzt wichtig.

*Es gibt keinen mir bekannten biologischen Grund, warum das uns bekannte Leben auf der Erde nicht bereits zugrunde gegangen ist. Die Seuche ist anpassungsfähig, kann jedes Lebewesen umwandeln. Aber Europa bleibt frei – ausgenommen verstreute Einzelfälle –, und ich zweifle daran, daß es ein Verdienst der scharfen Maßnahmen ist. Vielleicht wird die Antwort auf die Frage, warum ich atypisch für den*

*Ablauf der Seuche bin, dieses andere Geheimnis erklären. Morgen werde ich mir wieder Blut und Gewebeproben entnehmen lassen, aber nicht alles davon wird aus der Kammer entfernt. An Teilen dieser Proben werde ich selbst arbeiten, insbesondere an Blut und Lymphe.*

Er zögerte, die Finger über der Tastatur, und war im Begriff, weiterzuschreiben, als Paulsen-Fuchs in den Nebenraum kam und mit einem Summton um seine Aufmerksamkeit bat.

Bernard drehte sich auf seinem Stuhl herum. »Guten Tag.« Wie seit einiger Zeit üblich, war er nackt. Eine Kamera in der oberen rechten Ecke des Nebenraumes nahm ihn kontinuierlich auf und gab die Konturen und Besonderheiten seines Körpers zur Analyse in den Computer ein.

»Kein guter Tag, Michael«, antwortete Paulsen-Fuchs. Sein langes Gesicht war noch länger und hagerer als sonst. »Als hätten wir nicht schon genug Probleme, sehen wir uns nun der Möglichkeit eines Krieges gegenüber.«

Bernard stand auf und trat zum Fenster, hinter dem der andere eine britische Tageszeitung aufschlug. Die Schlagzeile sandte ihm einen kalten Schauer über den Rücken.

## RUSSISCHER ATOMSCHLAG GEGEN PANAMAKANAL

»Wann?« fragte er.

»Gestern nachmittag. Kuba meldete eine über den Atlantik ziehende radioaktive Wolke. Militärische Nachrichtensatelliten der Nato entdeckten die heiße Stelle. Ich vermute, daß die Militärs schon vorher Bescheid wußten – sie müssen ihre Seismographen oder was immer haben –, aber die Presse und die Rundfunkanstalten erfuhren erst heute früh, was geschehen war. Die Russen setzten neun oder zehn Raketen mit Gefechtsköpfen von jeweils einer Megatonne ein,

wahrscheinlich von einem U-Boot abgeschossen. Die gesamte Kanalzone ist...« Er schüttelte den Kopf. »Von den Russen gibt es keine Stellungnahme. In Deutschland glaubt die Hälfte der Bevölkerung, daß wir noch in dieser Woche angegriffen werden. Die andere Hälfte ist betrunken.«

»Gibt es Nachrichten vom Kontinent?« So bezeichnete man seit kurzem Nordamerika: der Kontinent, das wirkliche Zentrum der Geschehnisse.

»Nichts«, sagte Paulsen-Fuchs und warf die Zeitung auf den Tisch.

»Glauben Sie – und die anderen Europäer –, daß die Russen in Nordamerika eindringen werden?«

»Die Meinungen sind geteilt. Manche rechnen jeden Tag damit. Sie könnten sich auf das Recht berufen, herrenloses Gut in Besitz zu nehmen.« Er schmunzelte.

»Ich bin kein Anwalt, aber sie werden sich schon die richtigen Begründungen ausdenken und in Genf rechtfertigen, wenn sie Genf nicht inzwischen auch bombardiert haben.« Er beugte sich über den Tisch, beide Arme rechts und links neben der Zeitung aufgestützt. »Niemand ist darauf vorbereitet, die Frage zu erörtern, was mit ihnen geschehen wird, wenn sie sich zu einer Besetzung Nordamerikas entschließen. Die amerikanische Exilregierung möchte mit ihren in Europa stationierten Truppen und Marineeinheiten drohen, aber die europäischen Regierungen setzen sie aus Furcht vor einem Atomkrieg unter Druck, und die Russen nehmen sie nicht ernst. Bevor Sie mich im vergangenen Monat anriefen, hatte ich geplant, meine erste Urlaubsreise seit sieben Jahren anzutreten. Offensichtlich wird wieder nichts daraus. Michael, Sie haben etwas in mein Leben gebracht, das mich umbringen kann. Bitte vergeben Sie mir die selbstsüchtige Regung.«

»Ich verstehe«, sagte Bernard.

»In Deutschland gibt es einen alten Soldatenspruch«, sagte Paulsen-Fuchs. »»Es ist die Kugel, die du nicht hörst, die dich erwischt. < Sehen Sie darin eine Bedeutung für sich?«

Er nickte.

»Dann machen Sie sich an die Arbeit, Michael. Tun Sie, was Sie können, bevor wir alle von eigener Hand den Tod finden!«

Am Arbeitsplatz des Wachmannes fand Suzy eine lange, starke Taschenlampe – sehr aufwendig, schwarz wie ein Feldstecher und mit einem Lichtkegel, der durch Drehen eines Knopfes scharf gebündelt oder weit gefächert werden konnte – und machte sich daran, die Einkaufsstraße und den Verbindungsweg zwischen den beiden Türmen zu erkunden. In einer Boutique verbrachte sie einige Zeit mit der Anprobe von Kleidern, konnte sich selbst jedoch nicht sehr gut im Lichtkegel sehen, und das Vergnügen wurde rasch langweilig. Außerdem war es spukhaft. Sie unternahm einen halbherzigen Versuch festzustellen, ob andere wie sie das Gebäude betreten hatten, und wagte sich sogar in die U-Bahn-Station Cordtlandt Street. Als sie sich vergewissert hatte, daß die unteren Geschosse leer waren – mit Ausnahme der allgegenwärtigen Häufchen von Kleidern –, kehrte sie zurück zu ihrem Kerzenschein-Raum, wie sie ihn getauft hatte, und plante ihren Aufstieg.

Sie hatte einen Übersichtsplan vom Nordturm gefunden und fuhr mit dem Finger die Grundrisse von Foyer und Verbindungsbau nach, um sich zu orientieren. Beim Durchblättern des Plans wurde ihr klar, daß das Gebäude keine hohen Treppenhäuser hatte, sondern Verbindungstreppen, die in jedem Stockwerk an anderer Stelle waren.

Das bedeutete eine weitere Erschwernis ihres Aufstiegs. Sie fand auf dem Plan die Tür, die zur ersten Treppe führte und ging hin. Sie war verschlossen. Wieder am Tisch des Wachmannes, stieß sie mit dem Fuß eine in sich zusammengesunkene Uniform an und förderte einen großen

Schlüsselring an einer selbstaufspulenden Kordel zutage. Sie zog den Gürtel aus den Schlaufen, bemerkte, daß ein Büstenhalter in der Kleidung war und brachte die Schlüssel an sich. »Verzeihung«, flüsterte sie und versuchte, die Kleider wieder in ihren vorherigen Zustand zu bringen. »Ich leihe sie bloß aus. Bin gleich wieder da.« Sie faßte sich und biß sich auf den Daumen. Dummes Zeug, dachte sie bei sich. Niemand ist da. Bloß ich, jetzt.

Es dauerte einige Minuten, bis sie mühsam die Etiketten der verschiedenen Schlüssel entziffert und denjenigen gefunden hatte, der die Tür zum Treppenhaus öffnete. Hinter der Tür waren schmucklose Stufen aus Beton und Stahl. Im nächsten Geschoß kam sie in einen Korridor, spähte um die Ecke und sah Türen, die zu verschiedenen Büros führten, manche mit Schildern gekennzeichnet, andere bloß numeriert. Ein rascher Blick in mehrere der Büros brachte ihr wenig Aufschluß.

»In Ordnung«, sagte sie sich. »Es ist nichts als ein Fußmarsch, ein langer, steiler Fußmarsch. Ich werde Essen und Wasser brauchen.« Sie blickte auf ihre Turnschuhe und seufzte. Sie würde sich mit ihnen behelfen müssen, es sei denn, sie nähme ein paar leere Schuhe von...

Diese Idee war ihr zuwider. Hinter dem Zeitungsstand im Foyer fand sie einen Plastikeinkaufsbeutel und füllte ihn mit leichtgewichtigen Lebensmitteln aus ihrem Einkaufswagen. Wasser war schwieriger; die Plastikflaschen mit Mineralwasser waren zu dick, um sie in den Gürtel zu stecken, aber es gab keine rechte Alternative. Und wenn sie in den oberen Stockwerken entdeckte, daß die Wasserversorgung noch funktionierte – außerdem mußte es Wasserkühler geben –, konnte sie die Flaschen immer noch zurücklassen.

Um acht Uhr dreißig am Morgen begann sie den Aufstieg. Es war am besten, sagte sie sich, in gleichmäßigem Schritt zehn Stockwerke zu steigen und dann auszuruhen oder zu

erforschen, was es auf dieser Ebene gab und was von dort von der Stadt zu sehen war. Auf diese Weise würde sie bis zum Abend vielleicht oben ankommen.

Während sie »Michelle« summte, stieg sie Treppe um Treppe hinauf, eine Hand am Eisengeländer, eine Tür nach der anderen aufstoßend. Sie versuchte, eine Art Rhythmus zu finden. Kenneth und Howard waren einmal mit ihr in Maine wandern gewesen, und sie hatte dort gelernt, daß jeder Wanderer einen bestimmten Rhythmus hatte. Folgte man ihm, wurde das Gehen viel einfacher; unterbrach man ihn, um jemand anderem zu folgen, wurde es viel anstrengender.

»Niemand da, dem ich folgen könnte«, sagte sie sich im vierten Stock. Wieder summte sie »Michelle«, doch gelang es ihr nicht, den Rhythmus ihren Schritten anzugleichen, so daß sie sich damit begnügte, einen Marsch zu pfeifen. Im neunten Stock begann sie zu schnaufen. »Noch eine Etage.« Und im zehnten Stock setzte sie sich auf den Boden, den Rücken an der Wand zum Aufzug-Vorraum, und starrte die Türen an. Vielleicht war es keine gute Idee, aber sie war hartnäckig – ihre Mutter hatte immer mit einigem Stolz gesagt, daß sie Ausdauer habe –, und sie wollte nicht nachlassen. »Nichts anderes zu tun«, sagte sie, und ihre Stimme hallte hohl im verlassenen Raum.

Nachdem sie verschnauft hatte, stand sie auf und nahm ihre Traglast auf. Dann ging sie zur nächsten Tür und öffnete sie. Wieder eine Treppe hinauf. Ein weiterer Vorraum, mehr Korridore und Büros. Sie beschloß, eines der Ausruhzimmer zu untersuchen.

»Vielleicht gibt's Wasser«, sagte sie sich. Sie betrat den Vorraum der Toiletten, schaute zwischen Herren- und Damentoilette hin und her und kicherte, ging dann in die Herrentoilette. Sie leuchtete mit der Lampe über Spiegel und Armaturen, gab der Neugier nach und ging durch den

Waschraum zum Pissoir. Sie hatte noch nie die Reihe der weißen Porzellanbecken an der Wand gesehen, hatte sogar vergessen, wie sie genannt wurden. Sie schaute unter die Toilettentüren und bekam einen Schreck. Furcht vermischte sich mit aufkommender perverser Heiterkeit.

In einer der Toiletten lag ein Haufen Kleider. »Den hat es gleich in die Toilette gesaugt«, murmelte sie, richtete sich auf und fuhr mit der Hand über die Augen. »Armer Kerl. Was für ein Ende.« Sie drehte den Warmwasserhahn am Waschbecken. Wasser tröpfelte heraus. Mehr kam, als sie den Kaltwasserhahn aufdrehte, aber es sah nicht vielversprechend aus.

Sie verließ die Toiletten und schlenderte einen Korridor entlang. Hinter einer großen hölzernen Flügeltür mit japanisch klingenden Namen war ein Wartezimmer, samtbezogene Sofas, Glastische und ein großer Schreibtisch nahe der Rückwand. Es gab keine Empfangsdame und auch keine Kleider.

Sie schaute aus dem Fenster des Wartezimmers hinab auf den Platz. Der Beton war jetzt ganz unter einem braunen Überzug verschwunden. »Weiter«, sagte sie sich. Die Himmelsleiter. Stirb oben und sei dem Ziel näher!

»Wie wenn man eine Kehle hinunterkriecht«, sagte John.

»Gott, bist du krankhaft.«

»Es ist aber so, nicht?«

»Tja«, sagte Jerry, grunzte und bückte sich tiefer. »Wir benehmen uns wie Idioten. Warum dieser Hügel, und warum jetzt?«

»Du hast ihn ausgesucht.«

»Und ich weiß selbst nicht, warum. Vielleicht ohne irgendeinen Grund.«

»Ob dieser oder ein anderer, es wird aufs gleiche hinauslaufen.«

Die Tunnelwände veränderten sich, als sie weiter vordrangen. Große fleischige Röhren machten einem feinen, glänzenden Netzwerk Platz, dessen Beschaffenheit an die Innenwände von Gedärmen oder Mägen erinnerte. John richtete den Lichtkegel nach oben und sah, daß jede kleine Höhlung zwischen den Zotten mit winzigen Scheiben und Würfeln und Kugeln angefüllt war, die in ungeordnetem Durcheinander gestapelt waren. Der Boden verengte sich, das schwammige, purpurne Material bildete Rücken, die parallel zum Tunnel verliefen. »Drainage«, sagte Jerry und zeigte hin.

Sie ließen den Lichtkegel hin und her wandern, um an dem Gefühl von Normalität und Sicherheit teilzuhaben, das er ihnen gab. Manchmal leuchteten sie einander in die Gesichter, oder inspizierten ihre Haut oder ihre Kleider, um sicherzugehen, daß nichts an ihnen haftete.

Auf einmal weitete sich der Tunnel und der dichte, süßliche Nebel trieb um sie. »Wir sind weit genug gegangen, um unter

einem anderen Hügel zu sein«, sagte Jerry. Er machte halt und zog seinen Stiefel aus etwas Klebrigem. »Da ist so ein Zeug überall am Boden.«

John leuchtete Jerrys Stiefel an. Eine bräunlichrote zähe Masse haftete an der Sohle. »Scheint nicht tief zu sein«, sagte er.

»Vorläufig noch nicht.« Der Nebel roch schwach nach Dünger, oder wie die See. Lebendig. Er zirkulierte in Schleiern, als würde er von Luftströmen in Bewegung gehalten.

»Wohin jetzt? Wir wollen nicht im Kreis laufen«, sagte Jerry.

»Du bist der Anführer«, sagte John. »Verlang nicht, daß ich die Initiative ergreife.«

»Riecht, als hätte jemand Seetang in einem Süßwarengeschäft abgeladen«, sagte Jerry. »Schnürt einem die Kehle zu.«

»Pilze«, sagte John und richtete den Lichtkegel abwärts. Weiße Kappen von ungefähr zehn Zentimetern Durchmesser waren um ihre Füße und bildeten sich unter ihnen, während sie gingen. Er schwenkte den Lichtkegel höher und sah durch den Nebel vor ihnen vertikale und horizontale Linien.

»Regale«, sagte Jerry. »Regale, auf denen was wächst.«

Die Regale waren kaum dicker als ein halber Zentimeter und wurden in unregelmäßigen Abständen von Wandhaltern getragen, die alle aus einer harten weißen Substanz waren, die im Lichtschein glänzte. Auf den Regalen waren Stapel von einem Material, das wie verbranntes Papier aussah – nasses, verbranntes Papier.

Jerry befühlte einen der Stapel mit dem Zeigefinger und schauderte.

»Ich würde an deiner Stelle nichts anrühren«, sagte John.

»Was heißt, an meiner Stelle? Du bist ich, Bruder. Bis auf unbedeutende Unterschiede.«

»Ich würde trotzdem nichts anfassen!«

»Ja. Wahrscheinlich hast du recht.«

Sie gingen weiter die Regale entlang und kamen zu einer mit Röhren bedeckten Wand. Die Röhren wuchsen aus den Regalen und verzweigten sich zu kleineren Bündeln, die zu den glänzenden braunen Stapeln führten. »Was für Zeug ist das, Plastik oder was?« fragte Jerry und klopfte an eine der Halterungen.

»Sieht nicht wie Plastik aus«, sagte John. »Mehr wie sauberer weißer Knochen.« Sie starrten einander an.

»Hoffentlich nicht«, sagte Jerry und wandte sich weg. Sie gingen durch wogende Nebel zum anderen Ende der Regale und fanden dort eine schwammartige weiße Matriz, die an Bienenwaben aus Gummi gemahnte und mit offenen Blasen übersät war, die bis zum Rand mit purpurfarbenem Sirup gefüllt waren. Einige der Blasen vertropften purpurne Flüssigkeit auf den Boden, wo jeder Tropfen beim Auftreffen zischte und rauchte.

John unterdrückte einen Brechreiz und murmelte, daß sie hinaus müßten.

»Einverstanden«, sagte Jerry und bückte sich, die Blasen genauer anzusehen. »Aber vorher sieh dir dies an!«

Widerwillig bückte sich John, die Hände auf die Knie gestützt und besah die Blase, die sein Bruder ihm zeigte.

»Siehst du all diese kleinen Drähte?« fragte Jerry. »Winzige Perlen, die an Drähten über dem purpurnen Zeug dahinwandern. Rote Perlen. Sieht wie Blut aus, nicht?«

John nickte. Er grub in seiner Jeanstasche und zog ein Schweizer Armeemesser hervor, das er unter den zerrissenen Sitzen des britischen Geländewagens gefunden hatte. Mit den Fingernägeln zog er ein kleines Vergrößerungsglas aus dem Messergriff. »Leuchte darauf!« Als der Lichtschein sein

Objekt voll traf, spähte er durch das Glas und beobachtete die winzigen Drähte mit den roten Tropfen.

Je genauer er hinsah, desto detaillierter wurde das Bild. Es zeigte keine Strukturen, die er identifizieren konnte, aber die purpurne Oberfläche bestand aus Tausenden winziger Pyramiden. Und das weiße Material glich Styropor oder Korken.

Er biß die Zähne zusammen. »Sehr hübsch«, sagte er. Er faßte den Rand der Blase und riß ihn weg. Die Flüssigkeit ergoß sich zu seinen Füßen, und der Nebel verdichtete sich. »Sie sind nicht hier.«

»Warum hast du das getan?« fragte Jerry.

John schlug nach den weichen Bienenwaben und zog die Hand zurück. Sie glänzte von dem purpurnen Zeug. »Weil sie nicht hier sind.«

»Wer?«

»Ruth und Loren. Sie sind einfach fort.«

»Warte...«, ermahnte ihn Jerry aber John holte mit beiden Armen aus und riß das blasige Netzwerk auseinander. Sie konnten einander durch den süßlichen, stickigen Nebel kaum erkennen. Jerry faßte seinen Bruder bei der Schulter und versuchte ihn zurückzureißen. »Hör auf, hör auf, John, verdammt noch mal!«

»Sie haben sie genommen!« brüllte John. Seine Kehle verkrampfte sich, und er hielt sich mit einer Hand den Hals, während er mit der anderen weiterstieß und zerrte und riß. »Sie sind nicht hier drin, Jerry!«

Jerry wollte ihn zurückreißen, aber John setzte sich zur Wehr, und sie kamen zu Fall und wälzten sich in dem klebrigen Zeug, bis es Jerry gelang, die Arme seines Bruders niederzudrücken. Hinter ihnen zeigte der Lichtkegel schräg aufwärts. John schüttelte den Kopf, dann begann er leise und anhaltend zu schluchzen, die Augen zugeedrückt, den Mund breit gedehnt.

Jerry half ihm auf und umarmte seinen Bruder, blickte über seine Schulter hinweg in den wogenden, vom Lichtkegel durchschnittenen Nebel. »Schhh!« machte er immer wieder. Sie waren über und über bedeckt mit dem unangenehm riechenden, klebrigen braunen Schmutz. »Schhh.«

»Ich habe es in mir zurückgehalten«, sagte John, nachdem er tief und bebend Atem geholt hatte. »Jerry, laß mich los! Ich habe es zu lange in mir verschlossen. Laß uns von hier verschwinden! Niemand ist da. Niemand ist hier unten.«

»Ja«, sagte Jerry. »Nicht hier. Vielleicht irgendwo, aber nicht hier.«

»Ich kann sie *fühlen*, Jerry.«

»Ich weiß. Aber nicht hier.«

»Aber wo dann, zum Teufel...«

»Schhh.« Sie lauschten dem leisen Säuseln der Luft, die den Nebel in Wallung brachte. Jerry spürte, wie seine Augen sich in der Dunkelheit so weit wie Katzenaugen öffneten. »Still. Da ist was...«

»Mein Gott.« John machte sich von seinem Bruder los. Sie standen da, triefend vom klebrigen Schlamm und blickten in die Richtung des Lichtkegels. Dort wogte und brodelte der Nebel.

»Es ist ein Jogger«, sagte Jerry, als die Silhouette Gestalt annahm.

»Es ist zu groß«, meinte John.

Das Objekt hatte einen Durchmesser von mindestens drei Metern, war abgeflacht und hatte Fransen, die von seiner Seite herabhingen. Im ungewissen Licht schien es bräunlich zu sein.

»Es hat keine Beine«, wisperte Jerry. »Es schwebt einfach da.«

John trat vor. »Gottverdammte Bestien«, sagte er mit gepreßter Stimme. Er hob die Faust. »Ich werde sie...«

Und es folgte ein Augenblick des Vergessens.

Der Morgen färbte den Osthimmel aquamarinblau. Die Stadt, bedeckt mit braunen und weißlichen Laken, gemahnte an etwas, das eher unter Wasser gehörte, eine niedrige, ebene Strecke Meeresgrund.

Sie standen im Entwässerungsgraben jenseits der Zäune und blickten zur Stadt hin.

»Ich kann mich kaum bewegen«, sagte Jerry.

»Ich mich auch nicht.«

»Ich glaube, es hat uns gestochen.«

»Ich fühlte nichts.«

John bewegte versuchsweise den Arm. »Ich glaube, ich sah sie.«

»Du sahst – wen?«

»Ich bin ziemlich durcheinander, Jerry.«

»Ich auch.«

Die Sonne war schon ein gutes Stück am Himmel emporgestiegen, als sie endlich imstande waren, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Über der Stadt trieben transparente Halbkugeln zwischen den Umrissen der Gebäude und versprühten bisweilen dünne Lichtimpulse. »Erinnert mich an eine Qualle«, bemerkte Jerry, während sie schwankend zur Straße und zum Lastwagen tappten.

»Ich glaube, ich sah Loren und Ruth. Ich bin nicht sicher«, sagte John. Langsam und mit steifen Bewegungen näherten sie sich allmählich dem Lastwagen, kletterten ins Fahrerhaus und schlossen die Türen. »Fahren wir!«

»Wohin?«

»Ich sah sie unten, wo wir waren. Aber sie waren nicht da. Das ergibt keinen Sinn.«

»Nein, ich meine, wohin fahren wir jetzt?«

»Aus der Stadt. Anderswohin.«

»Sie sind überall, John. Sagt das Radio.«

»Verdammte Marsbewohner.«

Jerry seufzte. »Marsbewohner? – Die hätten uns längst umgelegt, John.«

»Scheiß auf sie! Laß uns fahren!«

»Was immer sie sind«, meinte Jerry, »ich bin ziemlich sicher, daß sie von hier sind.« Er deutete mit einem Nicken hinüber zum Lawrence Livermore-Gelände. »Von dort drüben.«

»Fahr los!« sagte John. Jerry startete den Motor, legte den Gang ein und rumpelte die ungeteerte Straße entlang. Sie bogen in die East Avenue ein, wichen an der nächsten Kreuzung mit knapper Not einem verlassenen Wagen aus und schleuderten mit quietschenden Reifen auf die South Vasco Road, um die Fernstraße zu erreichen. »Wieviel Sprit haben wir im Tank?«

»Hab gestern erst aufgetankt. Bevor die Laken die Zapfsäulen einwickeln konnten.«

»Weißt du«, sagte John, bückte sich und hob Putzwolle vom Boden auf, sich die Hände zu wischen, »ich glaube nicht, daß wir klug genug sind, diesen Dingen auf den Grund zu kommen. Wir haben einfach keine Ahnung.«

»Oder keine guten Ideen, vielleicht.« Jerry kniff die Augen zusammen. Einen Kilometer voraus stand jemand am Straßenrand und winkte lebhaft. John folgte der Blickrichtung seines Bruders.

»Wir sind nicht allein«, sagte er.

Jerry verlangsamte. »Eine Frau.« Vierzig oder fünfzig Schritte vor der Stelle, wo sie wartete, hielten sie an. Jerry beugte sich aus dem Fenster der Fahrerseite, um sie genauer ins Auge zu fassen. »Jung ist sie nicht«, sagte er in enttäuschem Ton.

Sie war Anfang oder Mitte fünfzig, mit offenem schwarzen Haar, und sie trug ein pfirsichfarbenes Seidengewand, das bis zu den Knöcheln reichte und hinter ihr flatterte, als sie

näherlief. Die Brüder sahen einander an und schüttelten den Kopf, ungewiß, was sie denken oder tun sollten.

Sie kam zur Beifahrerseite, außer Atem und lachend. »Gott sei gedankt!« sagte sie. »Oder der glücklichen Fügung des Schicksals. Ich dachte schon, ich sei die einzige Überlebende in der ganzen Stadt.«

»Anscheinend nicht«, murmelte Jerry. John öffnete die Tür, und sie kletterte herauf ins Fahrerhaus. Er rückte zur Seite und machte ihr Platz, und sie setzte sich mit einem tiefen Seufzer und lachte wieder. Sie wandte den Kopf und betrachtete die beiden mit einem Ausdruck plötzlich erwachten Mißtrauens. »Sie sind hoffentlich keine Straßenräuber, oder?«

»Glaube ich nicht«, sagte Jerry, den Blick nach vorn auf die Straße gerichtet. »Von wo sind Sie?«

»Aus der Stadt. Mein Haus ist weg, und die ganze Nachbarschaft ist eingewickelt wie ein Weihnachtspaket. Ich dachte, ich sei die einzige Überlebende auf der Welt.«

»Dann haben Sie nicht Radio gehört«, sagte John.

»Nein. Ich mag die elektronischen Sachen nicht. Aber ich weiß auch so, was vorgeht.«

»Was Sie nicht sagen«, sagte Jerry und legte den Gang ein.

»In der Tat. Mein Sohn. Er ist für dies alles verantwortlich. Ich hatte keine Ahnung, welche Form es annehmen würde, aber es gibt keinen Zweifel. Und ich warnte ihn noch!«

Die Zwillinge tauschten wieder einen Blick. Die Frau warf das Haar zurück und zog es im Nacken geschickt durch ein Gummiband.

»Ja, ich weiß«, sagte sie und lachte leise. »Verrückt wie eine Bettwanze, die Alte. Aber wenn Sie mir schon nicht glauben, ich kann Ihnen sagen, wohin wir fahren sollten.«

»Wohin?« fragte Jerry.

»Nach Süden«, sagte sie entschieden. »Dorthin, wo mein Sohn arbeitete.« Sie strich das Gewand über ihren Knien glatt. »Übrigens, mein Name ist Ulam, April Ulam.«

»John«, sagte John, streckte unbeholfen die Rechte aus und ergriff ihre Hand. »Und das ist mein Bruder, Jerry.«

»Ah, ja«, sagte April. »Zwillinge. Leuchtet ein.« Jerry fing an zu lachen. Tränen traten ihm in die Augen, und er wischte sie mit dem schmutzigen Handrücken ab. »Südwärts, meine Dame?« fragte er. »Selbstverständlich.«

Elektronisches Tagebuch von Michael Bernard

*15. Januar: Heute begannen sie, mit mir zu sprechen. Stockend zuerst, dann, im weiteren Tagesverlauf, mit größerer Zuversicht.*

*Wie soll ich die Erfahrung ihrer »Stimmen« beschreiben? Nachdem sie endlich die Blut-Gehirn-Barriere überwunden und die (für sie) enormen Grenzgebiete meines Gehirns erforscht haben, und nachdem sie in den Aktivitäten dieser neuen Welt ein ordnendes Prinzip – nämlich mich – erkannt und begriffen haben, daß die Information aus ihrer fernen Vergangenheit vor Monaten zutreffend war, daß eine makroskopische Welt tatsächlich existiert...*

*Nachdem sie dies alles gelernt haben, müssen sie sich nun mit der Vorstellung vertraut machen, was es ist, Mensch zu sein. Denn erst in diesem Stadium können sie mit diesem Gott in der Maschine kommunizieren. Indem sie während der letzten Tage vielleicht Zehntausende von »Gelehrten« an diesem Projekt arbeiten ließen, haben sie die Aufgabe tatsächlich gelöst und plaudern jetzt mit mir nicht anders als beispielsweise ein australischer Ureinwohner.*

*Ich sitze in meinem Schreibtischsessel, und wenn die verabredete Zeit kommt, sprechen wir. Ein Teil davon ist in englisch (ich denke, daß die Unterhaltung möglicherweise auf einer vorsprachlichen Ebene des Gehirns stattfindet und von meinem eigenen Verstand nachträglich ins Englische übertragen wird), teils visuell, teils in anderen Sinneswahrnehmungen – überwiegend durch den Geschmack, an Sinnesorgan, das ihnen besonders zuzusagen scheint.*

*Ich kann die Größe der Population in mir nicht schätzen. Sie kommen in vielen Kategorien vor: die ursprünglichen Noozyten und ihre Derivate, die unmittelbar nach der Invasion umgewandelt wurden; die Kategorien mobiler Zellen, von denen viele dem Körper offenbar neu sind, neu entworfen und mit neuen Funktionen versehen; die stationären Zellen, vielleicht keine Individuen im geistigen Sinne, da sie keine Mobilität haben und feste, wenn auch komplexe Funktionen erfüllen; die bisher noch unveränderten Zellen (nahezu alle Zellen in meinem Gehirn und Nervensystem fallen in diese Kategorie); und andere, über die ich mir noch nicht im klaren bin.*

*Zusammen mag ihre Zahl über zehn Billionen betragen. Nach grober Schätzung existieren in mir vielleicht zwei Billionen voll entwickelte, intelligente Individuen.*

*Wenn ich diese annähernde Zahl mit der Bevölkerung Nordamerikas multipliziere, die etwa eine halbe Milliarde betragen haben muß, gelange ich zu einer Milliarde Billionen, also in eine Größenordnung von  $10^{20}$ . Das ist die Zahl der intelligenten Lebewesen auf dem amerikanischen Kontinent – wobei selbstverständlich die gesamte vernachlässigbare menschliche Bevölkerung nicht mitgerechnet ist.*

Bernard schob seinen Schreibtischsessel zurück, nachdem er die Eintragung dem Speicher übergeben hatte. Es gab zu viel aufzuzeichnen, zu viele Details; er verzweifelte angesichts der Aufgabe, die Erkenntnisse und Empfindungen den Forschern draußen auseinanderzusetzen. Nach wochenlanger Frustration und klaustrophobischen Anwandlungen, und dann dem Versuch, die chemische Sprache in seinem Blut zu entschlüsseln, gab es plötzlich eine so gewaltige Überfülle von Informationen, daß er sich außerstande sah, sie aufzunehmen. Er brauchte nur zu fragen, und tausend oder eine Million

intelligenter Wesen organisierten sich, seine Frage zu analysieren und ausführlich und schnell zu beantworten.

»Was bin ich euch?« brachte etwa die Antwort:

- **Vater/Mutter/Universum**
- **Welt-Herausforderung**
- **Quelle von allem**
- **Alt, langsam**
- **Berg/Galaxis**

Und er konnte Stunden damit verbringen, die Komplexe sinnlicher Wahrnehmung, welche die Worte begleiteten, nachzuvollziehen; den Geschmack seines eigenen Blutserums, die festen Gewebe seines Körpers, die Freude über eingeschwemmte Nährstoffe, die Notwendigkeit von Reinhaltung und Schutz.

Wenn er in der Stille der Nacht auf seinem Feldbett lag, nur beleuchtet von den Infrarot-Sensoren, von den anderen, an seinem Körper befestigten Meß- und Kontrollgeräten zu schweigen, schwamm er in seine Träume und wieder heraus, und die vorsichtigen, beinahe ehrerbietigen Fragen und Antworten der Noozyten vermischten sich mit seinen Traumbildern. Hin und wieder erwachte er, als sei er von einem geistigen Wachhund aufgerüttelt worden, um zu erfahren, daß neues Territorium sondiert wurde.

Selbst am Tag erfuhr sein Zeitgefühl eine Verzerrung. Die Minuten, die er in Gesprächen mit den Zellen verbrachte, erschienen ihm wie Stunden, und wenn er danach in die Welt der Isolierkammer zurückkehrte, geschah es mit einem verwirrenden Mangel an Überzeugung von ihrer Realität.

Die Besuche von Paulsen-Fuchs und anderen schienen in längeren Abständen zu erfolgen, obwohl sie tatsächlich jeden Tag zur gleichen festgesetzten Zeit stattfanden.

Um drei Uhr nachmittags kam Paulsen-Fuchs mit seinen Zeitungen und Erörterungen der Neuigkeiten, die Bernard

früher am Morgen in den Fernsehnachrichten gehört hatte. Die Nachrichten waren unweigerlich schlecht und wurden noch schlechter. Mit der Bombardierung der Panama-Kanalzone hatte die Sowjetunion ganz Westeuropa in Panik und hilflosen Zorn versetzt. Daraufhin hatte sie sich in ein verdrießliches Schweigen zurückgezogen, das niemanden ermutigen konnte. Bernard dachte über diese Probleme nur flüchtig nach; wichtiger war ihm, welche Fortschritte es in der Beherrschung der intelligenten Zellen gab.

»Keine«, antwortete Paulsen-Fuchs. »Sie kontrollieren offensichtlich das gesamte Immunsystem; abgesehen davon, daß sie eine erhöhte Stoffwechselrate haben, sind sie sehr gründlich getarnt. Wir glauben, daß sie inzwischen alle Antimetaboliten neutralisieren können, bevor diese zu wirken beginnen; sie sind bereits gewarnt vor Inhibitoren wie Aktinomycin. Kurzum, wir können ihnen nicht schaden, ohne Ihnen zu schaden.«

Bernard nickte. Seltsamerweise interessierte ihn das kaum noch.

»Und Sie kommunizieren inzwischen mit ihnen?« fragte Paulsen-Fuchs.

»Ja.«

Paulsen-Fuchs seufzte und wandte sich von dem Panzerglasfenster weg. »Sind Sie noch ein Mensch, Michael?«

»Selbstverständlich«, erwiderte er. Dann aber kam ihm der Gedanke, daß er es nicht war, daß er seit mehr als einem Monat nicht bloß ein Mensch war. »Ich bin immer noch ich, Heinz.«

»Warum mußten wir schnüffeln, um diese Tatsache aufzudecken?«

»Ich würde das nicht so sehen. Ich dachte, meine Eintragungen würden abgefragt und gelesen.«

»Aber Michael, warum haben Sie mir nichts davon gesagt? Es mag albern klingen, aber ich fühle mich verletzt. Ich dachte, ich sei eine Vertrauensperson in Ihrer Welt.«

Bernard schüttelte den Kopf und schmunzelte. »Das sind Sie in der Tat, Heinz. Sie sind mein Gastgeber. Und sobald ich mir darüber im klaren bin, wie ich es sprachlich auszudrücken habe, werde ich Ihnen alles erklären. Der Dialog zwischen den Noozyten und mir beginnt gerade erst. Ich kann nicht ausschließen, daß es noch zahlreiche fundamentale Mißverständnisse gibt.«

Paulsen-Fuchs ging zur Tür des Nebenzimmers. »Sagen Sie mir, wenn Sie bereit sind, es könnte sehr wichtig sein«, sagte er in müdem Tonfall.

»Gewiß.«

Paulsen-Fuchs ging hinaus.

Das war beinahe kalt, dachte Bernard. Ich benahm mich wie ein Außenseiter, der allen mißtraut. Und Heinz ist ein Freund.

Doch was konnte er tun?

Vielleicht näherte seine Menschlichkeit sich ihrem Ende.

Im sechzigsten Stockwerk erkannte Suzy, daß sie an diesem Tag nicht würde höher steigen können. Sie saß im Schreibtischsessel eines Direktors hinter einem riesigen Schreibtisch (sie hatte den grauen Anzug und das feine Seidenhemd und die Alligatorschuhe des Mannes in eine Ecke geworfen) und schaute zum breiten Fenster hinaus auf die einige zweihundert Meter unter ihr liegende Stadt. Die Wände hatten echte Holzvertäfelung und waren mit signierten Drucken von Werken Norman Rockwells in bronzierten Rahmen geschmückt. Sie aß Zwieback mit Marmelade und Erdnußbutter aus ihrem in der Plastiktüte mitgebrachten Vorrat und trank dazu Mineralwasser aus der gut sortierten Bar des Geschäftsmannes.

Ein vor dem Fenster aufgestelltes Messingteleskop bot eine großartige Gelegenheit, ihre heimatliche Nachbarschaft zu beobachten, die inzwischen völlig in die ledrigen braunen Laken eingehüllt war. Auch konnte sie alles beobachten, was sie im Süden und Westen interessierte. Der Fluß um Governors Island sah nicht mehr wie Wasser aus, sondern schlammig und wie gefroren, und eigentümlich verfestigte Wellen breiteten sich kreisförmig aus, um anderen Wellen zu begegnen, die von Ellis Island und Liberty Island ausgingen. Das alles sah mehr wie geharkter Sand denn wie Wasser aus, aber sie wußte, das es nicht zu Sand geworden sein konnte.

»Du mußt sehr reich gewesen sein und eine Menge Geld verdient haben«, sagte sie zu dem grauen Anzug und dem seidenen Hemd und den Schuhen. »Ich meine, es ist hübsch hier, und elegant. Ich würde dir danken, wenn ich könnte.« Sie

trank die Flasche leer und steckte sie in einen hölzernen Papierkorb unter dem Schreibtisch.

Der Schreibtischsessel war so bequem, daß man darin schlafen konnte, aber sie hoffte, ein Bett zu finden. In Fernsehfilmen sah man manchmal reiche Geschäftsleute, die in ihren Büroräumen private Schlafzimmer eingerichtet hatten. Dieses Büro sah sicherlich vornehm genug aus. Aber im Moment war sie zu müde, um nach einem Schlafzimmer zu suchen.

Die Sonne ging über New Jersey nieder, und Suzy massierte sich die strapazierten Beinmuskeln.

Der größte Teil der Stadt, so weit sie sehen konnte, war verhängt mit braunen und schwarzen Decken. Es gab keine bessere Beschreibung. Jemand war gekommen und hatte alle Gebäude in Manhattan bis zum zehnten oder zwanzigsten Stockwerk in Decken gehüllt. Von Zeit zu Zeit sah sie riesige Bahnen des Materials auffliegen und davonsegeln, wie sie es schon in Brooklyn beobachtet hatte, aber anscheinend hatte der Wind nachgelassen, denn es gab jetzt weniger von dieser Aktivität.

»Leb wohl, Sonne«, sagte sie. Der kleine rote Bogen versank hinter dem Horizont, und zum ersten Mal in ihrem Leben sah sie in der letzten Sekunde gebrochenen Lichts ein kurzes Aufleuchten von Grün. Sie hatte in der Schule davon gehört; die Lehrerin hatte gesagt, es sei ein sehr seltenes Phänomen (und hatte sich nicht die Mühe gemacht zu erklären, wodurch es verursacht wurde), und nun lächelte sie voll Freude. Sie hatte es tatsächlich gesehen.

»Ich bin eben privilegiert, das ist es«, sagte sie. Und das brachte sie auf eine Idee. Sie war nicht sicher, ob es einer ihrer unheimlichen Anflüge von Einsicht war, oder ob es sich bloß um einen Tagtraum handelte. Sie wurde beobachtet. Das Braune beobachtete sie, und der Fluß. Die Häuflein der

Kleider. Was aus den Menschen geworden war, beobachtete sie. Es war keine unangenehme Art von Beobachtung, weil Suzy wußte, daß sie ihnen gefiel. Sie würde unverändert bleiben, solange sie weiterhin tat, was sie tat.

»Nun, ich muß mir mein Bett suchen«, sagte sie, stemmte sich aus dem Schreibtischsessel hoch und reckte die Arme. »Hübsches Büro«, sagte sie zu dem grauen Anzug.

Hinter dem Sekretärinnenschreibtisch im Vorzimmer war eine unmarkierte Tür. Sie öffnete sie und fand eine Kammer voll von Akten und Papieren, die auf Regalen gestapelt waren, darunter verschiedene Büromaterialien und einen eigentümlichen kleinen Kasten mit einem glimmenden roten Licht. Etwas versorgte ihn noch mit Elektrizität. Vielleicht war es ein Einbruchsalarm, dachte sie, eine von Batterien gespeiste Anlage. Oder vielleicht war es ein Rauchdetektor. Sie schloß die Tür und ging in die entgegengesetzte Richtung. Um die Ecke vom großen Büro war eine weitere Tür, und sie trug eine Messingplakette mit der Aufschrift PRIVAT. Sie nickte und probierte den Drücker. Die Tür war verschlossen, aber mittlerweile war sie routiniert in der Beschaffung von Schlüsseln. Sie fand einen wahrscheinlichen Kandidaten in der Schreibtischschublade und steckte ihn ins Schloß. Er öffnete die Tür.

Der Raum war dunkel. Sie schaltete die Taschenlampe ein. Der breitgefächerte Lichtkegel wanderte über ein bequem aussehendes Bett, einen Nachttisch, einen Tisch mit einem kleinen Computeranschluß in einer Ecke, und...

Suzy schrie auf. Sie hörte ein dumpfes Geräusch und sah aus den Augenwinkeln, wie ein kleines Ding unter den Schreibtisch und andere Dinger unter das Bett huschten. Sie hob den Lichtkegel. Neben dem Bett erhob sich eine Röhre. Auf ihrem Ende saß ein runder Gegenstand mit vielen flachen, dreieckigen Facetten und Strähnen oder Fransen, die von den

Seiten hingen. Es schwankte und versuchte, dem Lichtschein zu entgehen. Etwas Kleines und Dunkles sauste an ihren Füßen vorbei, und sie sprang zurück und leuchtete auf ihre Schuhe.

Es mochte eine Ratte gewesen sein, aber dafür war es zu groß und nicht richtig geformt, und für eine Katze wiederum zu klein. Es hatte viele große Augen oder glänzende Teile an einem runden Kopf, aber nur drei mit rotem Pelz bedeckte Beine. Es rannte in das große Büro. Hastig schloß Suzy die Tür zum Schlafzimmer und wich zurück, eine Hand vor dem Mund.

Zum Teufel mit dem obersten Stockwerk. Es lag ihr nichts mehr daran.

Der Korridor außerhalb des Vorzimmers war frei. Sie nahm das Transistorradio vom Schreibtisch der Sekretärin, die Wasserflasche und ihren Plastikbeutel mit Lebensmitteln, und machte sich eilig marschbereit, zog den Gürtel durch den Handgriff an der Flasche und hängte den Beutel über die Schulter. »Mein Gott, mein Gott«, flüsterte sie. Dann rannte sie den Korridor entlang, daß die Flasche ihr gegen den Hintern schlug und öffnete die Tür zum Treppenhaus. »Abwärts«, murmelte sie. »Abwärts, abwärts, abwärts!« Sie wollte versuchen, das Gebäude zu verlassen. Wenn es in den oberen Stockwerken solche Dinger gab, hatte sie keine andere Wahl. Ihre Turnschuhe trappelten eilig über die Stufen. Der Plastikbeutel schwang hin und her und platzte plötzlich auf, verstreute Zwieback und Schokoladeriegel und kleine Dosen und Gläser über die Treppe. Die Gläser brachen, und eine ungeöffnete Dose Pflaumenkompott rollte eine Stufe nach der anderen hinab, rollte und plumpste, rollte und plumpste.

Sie fing an, die verstreuten Dinge aufzusammeln, dann lenkte eine undeutlich wahrgenommene Bewegung ihren Blick zur Wand. Mit geweiteten Augen sah sie weißliche Fäden über

eine Tür hinkriechen, während ein dunkelbraunes Laken mühsam die Seitenwand erklomm.

»Nein!« schrie sie. »Verdammt, nein! Laßt mich in Ruhe, laßt mich hinuntergehen!« Sie warf den Kopf zurück und schlug auf das Treppengeländer, bis ihre Fäuste sie schmerzten. Tränen stiegen ihr in die Augen. »Laßt mich in Ruhe!« Aber die Laken rückten vor.

Wieder hinauf. Ganz gleich, was weiter oben war, sie mußte hinauf. Sie konnte das Zeug mit einem Besenstiel abwehren, aber sie konnte nicht hindurchwaten – das wäre zuviel, und sie würde wirklich den Verstand verlieren.

Sie sammelte von ihren Lebensmitteln auf, was sie konnte und stopfte es in die Taschen. Oben im Restaurant mußte es Lebensmittel geben.

»Ich werde nicht darüber nachdenken«, sagte sie sich wieder und wieder, nicht in bezug auf das Essen, das ihr jetzt nur wenig Sorge bereitete. Sie wollte nicht darüber nachdenken, was sie anfangen würde, nachdem sie es bis zum obersten Stockwerk geschafft hätte.

Das lederige braune Deckenmaterial war offensichtlich bestrebt, die ganze Stadt zu überziehen, bis hin zu den oberen Geschossen des World Trade Centers.

Und das würde für Suzy McKenzie sehr wenig Raum übrig lassen.

April Ulam beschirmte die Augen, um in den Sonnenaufgang zu sehen. Die Windmühlen von Tracy standen in dünnen Silhouetten vor dem gelb verfärbten Himmel. Die Propeller drehten sich im Wind und versorgten die verlassene Tankstelle, wo die Zwillinge den Lastwagen aufgetankt hatten, mit Strom. Sie blickte zu John und nickte wie in stummer Übereinstimmung: ja, wahrhaftig. Ein weiterer Tag. Dann ging sie zurück in den kleinen Lebensmittelladen, Jerrys Suche nach Proviant zu überwachen.

Sie war viel zäher, als sie aussah, dachte John. Verrückt oder nicht, sie hatte die Brüder in ihren Bann geschlagen. Sie hatten die Nacht erschöpft in der Tankstelle verbracht, nachdem sie von Livermore weniger als dreißig Kilometer gefahren waren. Sie hatten sich schließlich für die Route durch das zentralkalifornische Tal entschieden. April hatte es vorgeschlagen; sie dachte, es sei am besten, die einst dicht bevölkerten Gegenden zu meiden. »Nach allem zu urteilen, was in Livermore geschah«, hatte sie gesagt, »kann es nicht in unserem Interesse liegen, in San Jose oder sonstwo steckenzubleiben.«

Die Richtung, die sie genommen hatten, würde sie freilich unausweichlich nach Los Angeles führen und zwingen, die Stadt zu durchfahren oder einen Weg außen herum zu finden, aber John hatte das nicht erwähnt.

Wenigstens gab sie ihnen eine Richtung. Es hatte keinen Sinn zu kritisieren, denn ohne sie würden sie noch immer in Livermore sein und so oder so verrückt werden – wahrscheinlich auf gewalttätige Art und Weise. John ging um

den Lastwagen herum, die Hände in den Taschen und blickte zu Boden.

Sie würden alle sterben.

Ihm war es gleich. Am vergangenen Abend war er sehr, sehr müde geworden – müde in einer Weise, die Schlaf nicht heilen konnte. Er merkte, daß Jerry genauso zumute war. Sollte die verrückte Frau sie nur an der Nase herumführen. Wen kümmerte es?

Los Angeles mochte interessant sein. Er bezweifelte, daß sie jemals bis La Jolla kommen würden.

Jerry und April kamen mit Einkaufstüten in beiden Armen aus dem Laden. Sie lehnten die Tüten auf der Ladefläche gegen die Wand, und Jerry zog eine abgenutzte Landkarte aus dem Handschuhfach des Lastwagens.

»Auf der 580 südwärts bis zur Bundesstraße 5«, sagte er. John kletterte hinter das Lenkrad, und sie rumpelten weiter die Straße entlang.

Die Fernstraße war größtenteils frei von Fahrzeugen. Aber in weiten Abständen passierten sie verlassene oder zumindest leere Lastwagen, Personenwagen und sogar einen Bus der Luftwaffe am Straßenrand. Sie hielten nicht an, um Nachforschungen anzustellen.

Die Straßendecke war trocken und sauber, und sie kamen schnell voran. Die Hügel um die Wasserspeicher von San Luis und Los Baños hätten grün von den Winterregen sein sollen, waren aber von einem matten Grau, als hätten sie vor Aufbringung einer neuen Farbe eine Grundierung erhalten. Die Wasserspeicher selbst waren tiefgrün und still wie Glas. Nirgendwo waren Vögel oder Insekten sichtbar. April betrachtete all dies mit schicksalergebenem Stolz; mein Sohn hat das zuwege gebracht, schien sie zu denken, und obschon sie die Stirn runzelte, als sie an den Stauseen vorbeifuhren,

schien sie im großen und ganzen nicht zu mißbilligen, was sie sah.

Jerry war von ihr zugleich gefesselt und eingeschüchtert, und so mochte er nichts sagen. John spürte jedoch sein Unbehagen.

Die Felder zu beiden Seiten der Bundesstraße 5 waren bedeckt mit moosigen braunen Laken, die wie Plastikfolie in der Sonne glänzten. »All die Bäume und Feldfrüchte«, sagte April kopfschüttelnd. »Was mag mit der Ernte geschehen sein?«

»Ich weiß es nicht, Madam«, sagte Jerry. »Ich besprühe die Felder bloß, ich bestelle sie nicht.«

»Nicht bloß die Menschen. Es hat alles überwältigt.« Sie lächelte sinnend. »Der arme Vergil. Hatte keine Ahnung.«

Bei einem Rasthaus neben der Straße machten sie Pause. Die Türen standen offen, und hinter der Kasse und im angeschlossenen Laden lagen ein paar Haufen Kleider, aber das Gebäude war offenbar ungestört und unverändert. Als sie nebeneinander im Pissoir standen, sagte John zu seinen Bruder: »Ich glaube ihr.«

»Warum?«

»Weil sie so sicher ist.«

»Soll das ein Grund sein?«

»Und sie lügt nicht.«

»Das vielleicht nicht, aber sie hat einen Dachschaten.«

»Glaube ich nicht.«

Jerry zog den Reißverschluß hoch und sagte: »Sie ist eine Hexe, John.«

John mochte nicht widersprechen.

Das gleichförmige, braun überzogene Farmland wechselte allmählich Farbe und Charakter, als sie sich der Abzweigung Lost Hills näherten. Mehr nackte Erde erschien, staubig und leblos aussehend. In der Ferne trieb der Wind Staubwolken über das Land, als ob unsichtbare Dienstmädchen nach einer

ausgelassenen Feier mit Ausfegen beschäftigt wären. »Was ist bloß aus der, Ernte geworden?« wunderte sich April.

Jerry schüttelte den Kopf. Er wußte es nicht und wollte es nicht wissen.

John blinzelte in den staubigen Dunst voraus und trat auf die Bremse, schaltete gleichzeitig herunter. Dann trat er mit aller Macht auf das Bremspedal, und der Lastwagen brach mit quietschenden Reifen aus. Jerry fluchte, und April klammerte sich grimmig an den Fensterrahmen.

Der Lastwagen kam um hundertachtzig Grad gedreht am Straßenrand zum Stillstand. John wendete und schaltete den Leerlauf ein.

Sie starrten. Worte waren überflüssig – und auch nicht möglich.

Ein Hügel überquerte die Fernstraße. Langsam und schwerfällig, vielleicht dreißig Meter hoch, schob sich die glänzend braune und grau grundierte Masse kaum zweihundert Meter voraus durch die Staubfahnen.

»Wie viele von denen mag es geben?« fragte April schließlich.

»Wer kann das sagen?« antwortete John.

»Muß einer von den Lost Hills sein, die angezeigt waren«, sagte Jerry ohne eine Andeutung von Leichtsinn.

»Vielleicht ist das eine Erklärung für das Verschwinden der Ernte«, spekulierte April. Den Brüdern lag nichts daran, die Frage zu diskutieren. John wartete, bis der Hügel die Straße freigab, was eine halbe Stunde dauerte, und als er sich in westlicher Richtung weiter über die Felder schob, startete John den Motor und legte den ersten Gang ein. Im Schrittempo holperten sie über den zerwühlten Asphalt. Es roch nach zerquetschten Pflanzen und Staub.

»Marsbewohner«, sagte John. Das war sein letzter Protest gegen Aprils Behauptung zu wissen, was tatsächlich geschehen

sei. Danach sagte er sehr wenig, bis die Steigung begann, vorüber an den unveränderten Bäumen und Gebäuden von Fort Tejon und den undeutlichen Umrissen der kleinen Ortschaft Gorman. Als sie sich der Paßhöhe näherten, warf er Jerry einen Seitenblick zu und sagte: »Voraus die Stadt der Engel.«

Es war fünf Uhr nachmittags, früher Abend, und es wurde bereits dunkel.

Die Luft über Los Angeles war purpurrot wie gut abgehangenes rohes Fleisch.

Zur Mittagszeit wurde Bernards Essen durch die kleine Luke geschickt – eine Schale mit Obst und Brötchen mit Roastbeef mit einem Glas Mineralwasser. Er aß langsam und nachdenklich, und von Zeit zu Zeit ging sein Blick zum Bildschirm. Der Datenanschluß zeigte die letzten Ergebnisse der Analyse einiger seiner Serumproteine.

Die Zahlen auf dem Bildschirm waren pfefferminzgrün. Unter ihnen nahmen rote Linien Gestalt an, die sich zusammenrollten, als neue Zahlenserien hinzugefügt wurden.

**Bernard, was ist das?**

- Keine Bange, antwortete er auf die innere Frage. Wenn ich nicht arbeiten kann, funktioniere ich schlecht.

Die Kommunikationsebene hatte sich in den letzten Tagen enorm vervollkommnet.

**Du analysierst etwas, was mit unserer Kommunikation in Zusammenhang steht. Dazu gibt es keine Notwendigkeit. Du kommunizierst bereits durch die richtigen Kanäle, durch uns.**

- Ja, richtig. Aber werdet ihr mir alles sagen, was ich wissen muß?

**Wir sagen dir, was zu sagen wir beauftragt sind.**

- Ihr habt mich enträtselt, also erlaubt mir, euch zu enträtseln. Ich muß fühlen, daß ich nicht machtlos bin, daß ich etwas Nützliches tue.

**Mit großer Schwierigkeit haben wir versucht, deine Situation zu verstehen, Sie VORZUSTELLEN. Du bist in einem geschlossenen RAUM. Dieser RAUM ist von »Konzentration«, die du als klein betrachtest.**

- Aber ausreichend, da ich jetzt euch habe, mit denen ich plaudern kann.

**Du bist festgehalten. Du kannst die Grenzen des eingeschlossenen RAUMS nicht durchdringen. Ist diese Beschränkung Folge deiner Entscheidung?**

- Ich werde nicht bestraft, wenn es das ist, was euch Sorgen macht.

**Wir können BESTRAFT nicht »codieren«. Du bist gesund. Deine Körperfunktionen sind in Ordnung. Deine EMOTION ist nicht extrem.**

- Warum sollte ich aufgeregt sein? Ich habe verloren. Alles ist vorbei bis auf die... ähem... Verschlüsselung.

**Wir WÜNSCHTEN, du wärst dir der Physiologie deines Gehirns mehr bewußt. Wir könnten dir viel mehr über deinen Zustand sagen. Wie die Dinge liegen, haben wir extreme Schwierigkeiten, WORTE zu finden, um die Örtlichkeit unserer Arbeitsgruppen zu beschreiben. Aber um zu der vorherigen Frage zurückzukehren: Warum WÜNSCHST du andere Formen der Kommunikation zu verarbeiten?**

- Ich blockiere meine Gedanken nicht, oder? (Tue ich es?)  
Ihr solltet von selbst imstande sein, festzustellen, was ich tue.  
(Wie könnte ich euch meine Gedanken verbergen?)

**Du erkennst unsere Unzulänglichkeit. Du bist uns so neu. Wir betrachten dich mit...**

- Ja?

**Diejenigen, die beauftragt worden sind, diesen Zustand nachzubilden als \*\*\*\*\* Dies ist unklar.**

- Scheint mir auch so.

**Wir betrachten dich, als ob du einer leichten Form von »Doppelbewußtsein« fähig wärst. Tadel für minimale Leistung zugewiesener Verarbeitung.**

- Ihr betrachtet mich als *was*?

**Wir betrachten dich als »oberste Befehlsgruppe«.**

- Was ist das? Und das bringt mich auf eine ganze Menge von Fragen, die ich stellen möchte.

**Wir sind autorisiert, diese Fragen zu beantworten.**

(Mein Gott! Sie wußten den Inhalt der Fragen, noch ehe sie in seinem Verstand Gestalt angenommen hatten.)

- Ich möchte gern zu einem Individuum sprechen.

**INDIVIDUUM?**

- Nicht bloß zur Gruppe oder Forschungsabteilung. Zu einem von euch, der allein handelt.

**Wir haben INDIVIDUUM in deinen Begriffen studiert.**

**Wir passen nicht zu dem Wort.**

- Es gibt keine Individuen?

**Nicht genau. Information wird zwischen Anhäufungen von \*\*\*\*\* geteilt**

- Nicht klar.

**Vielleicht ist dies, was du mit INDIVIDUUM meinst. Nicht das gleiche wie eine einzelne Mentalität. Dir ist bewußt, daß Zellen sich zu grundlegender Strukturierung zusammenschließen; jeder Zusammenschluß ist das kleinste INDIVIDUUM. Diese Zusammenschlüsse trennen sich selten für längere Zeit in einzelne Zellen. Information wird zwischen Zusammenschlüssen, die gemeinsam an zugewiesenen Aufgaben arbeiten, ausgetauscht, einschließlich Unterweisung und Erinnerung. Mentalität wird auf diese Weise zwischen Gruppen geteilt, die eine Funktion ausführen. Wichtige Erinnerung kann durch alle Zusammenschlüsse verbreitet werden. Was du als INDIVIDUUM denkst, mag durch die »Totalität« verbreitet werden.**

- Aber ihr seid nicht alle von einer Mentalität, einem kollektiven Bewußtsein.

**Nein, soweit wir diese Begriffe analysieren können.**

- Ihr könnt miteinander streiten?

**Es kann Differenzen in der Zugangsweise geben, ja.**

- Was also ist eine Befehlsgruppe?

**Eine Schlüsselgruppe entlang wichtiger »Verkehrsverbindungen« wie Adern, um die Wirkung wandernder Gruppen, Dienerzellen und für Spezialzwecke geschaffene Designerzellen zu überwachen. Du bist wie die mächtigste der Kommandogruppen, und doch bist du EINGESCHLOSSEN und hast noch nicht entschieden, deine Macht zur »Lysis« zu gebrauchen. Warum übst du nicht Herrschaft aus?**

Die Augen geschlossen, dachte er lange über diese Frage nach – vielleicht eine Sekunde oder mehr –, und antwortete:

- Ihr macht Bekanntschaft mit dem Geheimnis.

**Versuchst du durch diese Forschungen unsere Kommunikation herauszufordern?**

- Nein.

**Hier liegt eine »Trennung« vor.**

- Ich werde jetzt müde. Bitte laßt mich für eine Weile allein.

**Verstanden.**

Er rieb sich die Augen und nahm ein Stück Obst aus der Schale. Plötzlich fühlte er sich erschöpft.

»Michael?«

Paulsen-Fuchs stand im Nebenraum. »Hallo, Heinz«, sagte Bernard. »Ich habe gerade eben das unheimlichste Gespräch geführt, das Sie sich denken können.«

»Ja?«

»Ich glaube, sie behandeln mich wie eine Art Gottheit.«

»Ach du liebe Zeit«, sagte Paulsen-Fuchs.

»Und wahrscheinlich bleiben mir nur noch ein paar Wochen.«

»Das sagten Sie schon bei Ihrer Ankunft – nur sprachen Sie damals von einer Woche.«

»Ich kann die Veränderungen jetzt spüren. Es geht langsam voran, aber es wird doch dazu kommen.«

Sie starrten einander durch das Dreischichtenglas an. Paulsen-Fuchs setzte mehrere Male zum Sprechen an, brachte aber nichts hervor. Dann hob er hilflos die Hände und ließ sie fallen.

»Ja«, sagte Bernard seufzend.

*Nordamerika, Satellitenübertragung vom Höhenfernaufklärer RB-IH; Sprecher Lloyd Upton, Korrespondent der EBN*

Ja, fertig – alle Leitungen entwirrt und angeschlossen – wir alle sind hier ein wenig nervös, machen Sie sich nichts aus dem Zähneklappern. Aufnahme jetzt? Und die Direktleitung... ja, Arnold? 1,2,3, Lloyd Upton hier, ja, das ist richtig... In Ordnung. Colin, diese Flasche. Wird der orangefarbene Anzug das Videobild nicht stören? Mich stört er. Fangen wir an!

Hallo, ich bin Lloyd Upton vom britischen Zweig des Sendernetzes Europäischer Rundfunkanstalten. Ich befinde mich jetzt zwanzigtausend Meter über dem Herzland der Vereinigten Staaten von Amerika, im Nachrichtenraum eines als Höhenfernaufklärer umgebauten B1-Kampfflugzeugs, des RB-IH. Mit mir sind Korrespondenten von vier großen kontinentalen Sendergruppen, von internationalen Nachrichtenagenturen und der BBC. Wir sind die ersten zivilen Berichtersteller, die seit dem Ausbruch der schrecklichsten Seuche in der Menschheitsgeschichte die Vereinigten Staaten überfliegen. In unserer Begleitung befinden sich zwei namhafte Wissenschaftler, die wir auf der Rückkehr von unserem Aufklärungsflug, auf dem bisher eine Durchschnittsgeschwindigkeit von Mach 2 erreicht wurde, eingehend zu den beobachteten Erscheinungen befragen werden.

In nur acht Wochen, zwei kurzen Monaten, hat der gesamte nordamerikanische Kontinent eine kaum zu beschreibende Umwandlung erfahren. Alle vertrauten Landmarken – ganze Städte – sind unter der Landschaft eines biologischen

Alptrausms verschwunden oder umgewandelt worden. Unsere Maschine folgte einem Zickzackkurs von New York nach Atlantic City, dann hinüber nach Washington, durch Virginia, Kentucky und Ohio, und bald werden wir auf eine Höhe von eintausend Metern heruntergehen und Chikago, Illinois und die Großen Seen überfliegen. Dort werden wir umkehren und die Ostküste südwärts nach Florida fliegen, von dort über den Golf von Mexiko, wo wir von einem auf dem Marinestützpunkt Guantanamo, auf Kuba, der wie durch ein Wunder den Auswirkungen der Seuche entgangen ist, stationierten Tankflugzeug Treibstoff übernehmen werden.

Wir können den Kummer vieler in England, Europa und Asien wie in anderen Teilen der Welt gestrandeten Amerikaner verstehen. Ich fürchte sehr, daß wir ihnen mit diesem historischem Überflug keine Tröstung bringen können. Was wir gesehen haben, kann keinen Menschen erfreuen. Gleichwohl haben wir nicht Verlassenheit beobachtet, sondern vielmehr eine unheimliche und – wenn ich hier ein ästhetisches Urteil abgeben darf – wundersame Landschaft, gestaltet von einer völlig neuen Lebensform, deren Ursprünge in geheimnisvolles Dunkel gehüllt sind. Spekulationen, daß die Seuche in einem biogenetischen Laboratorium bei San Diego, Kalifornien, entstand, sind von amtlicher Seite weder bestätigt noch dementiert worden, und uns war es bisher nicht möglich, eine potentielle Schlüsselfigur in dem Drama zu interviewen, den berühmten Neurochirurgen Dr. Michael Bernard, der gegenwärtig bei Wiesbaden in Quarantäne gehalten wird.

Während dieses Fluges senden wir Videoaufzeichnungen und Einzelaufnahmen unserer Reihenbildkameras. Einige Bildfolgen werden direkt übertragen, andere ausgewertet und geschnitten, um dieser historischen Lifesendung zu einem späteren Zeitpunkt zu folgen.

Wie kann ich die Landschaft unter uns bildhaft beschreiben? Ein neues Vokabular, eine neue Sprache mag dazu notwendig sein. Strukturen und Formen, die Biologen und Geologen bislang unbekannt waren, haben die Städte und ihre Vororte abgelöst und sogar die unbewohnten Gebiete Nordamerikas umgewandelt. Während die Wälder ihr Aussehen weitgehend behalten haben, sind weite landwirtschaftliche Flächen zu grüngrauen Dickichten geworden. Durch Teleobjektive haben wir da und dort Bewegung in diesen Komplexen beobachtet, elefantengroße Objekte, die sich auf unbekannte Weise fortbewegen. Wir haben gesehen, wie Flüsse in eine Art kontrollierter Strömung überführt wurden und Strömungsmuster zeigen, die dem Fluß natürlicher Wasserwege unähnlich sind. An der Atlantikküste, vor allem aber in der Nachbarschaft von Städten wie New York und Atlantic City, ist der Ozean selbst über eine Entfernung von zehn bis zwanzig Kilometern bedeckt mit einer anscheinend lebenden Schicht glänzender, glasig-grüner Materie.

Was die Städte selbst betrifft, so konnten wir kein Zeichen vertrauten Lebens feststellen, auch keine Zeichen überlebender Menschen. Das Stadtgebiet von New York ist heute ein fremdartiges Gewirr teils organisch anmutender, teils geometrischer Formen, eine Stadt, die offensichtlich niedrigergerissen worden ist und nun nach den Bedürfnissen der Seuche umgestaltet wird – wenn eine Seuche Ziele und Bedürfnisse haben kann. Tatsächlich bestätigt alles, was wir gesehen haben, die volkstümlichen Gerüchte, nach denen Nordamerika der Invasion einer Form intelligenter biologischen Lebens erlegen ist – das heißt, intelligenter Mikroorganismen, die zusammenarbeiten, mutieren, sich anpassen und ihre Umwelt verändern. New Jersey und Connecticut zeigen ähnliche biologische Formationen, die wir Journalisten »Megaplexe« zu nennen uns angewöhnt haben, da

uns ein passenderer Ausdruck fehlt. Wir überlassen die weitere Verfeinerung der Nomenklatur den Wissenschaftlern.

Wir gehen jetzt tiefer. Die Stadt Chicago liegt im Bundesstaat Illinois am Südwestende des Michigansees, eines riesigen Süßwasserreservoirs. Wir befinden uns gegenwärtig einhundert Kilometer von Chicago entfernt und überfliegen den Michigansee in südwestlicher Richtung. Schwenken wir die Kamera, um zu zeigen, was wir, die Korrespondenten, Wissenschaftler und Besatzungsmitglieder an Bord dieser Maschine, mit eigenen Augen sehen. Dieser besondere Bildschirm, der sich durch hohes Auflösungsvermögen auszeichnet, zeigt die Oberfläche des Michigansees absolut glatt, ähnlich der Oberfläche des Ozeans im Umkreis der großen Hafenstädte. Das Gitternetz ist vermutlich für kartographische Zwecke. Verzeihen Sie, daß ich meinen Finger ins Bild bringe, aber ich möchte diese eigentümlichen Merkmale zeigen, die wir schon in den Wassern des Hudson gesehen haben, diese charakteristischen, sehr lebhaft erscheinenden gelbgrünen Kreise oder Atolle, von denen äußerst komplexe Linien wie die Speichen eines Rades ausstrahlen. Eine Erklärung für diese Formationen ist nicht bekannt, obwohl Satellitenaufnahmen bisweilen gezeigt haben, daß Ausläufer der Speichen sich rasch zum Ufer hin verlängerten, um dort Verbindung mit topographischen Veränderungen aufzunehmen, die auf dem Festland stattfanden.

Wie bitte? Ja, ich verstehe. Wir sind... ah... soeben unterrichtet worden, daß einige dieser Phänomene vorläufig der Geheimhaltung unterliegen.

Wir haben den Kurs geändert und gehen in einem weiten Bogen über Waukegan, Illinois nieder. Illinois ist bekannt für das Fehlen von Bodenerhebungen und für seine Automobile, da Detroit in... nein, Detroit ist oder war in Michigan. Ja.

Illinois ist bekannt für seine flache Topographie, und Chicago trug den Beinamen Windy City, wegen der Winde, die oft vom Michigansee hereinblasen. Wie wir sehen können, ist die Topographie jetzt zu Strukturen verändert worden, die an Farmgebiete erinnern, doch sind die Unterteilungen nicht rechteckig oder gitterförmig, sondern oval oder kreisförmig, wobei kleinere Kreise die Räume zwischen den größeren ausfüllen. Im Mittelpunkt eines jeden Kreises liegt ein Hügel, eine Erhebung, die an die Zentralkegel von Mondkratern erinnert. Diese Kegel – ja, ich sehe, daß sie tatsächlich kegelförmige Pyramiden mit konzentrischen Ringen oder Stufen sind, haben wahrscheinlich eine Funktion, die uns jedoch nicht bekannt ist. Die Spitzen dieser Kegel sind orangefarben, etwa wie der Fluganzug, den ich trage. Leuchtfarbenorange, sehr auffallend.

Wir haben beträchtlich verlangsamt. Die Tragflächen sind weiter ausgefahren worden, und in diesem Augenblick überfliegen wir in vergleichsweise niedriger Höhe und Geschwindigkeit die Stadt Evanston nördlich von Chicago. Kein Zeichen menschlichen Lebens, so weit das Auge reicht. Wir sind alle... äh... ein wenig nervös, glaube ich, selbst die aus Luftwaffenoffizieren bestehende Mannschaft, denn sollte etwas schief gehen, würden wir inmitten dieses... Nein, daran wollen wir nicht denken. Wir gehen tiefer und verlangsamen weiter.

Wir haben beschlossen, Chicago zu überfliegen, weil Aufnahmen von Satelliten und Höhenaufklärern eine Konzentration biologischer Aktivität um diese einstige Millionenstadt zeigen. Wie Chicago einmal das wirtschaftliche Zentrum des amerikanischen Herzlandes war, so dient es allem Anschein nach jetzt als eine Art Brennpunkt, eine Schaltstelle vielleicht, für die Aktivitäten überall im Land, von Kanada bis Mexiko. Deutlich sind in den Aufnahmen Strukturen wie

Erdölleitungen zu erkennen, die aus allen Richtungen in Chicago zusammenfließen. In einigen Gegenden öffnen sich diese Strukturen zu breiten Kanälen, und gerade jetzt überfliegen wir einen und können das rasche Dahinströmen einer breiig aussehenden grünen Flüssigkeit beobachten... Ja, dort. Können wir vielleicht...? Nun, später in der Sendung. Der Kanal muß annähernd einen halben Kilometer breit gewesen sein. Erstaunlich. Furchterregend.

Gerüchten zufolge, die auf Kreise des militärischen Geheimdienstes in Wiesbaden, London und Schottland zurückgehen sollen, befindet sich ein weiteres und sehr andersartiges Zentrum biologischer Aktivität an der Westküste der Vereinigten Staaten. Einzelheiten sind nicht zugänglich, doch scheint Chicago mit Südwestkalifornien die Auszeichnung zu teilen, ein Hauptpunkt des Interesses für Forscher und Entdecker zu sein. Wir werden jedoch nicht zur Westküste fliegen; unsere Maschine verfügt nicht über die erforderliche Reichweite ohne aufzutanken, und so weit im Westen des Kontinents gibt es keine Auftankmöglichkeiten.

Die Maschine kreist nun über dem nördlichen Stadtgebiet Chicagos und beschleunigt wieder etwas. Unter uns liegt der Vorort Oak Park, doch läßt sich nicht eine einzige Straße nach dem uns vorliegenden Stadtplan identifizieren. Und nun befinden wir uns über Chicago selbst, wenn ich die Entfernungen richtig einschätze, und wir kommen wieder hinaus über den See; ja, da ist der Hafen von Montrose, die Uferstraße und der Lincoln Park, erkennbar durch die Umrisse des Seeufers. Wieder ein weiter Kreis, diesmal über dem Gebiet, wo das Museum für Wissenschaft und Industrie stand – wir alle können nur raten. Und jetzt sehe ich Wasserwege, vielleicht die ursprünglichen Verzweigungen des Schiffskanals, und wir sind jetzt auf ungefähr eintausend Meter Höhe heruntergegangen, eine sehr gefährliche Höhe, denn wir

haben keine Ahnung, wie hoch diese biologischen Mikroorganismen sich ausbreiten können. Keiner von uns ist frei von Befürchtungen. Wir überfliegen jetzt... ja...

Großer Gott! Verzeihen Sie. Das müssen die Schlachthöfe gewesen sein. Wir haben sie eben kaum gesehen, denn der Pilot hat die Maschine steil hochgezogen, und wir nehmen jetzt Kurs nach Süden. Was wir gesehen haben...

Verzeihen Sie.

Ich muß erst meine Fassung wiedergewinnen, denn ich habe in all den Stunden, die wir über dem Alptraumland zugebracht haben, nichts dergleichen gesehen. Das Teleobjektiv zeigte uns genau Einzelheiten der Gegend, wo einst die berühmten Schlachthöfe und Viehpferche von Chikago gewesen sein müssen. Wenn wir die enorme Menge lebender Tiere in Betracht ziehen – Schweine, Schafe, Rinder – die in diesem Bereich konzentriert waren, sollten wir vielleicht nicht überrascht oder erschreckt sein. Die größten mir bekannten Lebewesen sind bisher Wale gewesen, aber was wir hier gesehen haben, übertraf selbst den größten Wal um... ich weiß nicht genau wieviel. Riesengroße bräunliche und weißliche Eier, können sie in der Luft geschwebt sein? Vielleicht ruhten sie am Boden. Größer als Dinosaurier, doch ohne erkennbare Beine, Köpfe, Schwänze. Doch auch nicht ohne Merkmale, Verlängerungen und Erweiterungen, und sie waren umgeben und wurden vielleicht gepflegt von Polyedern, das heißt, Ikosaedern oder Dodekaedern – mit insektenähnlichen Beinen, gerade und ohne Gelenke, Beinen, die zwei oder drei Meter dick sein mußten. Eine von den eiförmigen Kreaturen, oder was immer sie waren, hätte sicherlich ein Fußballfeld ausgefüllt.

Ja, ja – wir sind informiert worden... wir sind gerade informiert worden, daß es fliegende Lebensformen gibt, und daß wir mit knapper Not der Kollision mit einigen von ihnen

entgangen sind, die gigantischen Rochen, Gleitflüglern oder Segeln ähnelten, auch braun und weißlich. Sie flogen in einer Reihe nach Südwesten, als hätten sie sich zu einem Geschwader oder einem Schwarm formiert. Entschuldigen Sie. Entschuldigen Sie...

Ton und Bild aus! Ton und Bild aus, verdammt noch mal!

(Pause von fünf Minuten.)

Wir sind wieder da, und ich bitte, die Verzögerung zu entschuldigen. Ich bin auch nur ein Mensch und... nun, bisweilen in Gefahr, von Gemütsbewegungen überwältigt zu werden. Ich hoffe, Sie werden dies verstehen. Und lassen Sie mich an dieser Stelle sagen, daß ich die Ruhe und das Können unserer Offiziere und Besatzungsmitglieder bewundere, die sich durch nichts aus der Fassung bringen lassen. Wir haben soeben Danville in Illinois überflogen und werden in Kürze Indianapolis erreichen. Wir haben Veränderungen im Charakter der Landschaft – oder vielleicht sollte ich sagen, der Biostrukturen – gesehen, Veränderungen in Farbe und Form, doch ist uns eine Interpretation dessen, was wir unter uns vorbeiziehen sehen, schlechterdings unmöglich. Es ist, als überflögen wir eine völlig neue, fremde Welt, und unsere beiden Wissenschaftler sind viel zu sehr mit Ablesungen und Tonbanddiktaten ihrer Beobachtungen beschäftigt, als daß sie uns Journalisten Theorien oder Hypothesen, die sie möglicherweise entwickelt haben, mitteilen könnten.

Jetzt liegt Indianapolis unter uns, genauso geheimnisvoll, unbegreiflich, fremdartig und... ja... schön wie die anderen Megaplexe. Einige der Strukturen hier scheinen annähernd so hoch zu sein wie die Gebäude, die sie ersetzen, vielleicht einhundert oder zweihundert Meter hoch, und jetzt werfen sie im späten Tageslicht lange Schatten. Bald wird sich der Zeitablauf für uns beschleunigen, wenn wir auf Ostkurs gehen, und die Sonne wird untergehen. Die Atmosphäre ist

bemerkenswert klar – keine Industrie, keine Automobile –, doch wer kann sagen, welche Art von Umweltverschmutzung eine lebende Landschaft verursachen mag, die nicht durch Photosynthese Sauerstoff erzeugt und so lufterneuernd wirkt? Was an Verseuchung vor sich geht, scheint jedenfalls nicht in die Atmosphäre abgegeben zu werden.

Ja, das wird von unseren Wissenschaftlern bestätigt. Als wir in geringer Höhe Chicago überflogen, zeigten die Meßergebnisse praktisch reine Luft an, frei von Rauch und Abgasen, und diese Reinheit der Luft zeigt sich auch in den klaren Farben des Horizonts. Die Luft ist zudem feucht und für die Jahreszeit ungewöhnlich warm. Vielleicht wird es in Nordamerika dieses Jahr keinen Winter geben, denn inzwischen müßten Chicago und die anderen überflogenen Städte bereits unter dünnen Schneedecken liegen. Aber es gibt keinen Schnee, nur Regen, warm und in großen Tropfen. Wir haben Gebiete mit dichter Bewölkung überflogen, aber nirgendwo Schnee oder Eis gesehen.

Ja. Ja. Ich sah es auch. Wie eine Feuerkugel sah es aus, eine Art Meteor vielleicht, bemerkenswert – Und mehrere andere, anscheinend...

(Laute Stimmen im Hintergrund, ein Alarmsignal.)

Großer Gott! Das war anscheinend der Wiedereintritt eines ausgedienten Satelliten in die obere Atmosphäre, vielleicht ein paar Dutzend Kilometer entfernt. Detektoren an Bord der Maschine geben Strahlungsalarm. Die Besatzung hat alle Notsysteme aktiviert, und wir befinden uns jetzt in einem steilen Steigflug aus der Gefahrenzone, mit... ja... nein, wir gehen tiefer und zeigen dem Objekt, was immer es war, ein Heckprofil...

Hier wird davon gesprochen, daß die Feuerkugel möglicherweise eine wieder in die Erdatmosphäre eintretende

Interkontinentalrakete war, die jedoch nicht zündete, andernfalls würden wir kaum noch hier sein, und nun...

(Mehr Stimmen, die verwirrt durcheinander rufen; weitere Alarmsignale.)

Großer Gott! Nein! Ich fürchte, wir können die Maschine nicht mehr abfangen. Die meisten Instrumente und die Triebwerke sind ausgefallen, und wir sind in einem antriebslosen Sturzflug. Noch ist die Radioverbindung intakt, aber...

(Ende der Sendung RB-IH. Ende der Direktübertragung Lloyd Upton für das Sendernetz Europäischer Rundfunkanstalten. Ende der wissenschaftlichen Telemetrie.)

Bernard lag auf dem Feldbett, einen Fuß am Boden, das andere Bein angezogen und den Fuß gegen eine Falte in der Matratze gestützt. Er hatte sich seit einer Woche weder rasiert noch gebadet. Seine Haut war gezeichnet von weißlichen Schwielen, und aus den Schienbeinen hatten sich beulenartige Auswüchse entwickelt, die bis zu den Mittelfußknochen reichten. Sogar unbedeckt sah er aus, als trage er ausgestellte Hosen.

Ihm war es gleich. Mit Ausnahme seiner einstündigen Sitzung mit Paulsen-Fuchs und seiner täglichen Untersuchung, die etwa zehn Minuten in Anspruch nahm, verbrachte er einen großen Teil seiner Zeit auf dem Feldbett, wo er, die Augen geschlossen, mit den Noozyten kommunizierte. Den Rest der Zeit widmete er dem Bemühen, die chemische Sprache zu entschlüsseln. Er hatte wenig Hilfe von den Noozyten erhalten. Das letzte Gespräch über den Gegenstand hatte drei Tage zuvor stattgefunden.

**Deine Konzeption ist nicht vollständig, nicht richtig.**

- Sie ist noch nicht fertig.

**Warum läßt du deine Kameraden nicht mit der Arbeit fortfahren? Es kann mehr erreicht werden, wenn du deine Aufmerksamkeit nach innen lenkst.**

- Es wäre einfacher, wenn ihr mir einfach sagen würdet, wie ihr kommuniziert...

**Wir WÜNSCHEN, wir könnten mehr »rein« miteinander sein, aber Befehlsgruppen glauben, daß Verschwiegenheit jetzt das Beste ist.**

- Das kann ich mir denken!

Die Noozyten wollten ihm und den Forschern außerhalb der Isolierkammer also Informationen vorenthalten. Die Leute der Pharmek wiederum verschwiegen ihm in letzter Zeit immer mehr. Bernard konnte über die Gründe nur Mutmaßungen anstellen; er hatte Paulsen-Fuchs wegen der allmählichen Reduktion von Nachrichten und Untersuchungsergebnissen nicht zur Rede gestellt. In mancher Weise schien es ihm kaum der Mühe wert; er hatte mehr als genug zu tun, sich den Wechselwirkungen der Noozyten anzupassen.

Der Datenanschluß war noch eingeschaltet, zeigte noch immer Datenmaterial, das dem Computer vor drei Tagen eingegeben worden war. Die roten Linien hatten die grünen Zahlenkolonnen jetzt vollständig verdrängt. Von Zeit zu Zeit kamen blaue Linien hinzu. Die Kurven ihres Koordinatensystems flachten sich mehr und mehr ab, als die chemische Zusammensetzung in eine vermittelnde mathematische Sprache umgesetzt wurde, die in der nächsten Phase in eine Art Hilfssprache formaler Logik übersetzt würde. Aber diese nächste Phase war noch Wochen oder Monate entfernt.

Sein Gedankengang löste eine untypische Unterbrechung von Seiten der Noozyten aus.

**Bernard, arbeitest du noch immer an unserer »Blutmusik«?**

Hatte Ulam diese Wendung nicht auch einmal gebraucht?

**Ist es dein WUNSCH, dich auf unserer Ebene zu uns zu gesellen? Wir hatten diese Möglichkeit nicht erwogen.**

- Ich verstehe nicht recht, was ihr damit andeuten wollt.

**Der Teil von dir, der hinter allen ausgegebenen Kommunikationen steht, mag verschlüsselt, aktiviert, zurückgegeben werden. Es wird wie ein TRAUM sein, wenn wir völlig verstehen, was das ist. (ANMERKUNG: Du träumst die ganze Zeit. Wußtest du das?)**

- Ich kann einer von euch werden?

**Wir denken, das ist eine richtige Einschätzung. Du bist bereits einer der unsrigen. Wir haben Teile von dir in viele Arbeitsgruppen verschlüsselt. Wir können deine PERSÖNLICHKEIT verschlüsseln und den Kreis schließen. Du wirst einer der unsrigen sein – zeitweilig, solltest du das wollen. Wir können es jetzt tun.**

- Ich fürchte mich. Ich fürchte, ihr werdet mir die Seele stehlen...

**Deine SEELE ist bereits verschlüsselt, Bernard. Wir werden nichts einleiten, solange wir nicht von all deinen geistigen Fragmenten die Erlaubnis erhalten.**

»Michael?« Paulsen-Fuchs' Stimme riß ihn aus dem inneren Zwiegespräch. Bernard schlug die Augen auf und blinzelte zum Fenster des benachbarten Raums. »Michael? Sind Sie wach?«

»Ich bin wach. Was gibt es?«

»Vor einigen Tagen gaben Sie uns Ihre Einwilligung, Sean Gogarty zu empfangen. Er ist jetzt hier.«

Michael stand auf. »Ja, verstehe. Dort bei Ihnen? Meine Sicht ist verschwommen.«

»Nein, draußen. Ich denke, Sie werden sich vorher anziehen und säubern wollen.«

»Wozu?« erwiderte Bernard gereizt. »Ganz gleich, wie oft ich mich rasiere, ich werde keinen hübschen Anblick bieten.«

»Sie wünschen ihn zu empfangen, wie Sie sind?«

»Ja. Bringen Sie ihn herein. Sie unterbrechen gerade ein interessantes Zwiegespräch, Heinz.«

»Wir alle werden für Sie jetzt immer mehr zu bloßen Unterbrechungen, nicht wahr?«

Bernard versuchte zu lächeln. Sein Gesicht fühlte sich steif an, unvertraut. »Bringen Sie ihn herein, Heinz!«

Sean Gogarty, Professor für theoretische Physik am Kings College der Universität London, betrat den Beobachtungsraum und beschirmte mit einer Hand die Augen, als er in die Isolierkammer spähte. Sein Gesicht war offen und freundlich, mit vorstehenden Vorderzähnen und einer langen Nase. Er war groß und hielt sich gut, und unter seinem Jackett aus irischer Wolle wirkten seine Arme kräftig und muskulös. Aber sein Lächeln verblaßte, und die Augen hinter der modischen Brille wurden schmal, als er Bernard sah. »Dr. Bernard?« sagte er zögernd. Seine Stimme hatte einen angenehmen irischen Dialekt mit einem Firnis von Oxford.

»Dr. Gogarty.«

»Ja, nun... ah... Ich weiß von Ihnen, und ich bin sicher, daß Sie nie von mir gehört haben, Dr. Bernard.« Wieder das Lächeln, aber die Selbstsicherheit war dahin, und er schien gründlich beunruhigt. Als hätte er, dachte Bernard, ein menschliches Wesen erwartet und sehe sich nun...

»Heinz – Dr. Paulsen-Fuchs – hat mich über einige Ihrer Arbeiten unterrichtet. Es geht etwas über meine Begriffe, Dr. Gogarty.«

»Geradeso wie diese Ereignisse in Ihrem Land über meine Begriffe gehen. Ich habe ein paar Punkte, die ich gern mit Ihnen erörtert hätte, Dr. Bernard, und nicht bloß mit Ihnen.«

Paulsen-Fuchs warf ihm einen etwas besorgten Seitenblick zu. Diese Zusammenkunft war unzweifelhaft von den beteiligten Regierungen abgesegnet worden, dachte Bernard, oder es wäre nie dazu gekommen. Aber Paulsen-Fuchs befand sich trotzdem in einem Zustand sichtlicher Anspannung.

»Meine Kollegen?« Bernard machte eine Handbewegung zu Paulsen-Fuchs.

»Nein, nicht ihre menschlichen Kollegen?« sagte Gogarty.

»Meine Noozyten.«

»Noozyten? Ja, ja, ich verstehe. Ihre Noozyten. Teilhard de Chardin hätte diesen Namen gebilligt, denke ich.«

»Ich habe in letzter Zeit nicht viel an Teilhard de Chardin gedacht«, antwortete Bernard, »aber er mag kein schlechter Führer sein.«

»Ja, gut, ich habe es mit knapper Not geschafft, hierher zu kommen«, sagte Gogarty, »und meine Zeit war und ist leider begrenzt. Ich habe Ihnen einen Gedanken vorzutragen und möchte Sie und Ihre kleinen Kollegen bitten, ein Urteil darüber abzugeben.«

»Wie erhielten Sie detaillierte Information über mich und über die Noozyten?« fragte Bernard.

»Fachleute aus ganz Europa zerbrechen sich den Kopf über diese Fragen. Jemand kam zu mir, weil er eine Idee hatte. Ich hoffe, es wird seine berufliche Karriere nicht beeinträchtigen. Nicht alle Kollegen zollen mir den höchsten Respekt, Dr. Bernard. Meine Ideen sind, so fürchte ich, bisweilen mehr als nur ein bißchen weit hergeholt.«

»Dann lassen Sie hören!« sagte Bernard mit wachsender Ungeduld.

»Ja. Ich nehme an, Sie haben nicht viel über Informationsmechanik gehört?«

»Nicht ein Flüstern«, sagte Bernard.

»Ich arbeite auf einem sehr spezialisierten Gebiet dieses Zweiges der Physik – einem noch nicht anerkannten Gebiet, das sich mit den Auswirkungen von Informationsverarbeitung auf die Raumzeit beschäftigt. Ich werde versuchen, es mit einfachen Worten auszudrücken, weil die Noozyten bereits mehr wissen mögen als ich und besser in der Lage sein werden, es Ihnen zu erklären...«

»Verlassen Sie sich nicht darauf! Die Noozyten schätzen Komplexität, und ich teile diese Vorliebe durchaus nicht.«

Gogarty saß einige Sekunden still und wie in sich versunken, bis Paulsen-Fuchs ihn besorgt ansah.

»Dr. Bernard, ich habe eine große Menge theoretischer Strukturen gesammelt, welche die folgende Aussage stützt.«  
Tiefer Atemzug. »Informationsverarbeitung hat eine Wirkung auf Ereignisse, die im Raumzeitkontinuum stattfinden. Bewußte Wesen spielen im Universum eine integrale Rolle; wir bestimmen seine Grenzen und im großen Umfang seine Natur, wie es unsere Natur bestimmt. Ich habe Grund zu der Annahme – bloß eine Hypothese einstweilen –, daß wir physikalische Gesetze weniger entdecken als vielmehr an ihnen mitarbeiten. Unsere Theorien werden an früheren Beobachtungen von uns selbst und anderen erprobt – und vom Universum selbst. Wenn das Universum zustimmt, daß vergangenen Ereignissen nicht von einer Theorie widersprochen wird, dann gewinnt die Theorie Schablonencharakter. Das Universum geht darauf ein. Je besser die Theorie den Tatsachen entspricht, desto länger hat sie Bestand – wenn ihr überhaupt ein Bestand beschieden ist. Dann unterteilen wir das Universum in Territorien – unser besonderes Territorium als Menschen zeichnet sich infolgedessen durch ganz besondere Eigenschaften aus. Kein extraterrestrischer Kontakt, verstehen Sie? Wenn es jenseits der Erde andere intelligente Wesen gibt, würden sie weitere Territorien der Theorie besetzen. Wir würden zwischen den Theorien verschiedener Territorien keine größeren Differenzen erwarten – schließlich spielt das Universum eine bedeutende Rolle –, aber kleine Differenzen wären zu erwarten.

Die Theorien können nicht für allezeit wirksam sein. Das Universum ist in steter Veränderung begriffen; wir können uns Regionen der Realität vorstellen, die sich entwickeln, bis neue Theorien notwendig sind. Bislang hat die Menschheit nicht annähernd die Dichte oder Menge von

Informationsverarbeitung erzeugt, um wirklich erkennbare Auswirkungen auf die Raumzeit zu haben. Wir haben keine so vollständigen Theorien geschaffen, daß sie die Evolution der Wirklichkeit festhalten könnten. Aber das alles hat sich geändert, vor kurzer Zeit.«

### **Hör gut auf den GOGARTY!**

Bernard merkte auf und begann, den Worten des anderen mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

»Leider reicht meine Zeit nicht, Ihnen meine mathematischen Berechnungen und die Wechselbeziehungen zur formalen Informationsmechanik und Quanten-Elektrodynamik darzulegen... Und ich fürchte, Sie würden nicht alles verstehen.«

»Ich höre, Professor Gogarty. Wir hören.«

Gogartys Augen weiteten sich. »Die... Noozyten? Haben sie reagiert?«

»Sie haben ihnen nicht viel gegeben, worauf sie reagieren könnten. Bitte fahren Sie fort, Professor!«

»Bisher war die dichteste Einheit der Informationsverarbeitung auf dieser Welt das menschliche Gehirn – man müßte vielleicht bestimmte Wale und Delphine miteinbeziehen, aber ich würde sagen, daß in dem Bereich nicht annähernd so viel Stimulus existiert, was auf die Menge des verarbeiteten Materials nicht ohne Auswirkung bleiben kann. Bleiben wir also bei den Menschen. Vier oder fünf Milliarden von uns denken jeden Tag. Die Auswirkungen sind gering. Zeitspannungen, kleine Erschütterungen, nicht einmal meßbar. Unsere Beobachtungsfähigkeit – unsere Fähigkeit, effektive Theorien zu formulieren – ist nicht hinreichend intensiv, um die Auswirkung zu erzeugen, die ich in meiner Arbeit entdeckt habe. Nichts im ganzen Sonnensystem, vielleicht nicht einmal in der Galaxis!«

»Sie schweiften ab, Professor Gogarty«, sagte Paulsen-Fuchs. Gogarty nickte zerstreut, ohne den Blick von Bernard zu wenden.

**Er spricht von Interesse.**

»Er kommt schon zur Sache, Heinz, drängen Sie ihn nicht!«

»Danke. Ich danke Ihnen sehr, Dr. Bernard. Was ich sagen möchte, ist dies: wir haben jetzt Bedingungen, die ausreichend sind, die Wirkungen zu verursachen, die ich in meinen Untersuchungen beschrieben habe. Nicht bloß vier oder fünf Milliarden individueller Denker, Dr. Bernard, sondern Billionen... vielleicht Milliarden von Billionen. Die meisten in Nordamerika. Winzig, sehr dicht, alle Aspekte ihrer Umwelt in ihre Aufmerksamkeit einbeziehend, vom sehr sehr Kleinen bis zum sehr Großen. Sie beobachten alles in ihrer Umgebung und theoretisieren über die Dinge, die sie nicht beobachten. Beobachter und Theoretiker können die Form von Ereignissen, von Realität in durchaus signifikanter Weise bestimmen. Es gibt nichts als Information, Dr. Bernard. Alle Partikel, alle Energie, selbst Raum und Zeit sind letzten Endes nichts als Information. Die Natur, die Klangfarbe des Universums kann verändert werden, Dr. Bernard. Hier und jetzt. Von den Noozyten.«

»Ja«, sagte Bernard. »Das wird sie interessieren.«

»Vor zwei Tagen«, fuhr Gogarty mit zunehmender Lebhaftigkeit fort, »führte die Sowjetunion anscheinend einen großangelegten Atomschlag gegen Nordamerika. Anders als im Fall des Angriffs auf den Panamakanal detonierte nicht ein einziger der Gefechtsköpfe.«

Bernard blickte zu Paulsen-Fuchs, zuerst unwillig, dann erheitert. Man hatte ihm nichts davon gesagt.

»Die Sowjetunion ist im Bau nuklearer Gefechtsköpfe nicht so schlecht, Dr. Bernard. Noch ist sie ohne Erfahrung darin. Es hätte eine atomare Vernichtung größten Stils geben müssen.

Sie trat nicht ein. Nun, ich habe nach Beobachtungen und Informationen mehrere eindrucksvolle Diagramme zusammengestellt. Eine sehr wichtige Quelle war ein Fernaufklärer, der Wissenschaftler und Journalisten über Teile Nordamerikas flog und durch die Satellitenverbindung eine Liveübertragung für die Europäischen Rundfunkanstalten ermöglichte. Die Maschine befand sich mitten über dem Kontinent, als der Atomschlag versucht wurde. Allem Anschein nach stürzte sie ab, aber nicht wegen des Angriffs. Es gibt keine Gewißheit über die Ursachen des Absturzes, doch kann man Schlüsse aus der Art und Weise ziehen, wie Kommunikation und Telemetrie unterbrochen wurden... Der Zeitpunkt des Geschehens paßt genau in meine Theorie. Nicht nur das, sondern auch in anderen Weltteilen wurden recht eigentümliche Auswirkungen festgestellt. Funkstille, Stromausfall, meteorologische Phänomene. Bis hinaus in eine geosynchrone Umlaufbahn, wo zwei Satelliten, die zwölftausend Kilometer voneinander entfernt waren, vorübergehend Funktionsstörungen zeigten. Ich gab alle bekanntgewordenen Auswirkungen und Koordinaten der Vorfälle unserem Computer ein, der dieses Profil des Vierraumfeldes lieferte.« Er zog eine Vergrößerung von einer Computergraphik aus seiner Aktentasche. Bernard kniff die Augen zusammen, um sie besser zu sehen. Plötzlich verbesserte sich sein Sehvermögen. Er konnte sogar das Korn des Fotopapiers ausmachen. »Wie der Alptraum eines Gewichthebers«, sagte er.

»Ja, etwas verdreht um den Wulst«, sagte Gogarty. »Dies ist die einzige Form, die im Licht der verfügbaren Informationen einen Sinn ergibt. Und niemand außer mir wird aus dieser Form schlau. Ich nehme an, sie wird meine Aktie auf dem wissenschaftlichen Markt um einen guten Sprung steigen lassen. Wenn ich recht habe, und ich glaube daran, stehen uns

noch weit mehr Schwierigkeiten bevor, als wir glauben, Dr. Bernard – oder viel weniger, je nachdem, welche Art von Schwierigkeiten wir erwarten.«

Bernard spürte, daß das Diagramm intensiv studiert und aufgenommen wurde. Die Noozyten unterbrachen sogar für Sekunden ihr ständiges Einwirken auf seinen Geist.

»Sie geben meinen kleinen Kollegen viel zu denken, Professor.«

»Ja, und ihre Reaktionen?«

Bernard schloß die Augen.

Nachdem mehrere Sekunden vergangen waren, öffnete er wieder die Augen und schüttelte den Kopf. »Nicht ein Wort«, sagte er. »Tut mir leid.«

»Nun, ich hatte nicht viel erwartet.«

Paulsen-Fuchs schaute auf seine Armbanduhr. »Ist das alles, Dr. Gogarty?«

»Nein, noch nicht ganz. Dr. Bernard, die Seuche kann sich nicht über Nordamerika hinaus verbreiten. Oder, genauer gesagt, über einen Umkreis von siebentausend Kilometern hinaus, wenn die Noozyten in jenem Weltteil eine gleichmäßige Verdichtungsstufe erreicht haben.«

»Warum nicht?«

»Weil es bereits zu viele von ihnen gibt. Verbreiten sie sich über diesen Radius hinaus, so würden sie ein ganz eigentümliches Phänomen erzeugen – einen Teil der Raumzeit, der viel zu eingehend beobachtet wird. Das Territorium würde außerstande sein, sich zu entwickeln. Zuviel brillante Theoretiker, verstehen Sie? Es würde ein Erstarrungszustand eintreten, ein Zusammenbruch auf Quantenebene. Eine Einzigartigkeit. Ein Schwarzes Loch des Denkens. Die Zeit würde ernstlich deformiert, und die Auswirkungen könnten die Erde zerstören. Ich vermute, sie haben ihr Wachstum in

Kenntnis dieser Zusammenhänge begrenzt.« Gogarty wischte sich die Stirn mit einem Taschentuch und seufzte.

»Wie verhinderten sie die Detonation der Gefechtsköpfe?« fragte Bernard.

»Ich würde sagen, sie haben gelernt, isolierte und sehr starke Beobachtungszentren zu schaffen. Sie verleiten Billionen von Beobachtern dazu, eine kleine, vorübergehende Zone veränderter Raumzeit zu etablieren. Eine Zone, wo physikalische Vorgänge so sehr verschieden sind, daß Gefechtsköpfe nicht detonieren. Die Lebensdauer solch einer Zone ist natürlich sehr begrenzt, da sie in Widerspruch zu den physikalischen Gesetzen des Universums steht, aber sie währt lange genug, um eine atomare Vernichtung zu verhüten.«

»In diesem Zusammenhang habe ich eine entscheidende Frage«, fuhr er nach kurzer Pause fort, »befinden Ihre Noozyten sich in Kommunikation mit Nordamerika?«

Bernard lauschte in sich hinein und erhielt keine Antwort.

»Ich weiß es nicht«, sagte er. »Sie können in Verbindung sein, ohne Funk oder ähnliche vertraute Mittel zu gebrauchen. Wenn sie die Wirkungen beherrschen können, die sie auf den lokalen Bereich haben, könnten sie Wellen subtil deformierter Zeit erzeugen. Ich fürchte, wir besitzen keine Instrumente, die empfindlich genug wären, solche Signale auszumachen.«

Paulsen-Fuchs stand auf und tippte bedeutsam auf seine Uhr.

»Heinz«, sagte Bernard, »ist das der Grund, warum mir Nachrichten vorenthalten wurden? Warum hörte ich nicht von dem russischen Angriff?«

Paulsen-Fuchs antwortete nicht. »Können Sie etwas für Mr. Gogarty tun?« fragte er.

»Nicht sofort. Ich...«

»Dann werden wir Sie jetzt Ihrer Kontemplation überlassen.«

»Augenblick, Heinz! Was, zum Teufel, geht vor? Mr. Gogarty würde offensichtlich gern mehr Zeit mit mir verbringen, und ich mit ihm. Warum die Einschränkungen?«

Gogarty blickte peinlich berührt von einem zum anderen.

»Sicherheitsvorschriften, Michael«, sagte Paulsen-Fuchs.  
»Kleine Pötte haben große Ohren, wissen Sie.«

Bernards Reaktion war ein jähes, bellendes Auflachen. »Freut mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, Professor Gogarty«, sagte er.

»Ganz meinerseits«, sagte Gogarty. Das Mikrofon im Nebenraum wurde ausgeschaltet, und die beiden Männer gingen. Bernard trat hinter den Toilettenvorhang und urinierte. Sein Urin war rötlich purpurn.

**Du bist ihnen nicht übergeordnet? Sie befehlen dir?**

- Solltet ihr noch nicht darauf gekommen sein: ich bin durchaus sterblich. Was ist mit meinem Urin? Er ist purpurn.

**Phenyle und Ketone werden ausgestoßen. Wir müssen MEHR ZEIT mit der Untersuchung deines hierarchischen Status VERBRINGEN.**

»Ich bin eine kleine Nummer«, sagte er laut. »Eine sehr kleine Nummer jetzt.«

Das Feuer knisterte fröhlich und warf breite, undeutliche Baumschatten auf die historischen alten Gebäude von Fort Tejon. April Ulam stand dem Feuer abgewandt, die Arme vor der Brust verschränkt, und ihr zerrissenes Gewand wehte leicht in der kühlen Abendbrise. Jerry stocherte mit einem Stecken im Feuer und schaute seinen Zwillingsbruder an. »Was haben wir nun eigentlich gesehen?«

»Die Hölle«, sagte John mit Entschiedenheit.

»Wir sahen Los Angeles, meine Herren«, sagte April, ohne sich umzuwenden.

»Ich habe nichts wiedererkannt«, meinte John. »Nicht mal wie Livermore, oder die Felder und Weiden. Ich meine...«

»Es war einfach nichts wirklich«, beendete Jerry den Satz für ihn. »Einfach ein... ein Durcheinander.«

April machte kehrt, zog ihr Gewand hoch und ließ sich auf einen Holzklötzchen nieder. »Ich finde, wir sollten einander erzählen, was wir sahen, so genau, wie wir es beschreiben können. Ich werde anfangen, wenn Sie einverstanden sind.«

Jerry zuckte die Achseln. John starrte ins Feuer.

»Ich glaube, ich erkannte die Umrisse des San Fernando-Tales. Es sind zehn Jahre vergangen, seit ich zuletzt Los Angeles besuchte, aber ich erinnere mich, wie ich über die Höhen kam, und dort war Burbank, und dort Glendale... Ich erinnere mich bloß nicht mehr, wie sie damals aussahen. Dunstige Luft. Es war heiß, nicht wie jetzt.«

»Der Dunst ist noch da«, meinte Jerry. »Aber er sieht nicht mehr genauso aus.«

»Purpurner Dunst«, sagte John kopfschüttelnd.

»Nun, wenn Sie mir zustimmen, daß wir das Tal sahen...«

»Ja«, sagte Jerry. »Das vielleicht.«

»Dann war etwas in dem Tal, weit ausgebreitet.«

»Aber nicht fest. Nicht aus festem Material gemacht«, sagte John.

»Einverstanden«, sagte April. »Wie sollen wir es dann nennen – Energie?«

»Sah aus wie ein Gemälde von Jackson Pollock auf einer Töpferscheibe«, sagte Jerry.

»Oder ein Picasso«, sagte John.

»Meine Herren, ich stimme zu, und berichtige ein wenig: für meine Begriffe sah es genau wie ein Vasarely aus.«

»Kenne ich nicht«, sagte Jerry. »In der Mitte drehte sich etwas. Ein Tornado.«

Sie nickte. »Ja. Aber was für ein Tornado?«

John rieb sich die Augen und blinzelte. »Am Boden ausgebreitet, und alle Arten von Speichen gingen davon aus – wie Blitze, aber nicht leuchtend. Wie Schatten von Blitzen.«

»Die immer nur für kurze Zeit zu sehen waren«, sagte John, »und dann verschwanden.«

»Wie ein tanzender Tornado, vielleicht«, schlug April vor.

Die Zwillinge nickten.

»Ich sah Ketten oder Scheiben, die sich unter dem Tornado hinein- und herausschlangelten«, fuhr sie fort. »Sie auch?«

Beide schüttelten die Köpfe.

»Und auf den Hügeln bewegten sich Lichter, als ob Glühwürmchen zum Himmel hinaufkröchen.« Sie hatte wieder ihr exaltiertes Aussehen angenommen und starrte wie in träumerischer Verzückung über das Feuer hin. John stützte den Kopf in die Hände.

»Nicht wirklich«, sagte er.

»Sie haben recht, nicht wirklich. Aber es muß einen Zusammenhang damit haben, was mein Sohn tat.«

»Unsinn!« sagte John.

»Nein«, widersprach ihm Jerry und nickte April zu. »Ich glaube Ihnen.«

»Wenn es in La Jolla anfing und sich von dort über das Land ausbreitete, wo ist es dann am ältesten und am festesten etabliert?«

»In La Jolla«, sagte Jerry und schaute sie erwartungsvoll an.

»Vielleicht fing es bei der UCSD an?«

»Nein, in La Jolla, wo Vergil arbeitete und lebte. Aber es breitete sich rasch die Küste entlang aus. Also vielleicht bis hinunter nach San Diego. Es hat sich vereint, ist zusammengekommen und hat diesen Ort zu seinem Zentrum gemacht.«

»Scheiß drauf!« sagte John.

April sagte: »Wir können nicht nach La Jolla, solange dies im Weg ist. Und ich bin hierher gekommen, um bei meinem Sohn zu sein.«

»Sie müssen zu heiß gebadet haben«, sagte John.

»Ich weiß nicht, warum Sie verschont wurden, meine Herren«, sagte April, »aber warum ich verschont geblieben bin, ist offensichtlich.«

»Weil Sie seine Mutter sind«, sagte Jerry und lachte und nickte, als hätte er eine großartige Schlußfolgerung gezogen.

»Genau«, sagte April. »Also, meine Herren, werden wir morgen zurückfahren, und wenn Sie wollen, können Sie sich mir anschließen, aber ich werde, wenn nötig, allein gehen und mich meinem Sohn anschließen.«

Jerry ernüchterte sich. »Aber das ist wirklich verrückt! Angenommen, dieses Ding oder diese Erscheinung ist etwas wahrhaft Gefährliches, wie ein schweres Gewitter, oder ein durchgeschmolzener Atomreaktor?«

»In Los Angeles gibt es keine Atomkraftwerke«, sagte John.  
»Aber Jerry hat recht. Es ist einfach verrückt, in diese Hölle hineinzugehen oder auch nur daran zu denken!«

»Wenn mein Sohn dort ist, wird es mir nicht schaden«, sagte April.

Jerry stocherte energisch im Feuer. »Ich werde Sie hinfahren«, sagte er, »aber ich werde nicht mit Ihnen hineingehen.«

John bedachte seinen Bruder mit einem scharfen und kritischen Blick. »Ihr seid beide übergeschnappt!«

»Ich kann auch zu Fuß gehen«, sagte April entschlossen.

John startete, die Hände in die Hüften gestemmt, grollend seinem Bruder und April Ulam nach, die zum Lastwagen gingen. Süßlicher purpurroter Nebel stieg aus dem Becken von Los Angeles und zog in Baumwipfelhöhe über Fort Tejon hinweg, trübte den Schein der Morgensonne und ließ alles schattenlos und geisterhaft erscheinen.

Erst als die beiden einstiegen und Jerry den Motor startete, setzte John sich in Bewegung. »He!« rief er. »Verdammt noch mal, he! Laßt mich nicht einfach hier!«

Die verlassene Fernstraße zog sich in weiten Kurven über die Höhen, und sie blickten hinab in den Strudel. Bei Tageslicht sah es kaum anders aus als am Abend zuvor.

»Es ist wie alles, was du je geträumt hast, alles zusammengerollt und durcheinandergeschoben«, sagte Jerry.

»Keine schlechte Beschreibung«, erwiderte April. »Ein Wirbel von Träumen. Vielleicht den Träumen aller Menschen, die von der Veränderung erfaßt wurden.« John hatte beide Hände am Armaturenbrett und starrte mit aufgerissenen Augen die Straße hinunter. »Es sind noch knapp zwei Kilometer Straße übrig«, sagte er. »Dann müssen wir halten.«

Jerry stimmte mit kurzem Nicken zu und verlangsamte. Mit weniger als fünfzehn Stundenkilometern näherten sie sich

einem Vorhang tanzender, vertikaler Nebelstreifen. Dieser Vorhang erreichte über der Straße und zu beiden Seiten eine Höhe von annähernd fünfzehn Metern und umhüllte undeutlich sichtbare, orangefarbene Umrisse, die einmal Gebäude gewesen sein mochten.

»Herr Jesus«, sagte John.

»Halt!« befahl April, und Jerry brachte den Lastwagen zum Stillstand. Die Frau schaute John mit strengem Blick an, bis er die Tür öffnete und ausstieg, um sie hinauszulassen. Jerry schaltete den Leerlauf ein und zog die Bremse an, dann stieg er auf der anderen Seite aus.

»Sie vermissen Angehörige, nicht wahr, meine Herren?« sagte April und strich ihr zerrissenes Seidengewand glatt. Der Strudel brüllte wie ein ferner Tornado – brüllte und zischte und dröhnte.

John und Jerry nickten.

»Wenn mein Vergil hier drin ist, und ich weiß es, dann müssen sie auch dort sein. Oder wir können sie von hier erreichen.«

»Das ist verrückt«, sagte John. »Meine Frau und mein Junge können nicht dort drin sein.«

»Warum nicht? Sind sie tot?«

John starrte sie an.

»Sie wissen, daß sie nicht tot sind. Ich weiß, daß mein Sohn nicht tot ist.«

»Sie sind eine Hexe«, sagte Jerry, weniger anklagend als bewundernd.

»Sie sind nicht der erste, der das sagt. Vergils Vater sagte es, bevor er mich verließ. Aber Sie wissen es, nicht wahr?«

John begann zu zittern. Tränen rannen ihm über die Wangen. Jerry starrte mit einem ungewissen Grinsen auf den wogenden Vorhang.

»Na, John, sind sie da drin?« fragte er seinen Bruder.

»Ich weiß nicht«, antwortete John. Er schnupfte und wischte sich das Gesicht mit dem Ärmel.

April ging ein paar Schritte auf den Vorhang zu. »Danke für Ihre Hilfe, meine Herren«, sagte sie, dann ging sie weiter. Als sie in den Vorhang trat, verzerrten sich ihre Umrisse wie in einer Bildstörung im Fernsehen, und dann verschwand sie.

»Sieh dir das an!« sagte John. Sein Zittern verstärkte sich.

»Sie hat recht«, sagte Jerry. »Spürst du es nicht?«

»Ich weiß es nicht!« heulte John. »Großer Gott, Bruder, ich weiß es nicht.«

»Laß uns gehen und sie suchen!« sagte Jerry und nahm den Zwillingbruder bei der Hand. Er zog ihn behutsam, aber John widerstrebte.

Jerry zog wieder, etwas energischer.

»Einverstanden«, sagte John leise. »Zusammen.«

Seite an Seite gingen sie die wenigen Schritte die Straße entlang und in den Vorhang.

Im zweiundachtzigsten Stockwerk setzte der Muskelkrampf in ihrem Oberschenkel mit solch jäher Heftigkeit wieder ein, daß sie strauchelte, mit dem Kopf gegen das Treppengeländer schlug und auf die Stufen fiel. Ihre Kniescheibe prallte schmerzhaft auf eine Stufenkante, Taschenlampe und Radio flogen aus ihren Händen auf den betonierten Treppenabsatz. Die Wasserflasche platzte auf, bespritzte sie und ergoß den Inhalt über die Stufen, während Suzy, gelähmt vom Schmerz, hilflos zusah. Es schien Stunden zu dauern – waren aber wahrscheinlich nur Minuten –, bis sie sich zum Treppenabsatz hinaufziehen, auf den Rücken legen und die Beinmuskeln entspannen konnte. Während sie mit beiden Händen das Bein massierte, schloß sie die Augen. Es fühlte sich an, als hätte sie Sand darin, so sehr wünschte sie zu weinen, aber sie hatte keine Tränen mehr.

Eine Beule an der Stirn, ein Bein, das bei jeder neuerlichen Anstrengung schmerzte, wenig Nahrung und kein Wasser, und dreißig Stockwerke waren noch zu steigen. Das Licht der Taschenlampe flackerte und ging aus, ließ sie in vollkommener Dunkelheit. »Scheiße«, sagte sie. Ihre Mutter hatte den Gebrauch dieses Wortes noch mehr beklagt als die Anrufung des Namens Gottes ohne Notwendigkeit. Da sie keine sonderlich religiöse Familie waren, galt dies als eine geringere Übertretung, abstoßend nur in Gegenwart jener, die es beleidigen würde. Aber »Scheiße« zu sagen, war das letzte. Eine Anerkennung schlechter Manieren und schlechter Erziehung, oder einfach eine disziplínlose Kapitulation vor den niedrigsten Regungen.

Suzy versuchte, aufzustehen und sank wieder zu Boden. Ein stechender Schmerz war ihr durchs Knie gefahren. »Oh, oh«, stöhnte sie. »Werde besser, bitte, werde besser!« Sie versuchte, das Knie zu massieren, wie sie es zuvor mit den Beinmuskeln getan hatte, aber das machte den Schmerz nur schlimmer.

Sie tastete nach der Taschenlampe und fand sie. Nach kurzem Schütteln ging das Licht wieder an, und sie leuchtete umher und vergewisserte sich, daß die braunen und weißlichen Fasern und Laken sie nicht überholt hatten. Sie blickte abschätzend zur Tür des dreiundachtzigsten Stockwerks und erkannte, daß sie einstweilen nicht in der Lage sein würde, Treppen zu steigen, vielleicht den Rest des Tages nicht mehr. Sie kroch zur Tür und blickte über die Schulter zum Radio, als sie die Hand zur Klinke ausstreckte. Das Radio lag auf dem Treppenabsatz; es war hart aufgeprallt, als sie gestrauchelt war. Einen Augenblick lang dachte sie, daß sie es gerade so gut aufgeben könne, aber das Radio hatte eine besondere Bedeutung für sie: es war das einzige Bindeglied zur menschlichen Vergangenheit, die sie verloren hatte, das einzige Ding, das zu ihr sprach. Vielleicht würde sie irgendwo in dem Gebäude ein anderes finden, aber gewiß war das nicht, und sie glaubte, die Stille nicht ertragen zu können. Bemüht, das schmerzende Bein geradezuhalten, kroch sie zurück, das Radio zu holen.

Durch die schwere feuersichere Tür zu kommen, war mit mehr und neuen Schmerzen verbunden, als sie ihr im Zufallen den Arm einklemmte, aber schließlich streckte sie sich auf dem Teppichboden vor den Aufzügen aus und blickte zur schallschluckenden Decke auf. Dann wälzte sie sich auf den Bauch, lauschte aufmerksam, ob sich irgendwo etwas regte.

Stille, völlige Ruhe.

Langsam, bemüht, ihre Kräfte zu schonen, kroch sie aus dem Vorraum und um eine Ecke.

Hinter einer Glaswand lag ein großer Raum voller Zeichentische. Weiß emaillierte Beine auf beigefarbenem Teppichboden, schwarze Arbeitslampen mit verstellbaren Armen, die wie Krähen auf ihren Stangen saßen. Die Glastür stand angelehnt; ein Gummikeil hinderte sie am Schließen. Suzy hoppelte am Vorzimmer vorüber, bis sie den nächstbesten Tisch erreichte, auf den sie sich stützen konnte, die Augen glänzend von Erschöpfung und Schmerz. Auf dem Zeichentisch neben ihr lagen Blaupausen. Sie war in den Räumen eines Architekturbüros. Sie schaute eine der Zeichnungen genauer an und sah, daß sie einen Decksplan für ein Schiff darstellte. Also war es ein Konstruktionsbüro für Schiffe. Nun, ihr konnte es gleich sein.

Sie setzte sich auf einen Drehstuhl, dessen Gleitrollen blockiert waren. Mit einem Fuß bemühte sie sich eine halbe Minute lang, die Blockierung zu lösen, dann rollte sie sich mit dem Stuhl durch einen Gang zwischen den Tischen, wobei sie sich an den Tischkanten weiterzog.

Eine weitere lange Glaswand trennte den Zeichensaal von Büroabteilen. Sie hielt an und starrte. Alle Furcht war von ihr gewichen. Sie hatte sich erschöpft. Am nächsten Morgen, dachte sie bei sich, würde vielleicht mehr Furcht erhaltlich sein, aber einstweilen vermißte sie sie nicht. Sie beobachtete bloß.

Die Büroteile waren voller Bewegung. Was dort herumwimmelte, war so seltsam, daß sie kaum wußte, wie sie sich selbst eine Beschreibung davon geben konnte. Scheiben mit Schneckenfüßen krochen über das Glas, und ihre Ränder leuchteten. Etwas Formlos-Flüssiges wie ein Tropfen Wachs oder Gummiarabikum hüpfte in einem anderen Abteil herum und schien sich gegen schwarze Kabel oder Seile zu werfen, die funkelnd den Raum durchzogen; der Tropfen strahlte fluoreszierendes grünes Licht aus, wann immer er mit Glas

oder Mobiliar in Berührung kam. Im letzten Abteil erhob sich ein Wald von schuppigen Stecken, die an Hühnerbeine erinnerten und in einer unmöglichen Brise schwankten und wogten.

»Es ist irrsinnig«, sagte sie sich. »Es hat nichts zu bedeuten. Nichts geschieht, weil es keinen Sinn ergibt.«

Sie rollte ihren Stuhl fort von den Büroabteilen und an die Fenster. Der Boden schien aufgeräumt, nirgendwo war herumliegende Kleidung zu sehen. Von der anderen Seite des Raumes gesehen, ähnelten die Büroabteile Aquarien, in denen sich exotische Meereslebewesen tummelten.

Vielleicht war sie sicher. Was in einem Aquarium war, kam gewöhnlich nicht heraus. Sie versuchte, sich davon zu überzeugen, daß sie in Sicherheit sei, aber im Grunde war es gleich. Einstweilen konnte sie nirgendwohin.

Ihr Knie schwoll an, daß die Jeans sich spannte. Sie dachte daran, den Stoff aufzuschneiden, fand es dann aber besser, die Hose einfach auszuziehen. Grunzend vor Anstrengung, ließ sie sich vom Stuhl auf den Boden herab und lehnte sich gegen einen Ablageschrank. Indem sie die Hüften hob und auf einem Bein balancierte, brachte sie die knapp sitzenden Jeans herunter und vorsichtig über die Anschwellung hinweg.

Es sah noch nicht sehr schlimm aus, nur dick und mit einem purpurnen Bluterguß unter der Kniescheibe. Sie befühlte das Knie und verspürte Übelkeit, nicht vor Schmerzen, sondern einfach vor Erschöpfung. Es war jetzt nichts mehr von Suzy McKenzie übrig. Die alte Welt war vor ihr dahingegangen, bis nichts davon geblieben war außer Gebäuden, die ohne Bewohner wie Skelette ohne Fleisch waren. Neues Fleisch zog ein, die Skelette zu bedecken. Bald würde auch die alte Suzy McKenzie fort sein und nichts hinterlassen als einen lächerlichen Schatten.

Sie blickte nach Norden, um die Ecke des Ablageschranks und über eine niedrige Kredenz.

Dort war das neue Manhattan, eine Zeltstadt mit vereinzelt stehengebliebenen Wolkenkratzern als Masten; eine Stadt aus Spielzeugblöcken, die unter rostfarbenen Planen versteckt und ungeordnet waren. Der Sonnenuntergang tauchte alles in warme braune und gelbe Töne. Das Neuere York, angefüllt mit leeren Kleidern.

Suzy ließ sich auf den Teppich zurücksinken, legte den Kopf auf die Arme und schob die gespenstisch leeren Jeans unter das Knie, um es etwas anzuheben. »Wenn ich aufwache«, sagte sie sich, »werde ich eine Wunderfrau sein, glänzend und hell. Und ich werde wissen, was geschieht.«

Tief in ihrem Innern verstand sie jedoch, daß sie aufwachen und unverändert die alte Suzy sein würde, und die Welt würde sich nicht ihr zuliebe zurückverwandelt haben.

»Kein gutes Geschäft«, murmelte sie.

In der Dunkelheit wuchsen Fasern lautlos über den Teppich, reichten in die verglasten Büroräume und unterdrückten die überschäumende Kreativität darin.

- Ich gehöre niemandem. Ich bin nicht, was ich einst war. Ich habe keine Vergangenheit. Ich bin losgetrennt von allem, und es gibt tatsächlich keinen Ort, wohin ich gehen könnte. Ich muß mich ganz ihnen und ihren Plänen überlassen.

- Ich bin physikalisch von der Außenwelt getrennt, und nun auch geistig.

- Meine Arbeit hier ist getan.

- Ich warte.

- Ich warte.

**WÜNSCHST du wirklich unter uns zu reisen, unter uns zu sein?**

- Ja.

Er starrt auf die roten und grünen und blauen Zeichen auf dem Bildschirm. Die Zahlen und Diagramme verlieren momentan alle Bedeutung, als ob er ein Neugeborenes wäre. Dann werden der Bildschirm, die Konsole, auf der er steht, der Vorhang zur Duschkabine dahinter und die Wände der Isolierkammer durch eine silbrige Null ersetzt.

Michael Bernard überquerte eine Zwischenschicht.

Er wird entschlüsselt.

Nicht länger aller Empfindungen, in einem Körper zu stecken, bewußt, kein automatisches Horchen und Reagieren auf die Bewegungen von Muskeln, das Blubbern von Flüssigkeiten im Bauch, das Pulsieren und Rauschen des Blutes, das gleichmäßige Pochen des Herzens. Er gleicht nicht mehr aus, spannt und entspannt nicht mehr. Es ist wie der plötzliche Übergang aus einer Stadt in das Innere einer stillen Höhle.

Anfangs ist das Denken selbst körnig, unterbrochen. Wenn so etwas möglich ist, sieht er sich selbst am Grundpfeiler des Universums, wo alle Atome und Moleküle sich vereinigen und trennen, stille Geräusche zueinander machen, wie die tastenden Beine von Schalentieren am Meeresgrund. Er ist aufgehängt in lautloser, zuckender Aktivität, außerstande, seine Lage kritisch zu betrachten oder auch nur Gewißheit zu haben, was er ist. Ein Teil seiner Fähigkeiten ist vorübergehend abgeschnitten. Dann, mit einem Ruck, kann er beurteilen, bewerten. Gedankenbewegungen wie das Rascheln dürrer Blätter über eine Rasenfläche, wenn der Herbstwind bläst. Wie ein träger Strom von Gelatine, der in eine kalte Schale gegossen, umgerührt wird und zur Ruhe kommt.

Seine Reise hat noch nicht einmal begonnen. Er ist noch immer in der Zwischenschicht, nicht groß, nicht klein. Ein Teil von ihm verläßt sich noch immer auf sein universumgroßes Gehirn, das die Gedanken nach wie vor an den Zellen entlang leitet, statt durch sie hindurch.

Der Schwebезustand wird zu einer hinausgezogenen Bewußtlosigkeit, das Denken wie ein Faden gezogen, bis es in ein winziges Nadelöhr paßt. \_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

\_\_\_\_\_

Auf einmal ist seine Welt erfüllt von Tätigkeit und Einfachheit. Es gibt kein Licht, aber es gibt Geräusch, Geräusch, das ihn in gewaltigen, trägen Wellen durchwogt, nicht gehört, aber durch seine hundert Zellen gefühlt. Die

Zellen pulsieren, trennen sich, ziehen sich zusammen, je nach dem Strom der Flüssigkeit. Er ist in seinem eigenen Blut. Er kann die Gegenwart der Zellen schmecken, die sein neues Wesen ausmachen, und von Zellen, die nicht unmittelbar von ihm sind. Er kann das Kratzen von Mikroröhren fühlen, die sein Cytoplasma antreiben. Am bemerkenswertesten aber ist, daß er – und das ist tatsächlich die Grundlage allen Empfindens – das Cytoplasma selbst fühlen kann.

Dies ist jetzt die Grundlage seines Seins, der Strom elektrisierender Empfindung reinen Lebens. Er ist sich der messerscharfen chemischen Balance zwischen Belebtheit und toter Gallerte bewußt, der geordneten Funktionen von Wurzeln, Hierarchie, Wechselwirkung. Zusammenarbeit. Er ist Individuum, und zugleich ist er jedes der Mitglieder seiner Gruppe, der anderen Hundert-Zellen-Ansammlungen stromaufwärts, stromabwärts. Die Gefährten stromabwärts sind so fern, chemisch so isoliert, als befänden sie sich am Grund eines tiefen Brunnens; die Gefährten stromaufwärts sind stark und reich.

Er kann die Mechanismen seines Denkens so wenig ergründen, wie er es in seinem universumgroßen Gehirn vermochte. Das Denken erhebt sich über die chemischen Vorgänge, die Wechselwirkungen innerhalb seiner Gruppe und die Prozesse in seinen Zellen. Das Denken ist die Kombination, die Sprache aller Wechselwirkung.

Das Empfinden entlang den Membranen seiner Zellen ist außerordentlich stark. Hier empfängt und fühlt er den Druck gewaltiger molekularer Botschaften von außen. Er nimmt datenübertragende Plasmide auf, gießt Information aus ihnen, absorbiert sie in sein Wesen, dupliziert jene Teile, die von anderen unter seinen Gefährten benötigt werden. Nun kommen die Klumpen in rascher Folge, und in dem Maße, wie er sie aufbricht und ausgießt, jeder Strang von Molekülen eine

Bibliothek, findet er, daß Stücke von Michael Bernard zu ihm zurückkehren.

Der riesige Bernard ist umschlossen von einer winzigen, aus hundert Zellen bestehenden Gruppe. Er fühlt, daß es auf der Ebene der Noozyten tatsächlich ein menschliches Wesen gibt – ihn selbst.

### **Willkommen.**

- Ich danke euch.

Er fühlt ein Gruppenmitglied als eine Geschmacksvielfalt, in allen nur denkbaren Spielarten von Süßigkeit und Fülle. Die Kameradschaft ist überwältigend. Er liebt seine Gruppe (wie kann er etwas anderes lieben?). Er ist ein integraler Teil von ihr, seinerseits geliebt und benötigt.

Plötzlich schmeckt er die Wand eines Kapillargefäßes. Er ist Mitglied der Forschungsgruppe, die Information weitergibt, indem sie Pakete von Nukleinsäuren erzeugt. Absorbiert, umgestaltet, weitergibt, absorbiert...

### **Hinaus! Durchstoßen!**

Das ist seine Anweisung. Er wird das Kapillargefäß verlassen und in das Gewebe eindringen.

### **Laß eine Portion draußen im Datenstrom!**

Er drängt sich zwischen die Kapillarzellen – unterstützenden Zellen, die selbst keine Noozyten sind – und macht sich in der Wand fest. Nun wartet er auf Daten in Gestalt strukturierter Proteine, Hormone und Pheromone, Nukleinsäureketten, vielleicht sogar Daten in Form »geschneiderter« Zellen, Viren oder domestizierter Bakterien. Er benötigt nicht nur grundlegende Nährstoffe, die dem Blutserum leicht entnommen werden können, sondern auch Vorräte von den Enzymen, die ihm die Aufnahme und Verarbeitung von Daten, das Denken schlechthin gestatten. Diese Enzyme werden von »geschneiderten« Bakterien geliefert, die sowohl herstellen als auch liefern.

Das Blut ist ein Highway an Daten, eine Fernverbindung, eine Symphonie von Informationen und Anweisungen. Es ist ein Genuß, die reichhaltige Suppe zu verarbeiten und zu modifizieren. Die Information hat ihre eigene Geschmacksvielfalt und ist wie ein Lebewesen, imstande, sich im Blut zu verändern, sofern sie nicht sorgfältig überwacht, von Zuwächsen befreit und geschnitten wird. Worte können nicht übermitteln, was er tut. Sein ganzes Sein ist erfüllt vom Geplapper des Interpretierens und Verarbeitens.

Er fühlt die schwindelerregende Spirale der Rekursion, denkt über seine eigenen winzigen Denkprozesse nach – Moleküle, die über Moleküle nachdenken, über sich selbst Buch führen –, verwendet Wörter, die bis jetzt keinen Platz in diesem Bereich hatten. Es ist, als bringe er Gottes an einem Baum gerichtetes Wort hinab zu dem Baum und spreche es, beobachte, wie der Baum in errötender Verwirrung aufblüht.

**Du bist die Macht, die sanfte Kraft, der reichhaltigste Geschmack von allem... die höchste Botschaft von stromaufwärts.**

Seine Gefährten nähern sich ihm, versammeln sich um sein Anhängsel im Blut, umdrängen ihn. Er ist wie ein Mönch, der in einem Kloster plötzlich vom Atem Gottes inspiriert ist. Die anderen Mönche versammeln sich, beseelt von der Sehnsucht nach Teilhabe, nach einer Berührung, einem Zeichen der Entsöhnung und Wegweisung. Es ist berauschend. Er liebt sie, weil sie seine Gruppe sind; ihr Empfinden für ihn geht über Liebe hinaus, denn er ist die Quelle.

Die Befehlsgruppen wissen, daß er selbst Teil einer größeren Hierarchie ist, aber diese Information ist noch nicht bis hinab zu der Ebene gedrungen, die er jetzt bewohnt. Die gewöhnlichen Gruppen sind noch von Ehrfurcht erfüllt.

**Du bist der Strom allen Lebens. Du hältst den Schlüssel zum Öffnen und Schließen von Puls und Stille.**

- Weiter, sagt er. Führt mich weiter und zeigt mir euer Leben!

»Suzy. Wach auf!«

Suzy zwinkerte, schlug die Augen auf. Kenneth und Howard standen über sie gebeugt. Sie hob ein wenig den Kopf sah die blau getünchten Wände ihres Zimmers. Sie hatte die Decke bis zum Hals hochgezogen. »Kenny?«

»Mama wartet.«

»Howard?«

»Komm mit, Sämling!« So hatte Kenneth sie immer genannt. Sie schlug die Decke zurück, dann zog sie sie wieder hoch; sie hatte noch immer Bluse und Schlüpfer an, nicht ihren Schlafanzug.

»Ich muß mich anziehen«, sagte sie.

Howard reichte ihr die Jeans. »Mach schnell!« Sie verließen das Zimmer und schlossen die Tür hinter sich. Sie schwang die Beine über die Bettkante und steckte sie in die Hosenbeine, dann stand sie auf und zog den Hosenbund höher, schloß den Reißverschluß und den Knopf darüber. Ihr Knie schmerzte nicht. Die Schwellung war zurückgegangen, und alles schien in Ordnung. Ihr Mund hatte einen komischen Geschmack. Sie hielt Ausschau nach der Taschenlampe und dem Transistorradio. Beide lagen am Boden neben dem Bett. Sie hob sie auf, öffnete die Tür und trat hinaus in den Gang. »Kenny?«

Howard nahm sie beim Arm und führte sie zum Schlafzimmer der Mutter. Die Tür war geschlossen. Kenneth legte die Hand auf die Klinke und öffnete, und sie bestiegen den Aufzug. Howard drückte den Knopf für Restaurant und Aussichtsraum.

»Ich wußte es«, sagte sie und ließ die Schultern hängen. »Ich träume.«

Ihre Brüder schauten sie an und lächelten, schüttelten den Kopf.

»Nein, du träumst nicht«, sagte Kenneth. »Wir sind wieder da.«

Der Aufzug hob sie lautlos die verbleibenden fünfundzwanzig Stockwerke empor.

»Dummes Zeug«, sagte sie und fühlte die Tränen auf den Wangen. »Es ist grausam.«

»Gut, der Teil mit dem Schlafzimmer, dem Haus – das ist ein Traum. Manches dort unten würdest du wahrscheinlich nicht sehen mögen, aber wir sind hier. Wir sind wieder bei dir.«

»Ihr seid tot«, sagte sie. »Mama auch.«

»Wir sind anders«, sagte Howard. »Nicht tot.«

»So, was seid ihr dann, Marionetten? Verdammt!«

»Sie haben uns nicht getötet«, sagte Kenneth. »Sie haben uns bloß... auseinandergenommen. Wie alle anderen.«

»Nun, wie beinahe alle anderen.« Howard wies auf sie, und beide grinnten.

»Du hast Glück gehabt, oder etwas versäumt, je nachdem, wie man es sieht«, sagte Kenneth.

Mittlerweile war ihr himmelangst. Die Aufzugtür öffnete sich, und sie traten hinaus in eine elegante, verspielte Halle. Zu beiden Seiten setzten sich die Lichtreflexe der Lampen bis in die Unendlichkeit fort. Die Lampen waren eingeschaltet! Der Aufzug funktionierte! Sie mußte träumen, oder sie war schließlich verrückt geworden.

»Manche sind auch gestorben«, sagte Kenneth in feierlichem Ton und nahm sie bei der Hand. »Unfälle, Fehler.«

»Das ist nur ein Teil dessen, was wir jetzt wissen«, sagte Howard. Sie gingen zwischen den Spiegeln dahin, vorüber an einer großen aufgeschnittenen Druse, deren Inneres eine Pracht

von Amethystkristallen zeigte, vorbei an einem monumentalen Klumpen Rosenquarz und an einem durchschnittenen und polierten Malachitknollen. Niemand kam ihnen im Foyer des Restaurants entgegen. »Mama ist drin«, sagte er. »Wenn du Hunger hast, hier oben gibt es jede Menge zu essen, das ist sicher.«

»Der Strom ist eingeschaltet«, sagte sie.

»Notstromaggregat im Keller. Lief noch eine Weile, nachdem die Stromversorgung der Stadt aufhörte, aber der Treibstoff ging aus, verstehst du? Also suchten wir Treibstoff. Sie sagten uns, wie man das Ding bedient, und wir schalteten es ein, bevor wir dich holten«, sagte Howard.

»Ja. Es fällt ihnen schwer, Leute zu rekonstruieren, also machten sie nur Mama und uns. Nicht das Instandhaltungspersonal und die anderen. Wir erledigten die ganze Arbeit. Du hast eine Weile geschlafen, weißt du?«

»Zwei Wochen.«

»Deshalb ist dein Knie jetzt besser.«

»Das und...«

»Pst«, sagte Kenneth und hob die Hand, seinen Bruder zur Schweigsamkeit zu ermahnen. »Nicht alles auf einmal.« Suzy blickte von einem zum anderen, als sie sie in die Mitte nahmen und in das Restaurant führten.

Es war Spätnachmittag. Die Stadt, deutlich sichtbar durch die Panoramafenster des Restaurants, war nicht mehr in die lebendigen Laken gehüllt.

Sie konnte keine vertrauten Landmarken erkennen. Vorher hatte sie wenigstens die verborgenen Umriss von Gebäuden, die Straßenschluchten und die Umriss von Stadtteilen ausmachen können.

Es war nicht mehr derselbe Ort.

Grau, schwarz, blendend weiß wie Marmor, angeordnet in Polyedern und Pyramiden, manche durchscheinend wie

Milchglas. Organisch anmutende Formen wechselten mit Platten von einigen Dutzend Metern Höhe, die wie aufgestellte Dominosteine vom Battery Park bis zum Riverside Park führten. Alle Formen und Massen der Gebäude Manhattans waren in seinen Sack gesteckt, durcheinandergeschüttelt, umgeformt und frisch gestrichen worden.

Vor allem aber waren die Strukturen nicht mehr aus Beton und Stahl. Suzy wußte nicht, woraus sie waren.

Aber sie waren lebendig.

Ihre Mutter saß hinter einem breiten, mit Speisen überladenen Tisch. Entlang der Vorderseite waren Salate in Schüsseln aufgereiht, ein dicker angeschnittener Schinken erhob sich in der Mitte, Schalen mit Oliven und eingelegtem Gemüse nahmen die Seiten ein, Kuchen und Süßspeisen den rückwärtigen Teil. Ihre Mutter lächelte und kam hinter dem Tisch hervor, die Arme ausgebreitet. Sie trug ein teures Kleid, dessen Ärmel mit Spitzen und Perlen besetzt waren, und sah absolut umwerfend aus. »Suzy«, sagte sie. »Schau nicht so ängstlich! Wir sind zu Besuch gekommen.«

Sie umarmte ihre Mutter, fühlte den festen Körper unter dem Stoff und gab die Vorstellung auf, daß es ein Traum sei. Es war Wirklichkeit. Ihre Brüder hatten sie nicht zu Hause abgeholt – das konnte nicht Wirklichkeit gewesen sein, nicht wahr? –, sondern sie mit dem Aufzug heraufgebracht, und nun war sie bei ihrer Mutter, die sie warm und liebevoll empfing und ihr Essen vorsetzte.

Und über der Schulter ihrer Mutter, außerhalb der breiten Fenster, die veränderte Stadt. Das konnte sie sich nicht einbilden, oder?

Sie löste sich von ihrer Mutter, wischte sich die Augen und blickte von ihr zu Kenneth und Howard. »Was geht vor, Mutter?«

»Als ich dich das letzte Mal sah, waren wir in der Küche«, sagte ihre Mutter und betrachtete sie von Kopf und Fuß. »Ich war damals nicht sehr gesprächig. Vieles geschah gleichzeitig.«

»Du warst krank«, sagte Suzy.

»Ja... und nein. Komm, setz dich! Du mußt sehr hungrig sein.«

»Ich habe zwei Wochen geschlafen. Ich hätte verhungern müssen«, sagte sie.

»Sie glaubt es noch immer nicht«, sagte Howard grinsend.

Ihre Mutter winkte ab. »Still! Ihr würdet es auch nicht glauben, keiner von euch beiden.«

Sie gaben es zu.

»Aber ich bin doch hungrig«, sagte Suzy. Kenneth zog ihr einen Stuhl heraus, und sie setzte sich vor ein makelloses Tischgedeck aus feinem Porzellan und Silber.

»Wir haben es wahrscheinlich zu vornehm gemacht«, sagte Howard. »Zu sehr wie einen Traum.«

»Ja«, sagte Suzy. Sie fühlte sich benommen, glücklich, und inzwischen war ihr gleich, was wirklich und was nicht wirklich war. »Ihr Clowns habt übertrieben.«

Ihre Mutter häufte Schinken und Salate auf Suzys Teller, und Suzy zeigte auf das Kartoffelmus und die Bratensoße.

»Zum Mästen«, sagte Kenneth.

Suzy schnalzte, führte die erste Gabel voll Schinken zum Mund und kaute darauf. Echt. Der Biß der Zähne auf die Gabel: echt. »Wißt Ihr, was geschehen ist?«

»Nicht alles«, sagte ihre Mutter und setzte sich zu ihr.

»Wir können jetzt viel klüger sein, wenn wir wollen«, sagte Howard. Einen Augenblick lang fühlte Suzy sich verletzt; meinte er sie? Howard hatte sich immer seiner Noten geschämt, er war ein fleißiger Schüler gewesen, der sich

angestrengt hatte, aber er war alles andere als begabt. Immerhin war er noch klüger als seine langsame Schwester.

»Wir brauchen nicht mal unsere Körper«, sagte Kenneth.

»Nicht so schnell!« ermahnte ihre Mutter sie. »Es ist sehr verwickelt, liebes Kind.«

»Wir sind jetzt Dinosaurier«, sagte Howard und nahm sich im Stehen vom Schinken. Dann machte er ein Gesicht und ließ den Bissen wieder fallen.

»Als wir krank waren...«, begann ihre Mutter.

Suzy legte die Gabel aus der Hand und kaute nachdenklich. Sie hörte nicht auf ihre Mutter, sondern lauschte anderen Stimmen, die von innen kamen.

**Heilen dich**

**Pflegen dich.**

**Brauchen...**

»Ach du lieber Gott«, murmelte sie mit vollem Mund. Sie schluckte und blickte zu den anderen. Sie hob die Hand. Weiße Schwielen zogen sich über den Handrücken und die Gelenke, verloren sich in schwach ausgeprägten Verzweigungen unter der Haut ihres Armes.

»Sei nicht bange, Suzy«, sagte ihre Mutter. »Bitte ängstige dich nicht. Sie ließen dich in Ruhe, weil sie nicht in deinen Körper eindringen konnten, ohne dich zu töten. Du hast eine ungewöhnliche Chemie, mein Kind. Du und ein paar andere. Das ist jetzt kein Problem mehr. Aber du hast die Wahl, Kind. Hör auf uns... und auf sie! Sie sind jetzt viel mehr verfeinert, Suzy, viel klüger als sie zur Zeit unserer... Umwandlung waren.«

»Dann bin ich jetzt auch krank, nicht wahr?« fragte Suzy.

»Es gibt so viele von ihnen«, sagte Howard mit einer alles umfassenden Armbewegung zum Aussichtsfenster, »daß du alle Sandkörner auf Erden und jeden Stern am Himmel zählen könntest, ohne ihre Zahl zu erreichen.«

»Nun hör gut zu!« sagte Kenneth und beugte sich zu seiner Schwester nieder. »Du hörst immer auf mich, nicht wahr, Sämling?«

Sie nickte wie ein Kind, langsam und besonnen.

»Sie wollen nicht verletzen, oder töten. Sie brauchen uns. Wir sind ein kleiner Teil von ihnen, aber sie brauchen uns.«

»Ja?«

»Sie lieben uns«, sagte ihre Mutter. »Sie sagen, sie kommen von uns und lieben uns wie... wie du deine Wiege liebst, die im Keller.«

»Wie wir Mama lieben«, sagte Kenneth. Howard nickte feierlich.

»Und nun geben sie dir die Wahl.«

»Was für eine Wahl?« fragte Suzy. »Sie sind schon in mir.«

»Die Wahl, ob du weitermachen möchtest, wie du bist, oder ob du dich zugesellen willst.«

»Aber ihr seid jetzt wieder wie ich.«

Kenneth kniete neben ihr nieder. »Wir möchten dir gern zeigen, wie es ist, wie sie sind.«

»Ihr habt eine Gehirnwäsche bekommen«, sagte sie. »Ich möchte lebendig sein.«

»Mit ihnen sind wir noch weit mehr lebendig«, sagte ihre Mutter. »Kindchen, wir haben keine Gehirnwäsche bekommen, wir sind überzeugt. Anfangs haben wir Schlimmes durchgemacht, aber das ist jetzt nicht mehr notwendig. Sie zerstören nichts. Sie können alles in sich bewahren, in der Erinnerung, aber es ist viel besser als Erinnerung...«

»Weil du dich selbst hineindenken und dort sein kannst, genauso wie es war...«

»Oder sein wird«, ergänzte Howard.

»Ich weiß noch immer nicht, was ihr meint. Sie wollen, daß ich meinen Körper aufgebe? Sie werden mich umwandeln, wie sie euch umwandelten, wie sie die ganze Stadt umwandelten!«

»Wenn du bei ihnen bist, wirst du deinen Körper nicht mehr brauchen«, sagte ihre Mutter. Suzy schaute sie entsetzt an. »Suzy, Kindchen, wir haben es mitgemacht. Wir wissen Bescheid.«

»Ihr redet wie diese Leute von der Mun-Sekte«, sagte Suzy. »Ihr habt mich immer gewarnt, daß die Mun-Leute und andere Jugendsekten mich übervorteilen und ausnutzen würden. Nun kommt ihr und wollt mir eine Gehirnwäsche machen. Ihr füttert mich und macht es mir angenehm, und ich weiß nicht mal, ob ihr meine Mutter und Brüder seid.«

»Du kannst so bleiben wie du bist, wenn du das willst«, sagte Kenneth. »Sie dachten bloß, du würdest gern mehr darüber wissen. Es gibt eine Alternative zu Alleinsein und Angst.«

»Werden sie meinen Körper verlassen?« fragte sie und hielt die Hand hoch.

»Wenn es das ist, was du willst«, sagte ihre Mutter.

»Ich möchte lebendig sein, nicht ein Geist.«

»Ist das deine Entscheidung?« fragte Kenneth.

»Ja«, sagte sie mit Entschiedenheit.

»Möchtest du, daß auch wir gehen?«

Sie spürte wieder die aufkommenden Tränen und griff nach der Hand der Mutter. »Ich bin verwirrt«, sagte sie. »Ihr würdet mich nicht belügen, nicht wahr? Ihr seid wirklich Mutter und Kenny und Howard?«

Sie nickten. »Nur besser«, fügte Howard hinzu. »Hör zu, Schwesterchen! Ich hatte die Weisheit wirklich nicht mit Löffeln gegessen, nicht wahr? Ich war vielleicht gutmütig, aber manchmal doch ein rechter Klotz. Doch als sie in mich kamen...«

»Wer sind *sie*?«

»Sie kamen von uns«, sagte Kenneth. »Sie sind wie unsere eigenen Zellen, nicht wie eine Krankheit.«

»Sie sind Zellen?« Sie dachte an die klumpigen Dinger – die Namen hatte sie vergessen –, die sie in der Schule unter dem Mikroskop gesehen hatte. Das machte ihr noch mehr Angst.

Howard nickte. »Und klug. Als sie in mich kamen, fühlte ich mich so stark – im Geist. Ich konnte denken und mich an alles mögliche erinnern, sogar Ereignisse, die ich gar nicht erlebt hatte. Es war, als unterhielte ich mich am Telefon mit Tausenden von klugen Leuten, allesamt gute Freunde, zur Zusammenarbeit geneigt...«

»Meistens«, sagte Kenneth.

»Na ja, sie streiten manchmal, und wir streiten auch. Es ist nicht alles eitel Sonnenschein. Aber niemand haßt den anderen, weil wir alle hunderttausendfach, vielleicht millionenfach dupliziert sind. Weißt du, wie im Kopiergerät. Über das ganze Land verteilt. Sollte ich hier und jetzt sterben, so gibt es Hunderte von anderen, die auf mich eingestimmt sind, bereit, ich zu werden, und so sterbe ich nicht. Ich verliere bloß dieses bestimmte Ich. Dafür kann ich mich auf alle anderen einstimmen, und ich kann überall sein, und es wird unmöglich – zu sterben.«

Suzy hatte aufgehört zu essen. Nun ließ sie das Herumstochern mit der Gabel sein und legte sie aus der Hand. »Das ist jetzt zu schwer für mich«, sagte sie. »Ich möchte wissen, warum ich nicht auch krank wurde.«

»Laß sie diesmal antworten«, sagte ihre Mutter. »Du brauchst ihnen bloß zuzuhören.«

Suzy schloß die Augen.

**Verschiedene Leute  
manche wie du  
starben/Unheil/Ende  
beiseitegelegt, konserviert  
wie Nationalparks  
diese Leute/du**

### **zu lernen.**

Die Worte formten sich nicht bloß in ihrem Bewußtsein. Sie waren begleitet von einer klaren, lebhaften Serie visueller und sinnlich wahrgenommener Reisen über weite geistige und physikalische Entfernungen. Sie wurde sich der Unterschiede zwischen Zellintelligenz und ihrer eigenen bewußt, der verschiedenen, nun zusehends integrierten Erfahrungen; sie kam in Berührung mit den Gestalten und Gedanken vom Menschen, die in die Zellerinnerungen eingegangen waren; sie gewann sogar den Eindruck, daß die Erinnerungen jener, die vor der Absorption gestorben waren, teilweise in den Zellen überdauert hatten. Sie hatte niemals eine derartige Vielfalt gesehen, gefühlt, geschmeckt.

Suzy schlug die Augen auf. Sie war schon nicht mehr dieselbe. Etwas in ihr war überbrückt worden – der Teil, der sie langsam machte. Sie war jetzt nicht mehr so langsam, nicht durchgängig.

»Siehst du, wie es ist?« fragte Howard.

»Ich werde darüber nachdenken«, sagte sie und schob den Stuhl vom Tisch zurück. »Sagt ihnen, sie sollen mich in Ruhe lassen und mich nicht krank machen!«

»Du hast es ihnen bereits gesagt«, erwiderte ihre Mutter.

»Ich brauche einfach Zeit«, sagte Suzy.

»Kindchen, wenn du willst, kannst du alle Zeiten der Welt haben.«

Bernard treibt in seinem eigenen Blut dahin, ungewiß, mit wem er kommuniziert. Die Kommunikation wird von Geißeltierchen durch den Blutstrom aufwärts getragen, angepaßten Protozoen, die im Serum hohe Geschwindigkeit erreichen können. Seine Antworten kehren auf dem gleichen Weg zurück, oder werden einfach in den Blutstrom geworfen.

Alles ist Information, oder Mangel an Information.

- Wie viele von mir gibt es?

**Diese Zahl wird sich immer verändern. Mittlerweile vielleicht eine Million.**

- Werde ich sie treffen? Sie integrieren oder in sie integriert werden?

**Keine Gruppe hat die Fähigkeit, die Erfahrungen aller gleichartigen Gruppen zu absorbieren. Das muß den Befehlsgruppen vorbehalten werden. Nicht alle Information ist zu jeder gegebenen Zeit gleich nützlich.**

- Aber keine Information geht verloren?

**Information geht immer verloren. Das ist das Ringen. Aber keiner Gruppe Gesamtstruktur geht je verloren. Es gibt stets Verdoppelungen.**

- Wohin gehe ich?

**Schließlich über die »Blutmusik«. Du bist die Gruppe, welche zur Reintegration mit BERNARD ausgewählt wurde.**

- Ich bin Bernard.

**Es gibt viele BERNARD.**

Vielleicht eine Million anderer, die denken, wie er jetzt dachte, die sich durch Blut und Gewebe ausbreiten und

allmählich in die Noozyten-Hierarchie eingehen. Eine Million in Veränderung begriffener Versionen, die niemals reintegriert werden.

**Du wirst mit Befehlsgruppen zusammentreffen. Du wirst GEDACHTES UNIVERSUM erfahren.**

- Es ist zuviel. Ich fürchte mich wieder.

**FURCHT ist unmöglich ohne hormonale Reaktion BERNARDS auf Makro-Ebene. FÜRCHTEST du dich tatsächlich?**

Er sucht nach den Kennzeichen und Wirkungen der Furcht und findet sie nicht.

- Nein, aber ich sollte mich fürchten.

**Du hast Interesse an Hierarchie ausgedrückt. Dazu ist erforderlich die Anpassung deiner Verarbeitung an \*\*\*\*\*.**

Die Botschaft bleibt seinem menschlichen Geist unverständlich, eingebettet in die Biologik der Noozytengruppe, aber die Gruppe selbst versteht und bereitet die Einführung bestimmter Datenpakete vor.

Und als die Daten eintreffen – schlanke, zusammengerollte RNS-Stränge und knorrig, verschlungene Proteine –, fühlt er seine Zellen absorbieren und eingliedern. Es ist nicht möglich zu wissen, wieviel Zeit dies in Anspruch nimmt, aber er scheint beinahe augenblicklich die Erfahrung der im Kapillargefäß vorbeiströmenden Zellen zu begreifen. Er nährt sich von ihren kürzlich abgelegten Erfahrungserinnerungen.

Die bei weitem größte Zahl sind nicht reife Noozyten, sondern gewöhnliche somatische Zellen, die entweder geringfügig verändert wurden, um Störungen der Noozytenaktivität auszuschließen, oder Dienerzellen mit begrenzten Funktionen, die von einfacher Biologik bestimmt sind. Einige dieser Zellen sind im Auftrag von Befehlsgruppen unterwegs, andere übertragen erfahrene Erinnerung in

hybridisierten oder polymerisierten Klumpen von einem Ort zum anderen. Wieder andere führen neue Körperfunktionen aus, die für unspezialisierte somatische Zellen noch nicht erreichbar sind.

Noch tiefer auf der Stufenleiter stehen domestizierte Bakterien, sorgfältig maßgeschneidert, um eine oder zwei Funktionen auszuführen. Verschiedene dieser Bakterien (es besteht keine Möglichkeit, ihre Art mit einer in Zusammenhang zu bringen, die er bei ihren wissenschaftlichen Namen kennt) sind kleine Fabriken, die das Blut mit den für die Noozyten erforderlichen Molekülen versorgen.

Und ganz unten auf der Stufenleiter, doch in ihrer Bedeutung keineswegs zu vernachlässigen, sind maßgeschneiderte Phagen-Viren. Von diesen fungieren verschiedene als Hochgeschwindigkeits-Transportmittel für wichtige Informationen, in Schlepp genommen von Geißeltierchen-Bakterien oder schlank gemachten Lymphozyten; andere bewegen sich freizügig durch das Blut, umringen die größeren Zellen wie Staubwolken. Wenn somatische Zellen, Dienerzellen oder sogar reife Noozyten die Hierarchie verlassen haben – aus Rebellion oder einer drastischen Fehlfunktion –, greifen die Viruspartikel sie an und injizieren ihre Ladung zersetzender RNS. Die angegriffenen Zellen platzen bald und stoßen eine Wolke weiterer maßgeschneiderter Viren aus, und die Abfälle werden von verschiedenen Noozyten und Dienerzellen absorbiert und beseitigt.

Jeder Zelltyp, der ursprünglich in seinem Körper vorhanden war, ob Freund oder Feind, ist von den Noozyten studiert und nutzbringend eingesetzt worden.

**Mach dich los und folge der Spur der Befehlsgruppe! Du wirst interviewt.**

Bernard fühlt, wie seine Gruppe sich in das Kapillargefäß zurückzieht. Dessen Wände verengen sich, bis die Gruppe in eine lange Linie aufgereiht ist, deren interzelluläre Kommunikationen reduziert sind, bis sich das Noozyten-Äquivalent von Erstickung einstellt. Dann passiert die Gruppe die Wand des Kapillargefäßes und ist in Körperflüssigkeit gebadet. Die Spur ist sehr deutlich. Er kann die Anwesenheit reifer Noozyten »schmecken«. Es müssen sehr viele von ihnen sein.

Plötzlich kommt ihm in den Sinn, daß er tatsächlich noch nahe seinem Gehirn ist, möglicherweise noch *in* seinem Gehirn, und daß er sich anschickt, einige der Forscher zu treffen, die für den Durchbruch zu den Maßstäben des Makrokosmos verantwortlich sind.

Er passiert Mengen von Dienerzellen, Informationen befördernder Flagellaten, auf Befehle wartender Noozyten.

Ich werde, sagt er sich, mit dem großen Menschenfresser zusammentreffen. Der Gedanke und das begleitende geistige Schmunzeln geht augenblicklich in seine Erfahrungsdaten ein, wird von einer Dienerzelle hastig herausgezogen, geborgen und zur Befehlsgruppe fortgetragen. Schon im nächsten Augenblick erreicht ihn eine Antwort.

**Bernard vergleicht uns mit einem UNGEHEUER.**

- Nicht im geringsten. Ich bin hier das Ungeheuer. Entweder das, oder die Situation selbst ist ungeheuerlich.

**Wir sind noch weit davon entfernt, die Subtilitäten deines Denkens zu verstehen. Hast du die Reise »stromabwärts« informativ gefunden?**

- Bisher sehr informativ. Und ich gebe zu, daß ich mich hier klein und bescheiden fühle.

**Nicht wie eine oberste Befehlsgruppe?**

- Nein. Ich bin kein Gott.

**Wir verstehen nicht GOTT.**

Die Befehlsgruppe war viel größer als eine normale Noozyten-Ansammlung. Bernard schätzte, daß sie mindestens zehntausend Zellen enthielt, mit einer entsprechend größeren Denkkapazität. Er kam sich vor wie eine geistige Eintagsfliege, auch unter dem Eindruck der Schwierigkeit, im Noozytenbereich Urteile abzugeben.

- Habt ihr Zugang zu meinen Erinnerungen von H. G. Wells?

Pause. Dann:

**Ja, dafür, daß es keine Erinnerungen wirklicher Erlebnisse sind, erscheinen sie ziemlich lebendig.**

- Ja, nun, sie entstammen einem Buch, der Verschlüsselung einer unwirklichen Erfahrung.

**Wir sind mit dem Begriff der »Fiktion« vertraut.**

- Ich komme mir vor wie Cavour in *Die ersten Menschen im Mond*.

**Der Vergleich mag passend sein, aber wir verstehen ihn nicht. Wir sind sehr verschieden, BERNARD, weitaus verschiedener als dein Vergleich mit der unwirklichen Erfahrung vermuten lassen würde.**

- Ja, aber wie Cavour habe auch ich Tausende von Fragen. Vielleicht wünscht ihr, nicht alle zu beantworten.

**Um zu verhüten, daß Makro-MENSCHEN alles wissen, was wir tun könnten, und versuchen, uns daran zu hindern.**

Die Botschaft war gerade unklar genug, um Bernard zu zeigen, daß die Befehlsgruppe noch unfähig war, die Realität des Makrokosmos vollständig zu erfassen.

- Steht ihr in Verbindung mit den Noozyten in Nordamerika?

**Wir sind uns bewußt, daß es andere, weitaus »mächtigere« Konzentrationen gibt, in viel besseren Umständen.**

- Und...? Keine Antwort.

Dann:

**Ist dir bekannt, daß dein »eingeschlossener Raum« in Gefahr ist?**

- Nein. Welcher Art von Gefahr? Ihr meint das Laboratorium?

**»Das Laboratorium« ist umringt von deinen Mitmenschen in »ungewisser hierarchischer Beziehung«.**

- Ich verstehe nicht.

**Sie wünschen das Laboratorium zu zerstören, und mit ihm vermutlich uns alle.**

- Woher wißt ihr dies?

**Wir sind in der Lage, RADIOFREQUENZ-SENDUNGEN in mehreren SPRACHEN – »Kodierungen« zu empfangen. Kannst du diese Versuche beenden? Bist du in einer Position von hierarchischem EINFLUSS?**

Bernard grübelt über die Frage nach.

**Wir haben Erinnerung an die SENDUNGEN.**

- Dann laßt sie mich hören!

Er kann von Vorbeigang eines Flagellaten schmecken, der den Boten der Befehlsgruppe abfängt und mit einem Datenpaket zurückkehrt. Bernards Gruppe absorbiert das Material.

Er »hört« die Sendungen jetzt im Gedächtnis. Sie sind nicht von bester Empfangsqualität, und die meisten kommen in deutscher Sprache, die er nur mangelhaft versteht. Aber er kann genug aufnehmen, um zu verstehen, warum Paulsen-Fuchs in letzter Zeit merklich schlechter und erschöpfter ausgesehen hat.

Das Pharmek-Gelände ist umgeben von einer riesigen Zelt- und Hüttenstadt protestierender Menschen. Bis zum Flugplatz hinaus ist das Land mit ihnen übersät; die Zahl der Protestierenden beträgt schätzungsweise eine halbe Million,

und jeden Tag treffen weitere mit Bussen, Automobilen oder zu Fuß ein. Militär und Polizei beschränken sich auf die Abriegelung des Pharmek-Geländes und die Bewachung der Zufahrtstraßen. Die politische Führung wagt nicht gegen die Demonstranten vorzugehen; die Stimmung in ganz Deutschland und in den meisten Ländern Europas ist sehr explosiv.

- Ich habe keine Macht, sie zurückzuhalten.

### **ÜBERREDUNG?**

Wieder schmunzelt Bernard innerlich. – Nein, ich bin der, den sie vernichtet sehen wollen. Und ihr seid es.

**Du bist in deinem Bereich viel weniger einflußreich, als wir es hier sind.**

- O ja, natürlich.

Längere Zeit kommen keine Botschaften von der Befehlsgruppe.

Dann:

**Es ist sogar noch weniger Zeit. Wir übertragen dich jetzt.**

Er spürt eine subtile Veränderung in der Stimme, als er von Flagellaten aus der Befehlsgruppe entfernt wird. *Folge*. Er bemerkt, daß eine Anzahl kleinerer Gruppen sich von der Befehlsgruppe gelöst hat. Sie kommunizieren mit ihm, und ihre Stimme kommt ihm seltsam vertraut vor, unmittelbarer und zugänglicher.

- Wer führt mich?

Die Antwort ist chemisch. Ein Flagellat bringt ihm eine identifizierende Kette, und auf einmal weiß er, daß er von vier Gruppen primärer B-Lymphozyten geführt wird, den frühesten Versionen von Noozyten. Primäre B-Lymphozyten haben einen Platz in den meisten Befehlsgruppen und werden mit großem Respekt behandelt; sie sind die Vorläufer, obgleich ihre Aktivitäten begrenzt sind. Sie sind in beiden Bedeutungen des Wortes primitiv: in Entwurf und Funktion weniger

vervollkommnet als die in jüngerer Zeit geschaffenen Noozyten, und die Vorfahren von allen.

**DU MAGST DAS GEDANKENUNIVERSUM BETRETEN.**

Die Stimme schwindet und kommt wieder, wie bei schlechtem Senderempfang. Bruchstückhaft, unvollständig.

\*\*\*\*\*

Die Empfindung, in einer Noozytenansammlung zu sein, fand ein abruptes Ende. Jetzt war Bernard weder verkörpert noch auf den Maßstab der Noozyten geschrumpft. Seine Gedanken waren einfach, und der Ort, wo sie waren, war außerordentlich schön.

Wenn es eine Verlängerung im Raum gab, war sie illusorisch. Dimensionen schienen vom Gegenstand definiert zu sein; Information, die für sein gegenwärtiges Denken bedeutsam war, befand sich in der Nähe, andere Gegenstände waren weiter entfernt. Der Gesamteindruck war der einer ungeheuren, vielschichtigen Bibliothek, die in einer Sphäre um ihn angeordnet war. Er teilte dieses Zentrum mit einer anderen Gegenwart.

Menschen, menschliche Form, sagte die Gegenwart. Ein Hasten und Jagen von Informationen umgab Bernard, verlieh ihm Arme, Beine, einen Körper und ein Gesicht. Neben ihm, scheinbar in einem Liegestuhl ruhend, war ein undeutliches, nebelhaftes Abbild von Vergil Ulam. Ulam lächelte wenig überzeugend.

»Ich bin Ihr zellulärer Vergil Ulam. Willkommen im inneren Kreis der Befehlsgruppen.«

»Sie sind tot«, sagte Bernard. Seine Stimme war eine unvollkommene Annäherung.

»Das hörte ich.«

»Wo sind wir?«

»Wenn ich die beschreibende Kette der Noozyten vereinfacht übersetze, dann befinden wir uns in einem Gedankenuniversum. Ich nenne es eine Noosphäre. Hier drin wird alles, was wir erleben, durch Denken erzeugt. Wir können sein, was wir wollen, können lernen, was uns gefällt, können über alles in der Welt nachdenken. Wir sind nicht eingeschränkt durch fehlendes Wissen oder mangelnde Erfahrung; alles steht zu unserer Verfügung und kann zu uns gebracht werden. Wenn ich nicht von den Befehlsgruppen gebraucht werde, verbringe ich den größten Teil meiner Zeit hier.«

Ein Dodekaeder aus Granit, dessen Kanten mit goldenen Stäben geschmückt waren, bildete sich zwischen ihnen. Eine Weile kollerte er hierhin und dorthin, dann wandte er sich an Vergils blasse, geisterhafte Gestalt. Bernard verstand nichts von der Kommunikation. Der Dodekaeder verschwand.

»Wir alle nehmen hier charakteristische Formen an, und die meisten von uns fügen Strukturen und Einzelheiten hinzu. Noozyten haben keinen Namen, Mr. Bernard. Sie haben Sequenzen identifizierender Aminosäuren, die von Codonen aus den Intronen ribosomer RNS ausgewählt werden. Hört sich kompliziert an, ist tatsächlich aber viel einfacher als ein Fingerabdruck. In der Noosphäre müssen alle aktiven Forscher deutlich identifizierende Symbole haben.«

Bernard versuchte, Spuren des Vergil Ulam zu finden, dem er begegnet und mit dem er einen Händedruck ausgetauscht hatte. Viele schien es nicht zu geben. Selbst der Stimme fehlte der Akzent und die leichte Atemlosigkeit, an die er sich erinnerte. »Es gibt hier nicht sehr viel von Ihnen, nicht wahr?«

Vergils Gespenst schüttelte den Kopf. »Nicht alles von mir war auf die Noozytenebene übersetzt, bevor meine Zellen Sie infizierten. Ich hoffe, es gibt irgendwo eine bessere Aufzeichnung. Diese ist kaum hinreichend. Ich bin nur zu etwa einem Drittel hier. Was hier ist, wird jedoch geliebt und beschützt. Die Gestalt des geehrten Urahnen, vage Erinnerung an den Schöpfer.« Seine Stimme litt unter Schwunderscheinungen, blieb ganz aus oder kam verzerrt. Das Abbild schien fast unbeweglich zu sein. »Die Hoffnung ist, daß sie mit Noozyten daheim Verbindung aufnehmen und mehr von mir finden werden. Nicht bloß Bruchstücke einer zerschlagenen Vase.«

Das Bild wurde noch durchsichtiger. »Muß jetzt gehen. Ergänzungen kommen. Ein Teil von mir ist immer hier anzutreffen; Sie und ich, wir sind die Modelle. Ich vermute, Sie haben jetzt den Vorrang. Bis später.«

Bernard stand allein in der Noosphäre, inmitten von Optionen, von denen er kaum Gebrauch zu machen wußte. Er streckte die Hand zur umgebenden Information aus. Sie flimmerte ringsumher, Lichtwellen, die sich vom Nadir zum Zenit ausbreiteten. Reihen von Information wechselten die Prioritäten, und seine Erinnerungen waren wie Kartenhäuser um ihn aufgestapelt, jedes dargestellt durch eine Lichtlinie.

Die Linien vereinigten sich in einer Lichtkaskade.

Er hatte gedacht.

\*\*\*\*\*

»Für dich bloß ein Tag wie jeder andere, nicht?« sagte Nadia, wandte sich um und trat anmutig auf die Rolltreppe des Gerichtsgebäudes.

»Nicht der angenehmste«, sagte er. Sie wurden abwärts getragen.

»Ja doch, ein Tag wie jeder andere.« Sie duftete nach Teerosen und etwas anderem, das er mit Reinlichkeit gleichsetzte. Sie war in seinen Augen immer schön gewesen, und unzweifelhaft auch in den Augen anderer: zierlich, schlank, schwarzhaarig, zog sie nicht sofort die Blicke auf sich, aber ein paar Minuten allein in einem Raum mit ihr beseitigten jeden Zweifel: die meisten Männer würden mit Freuden viele Stunden, Tage, Monate mit ihr verbringen.

Aber nicht Jahre. Nadia war rasch gelangweilt, selbst Michael Bernard machte da keine Ausnahme.

»Also zurück zum Geschäft«, sagte sie und auf halbem Weg nach unten. »Mehr Interviews.«

Er antwortete nicht. Wenn Nadia sich langweilte, wurde sie bissig.

»Nun, du bist mich los«, sagte sie, als sie unten anlangten. »Und ich dich.«

»Ich werde dich nie los sein«, entgegnete Bernard. »Du stelltest für mich immer etwas Wichtiges dar.« Sie machte auf den hohen Absätzen kehrt und zeigte ihm die Rückseite eines makellos geschneiderten blauen Kostüms. Er faßte sie nicht zu sanft beim Arm und zog sie wieder herum. »Du warst meine letzte Chance, normal zu sein. Ich werde niemals eine andere Frau lieben, wie ich dich liebte. Du branntest. Ich werde Frauen mögen, aber ich werde mich ihnen niemals überantworten; ich werde niemals naiv mit ihnen sein.«

»Du plapperst dummes Zeug, Michael«, sagte Nadia, und ihre Lippen spannten sich ungeduldig bei der Erwähnung seines Namens. »Laß mich gehen!«

»Nichts da«, sagte er. »Du hast anderthalb Millionen Dollar. Gib mir etwas dafür!«

»Verzieh dich!« sagte sie.

»Du magst keine Szenen, nicht wahr?«

»Laß mich los!«

»Die kühle, würdevolle Dame. Aber ich kann jetzt etwas nehmen, als eine Art Gegenleistung.«

»Du Drecksker!«

Er zitterte und gab ihr eine Ohrfeige. »Für meine letzte Naivität. Für drei Jahre, von denen das erste wundervoll war, das dritte ein Elend.«

»Ich werde dich umbringen«, zischte sie. »Niemand...«

Er stellte ihr ein Bein und brachte sie zu Fall. Mit einem spitzen Schrei fiel sie rücklings auf den Hintern.

Die Beine gespreizt, die Arme steif nach hinten gestreckt und auf die Hände gestützt, blickte sie mit zuckenden Lippen zu ihm auf. »Du...«

»Rohling«, sagte er. »Ruhige, kalte, rationale Brutalität. Nicht sehr verschieden von dem, was du mir zugemutet hast. Aber du brauchst keine körperliche Gewalt. Du provozierst sie bloß.«

»Halt's Maul!« Sie streckte die Hand aus, und er half ihr auf die Beine.

»Tut mir leid«, sagte er. Während ihrer drei gemeinsamen Jahre hatte er sie nicht ein einziges Mal geschlagen. Er fühlte sich sterbenselend.

»Unsinn! Du bist alles, was ich dir nachsagte, du Bastard. Du jämmerlicher kleiner Junge!«

»Tut mir leid«, wiederholte er. Die zahlreichen Leute in der Eingangshalle beobachteten sie wachsam, murmelten mißbilligend. Glücklicherweise waren keine Reporter da.

»Geh spielen mit deinem Spielzeug!« sagte sie. »Deinen Skalpell, deinen Krankenschwestern, deinen Patienten. Geh hin und ruiniere ihr Leben und bleib mir vom Leibe!«

\*\*\*\*\*

Eine ältere Erinnerung.

»Vater.« Er stand am Bett, unbehaglich in der Umkehrung der Rollen, nicht mehr der Arzt, sondern ein Besucher. Es roch nach Desinfektionsmittel und etwas, den Geruch von Desinfektionsmittel zu überdecken, Teerosen oder etwas ähnlich Süßlichem; das Ergebnis war ein Geruch wie in einer Leichenhalle. Er nahm die Hand seines Vaters in die seine.

Der alte Mann (er war alt, sah alt aus, abgenutzt vom Leben) öffnete die Augen und blinzelte. Seine Augäpfel waren gelb, wäßrig, seine Haut hatte die Farbe von französischem Senf. Er hatte Leberkrebs, und alles versagte Stück für Stück. Er hatte gebeten, daß auf lebensverlängernde Maßnahmen verzichtet werden sollte, und Bernard war mit seinem Anwalt zum Chefarzt des Krankenhauses gegangen, um sicherzustellen, daß die Wünsche seines Vaters nicht ignoriert wurden. (Wollen Sie Ihren Vater tot sehen? Wollen Sie sichergehen, daß er schneller stirbt? Natürlich nicht. Wollen Sie, daß er ewig lebt? Ja. O ja. Dann werde auch ich nicht sterben.)

Alle paar Stunden bekam er ein starkes Schmerzmittel, eine moderne Abwandlung des Brompton-Cocktails, der in allgemeiner Gunst gestanden hatte, als Bernard angehender Arzt gewesen war.

»Vater. Ich bin's, Michael.«

»Ja. Mein Verstand ist klar. Ich kenne dich.«

»Ursula und Gerald lassen grüßen.«

»Ich danke für die Grüße und erwidere sie.«

»Wie fühlst du dich?«

(Wie jemand, der im Sterben liegt, du Idiot.)

»Ich häng jetzt an der Spritze, Mike. Bin ein Fixer geworden.«

»Ja, richtig.«

»Ich muß jetzt mit dir sprechen.«

»Worüber, Vater?«

»Über deine Mutter. Warum ist sie nicht hier?«

»Mutter ist tot, Vater.«

»Ja. Ich weiß das. Mein Verstand ist klar. Es ist nur... und ich beklage mich nicht, wohlgemerkt... es ist nur, daß es schmerzt.« Er ergriff Bernards Hand und drückte sie so fest er konnte – ein jämmerlicher Druck. »Wie lautet die Prognose, Junge?«

»Du weißt es, Vater.«

»Kannst du nicht mein Gehirn für mich übertragen?«

Bernard lächelte. »Noch nicht. Wir arbeiten daran.«

»Nicht früh genug, fürchte ich.«

»Wahrscheinlich nicht, nein.«

»Du und Ursula – geht es gut?«

»Wir regeln die Dinge außergerichtlich, Vater.«

»Wie nimmt Gerald es?«

»Schlecht. Er schmolzt.«

»Wollte mich mal von deiner Mutter scheiden lassen.«

Bernard blickte stirnrunzelnd in seines Vaters Gesicht. »Ja?«

»Sie hatte einen Liebhaber. Brachte mich in Rage. Lehrte mich aber auch einiges. Ließ die Scheidung sein.«

Bernard hatte nie etwas davon gehört.

»Du weißt, sogar mit Ursula...«

»Das ist vorbei, Vater. Wir beide hatten Affären, und meine entwickelt sich zu einer ziemlich ernsthaften Sache.«

»Kannst eine Frau nicht besitzen, Mike. Die nichts taugen, sind wie gefährliche Kinder, hat einer mal gesagt, aber die anderen... wunderbare Kameraden. Kannst sie nicht besitzen.«

»Ich weiß.«

»Wirklich? Vielleicht, ja. Ich dachte, als ich von dem Liebhaber deiner Mutter erfuhr – ich dachte, ich würde sterben. Es schmerzte beinahe so wie dies hier. Ich dachte, sie gehört mir.«

Bernard wünschte, das Gespräch würde eine andere Richtung nehmen. »Gerald hat nichts dagegen, für ein Jahr ins Internat zu gehen.«

»Aber sie gehörte mir nicht. Ich hatte bloß teil an ihr. Selbst wenn eine Frau dich nur zum Liebhaber hat, hast du teil an ihr. Und sie an dir. Treue ist eine großartige Sache, Mike, das Fundament einer guten Ehe, aber schließlich kommt es darauf an, was beide Teile darüber hinaus einbringen. Was du tust, wie gut du es tust, wie beharrlich du bist.«

»Ja, Vater.«

»Sag mal...« Seines Vaters Augen weiteten sich.

»Was?« fragte Bernard und griff wieder die rechte Hand.

»Danach blieben wir noch dreißig Jahre zusammen.«

»Ich wußte nie etwas davon.«

»War auch nicht nötig. Ich war derjenige, der wissen mußte, der sich abfinden mußte. Das ist aber nicht alles, was mir durch den Sinn geht. Mike, erinnerst du dich an die Hütte? Auf dem Dachboden, unter der Schlafstelle, liegt ein Stoß von Papieren.«

Die Hütte in Maine war vor zehn Jahren verkauft worden.

»Ich hatte etwas geschrieben«, fuhr sein Vater fort, nachdem er mühsam und unter Schmerzen geschluckt hatte. Sein Gesicht knitterte in tausend Runzeln, und er machte eine bittere Grimasse. »Über meine Zeit als Arzt.«

Bernard wußte, wo die Papiere waren. Er hatte sie geborgen und während seiner Zeit als Internist gelesen. Sie befanden sich jetzt in einem Aktenordner in seinem Büro in Atlanta.

»Ich habe sie, Vater.«

»Gut. Hast du sie gelesen?«

»Ja.« Und sie waren mir sehr wichtig, Vater. Sie halfen mir bei der Entscheidung, was ich in der Neurologie tun wollte, bei der Wahl der Richtung, die ich einzuschlagen hatte... Sag es ihm, sag es ihm!

»Gut. Ich habe es immer gewußt, Mike.«

»Was?«

»Wie sehr du uns liebtest. Du bist bloß nicht der demonstrative Typ, nicht wahr?«

»Nie gewesen.«

»Ich liebe dich. Liebte Mutter.«

»Sie wußte es. Sie war nicht unglücklich, als sie starb. Gut.«  
Wieder machte er das Gesicht. »Ich muß jetzt schlafen. Bist du sicher, daß du keinen guten jungen und neuen Körper für mich finden kannst?«

Bernard nickte. Sag es ihm.

»Die Papiere waren sehr wichtig für mich, Vater. Papa.«

Er hatte ihn seit seinem vierzehnten Lebensjahr nicht mehr »Papa« genannt. Aber der alte Mann hörte nicht. Er war eingeschlafen. Bernard nahm Mantel und Koffer und ging, schaute in die Station und fragte die Schwester aus Gewohnheit, wann die nächste Verabreichung sein würde.

Sein Vater starb am nächsten Morgen um drei Uhr früh, im Schlaf und allein.

Und weiter...

Olivia Ferguson, die gleichen wundervoll glatten achtzehn Jahre alt wie er, ihr Vorname wie ein Echo ihres Teints, ihr dichtes dunkles Haar an der Kopfstütze der Corvette, blickte ihn aus ihren großen grünen Augen an und lächelte. Er erwiderte den Blick und das Lächeln, und es war der herrlichste Abend auf der Welt, es war phantastisch; das dritte Mal, daß er mit einem Mädchen verabredet war. Er war, Wunder über Wunder, eine Jungfrau – und diesen Abend schien es nichts auszumachen. Er hatte sie beim Glockenturm des Universitätscampus von Berkeley angesprochen, als sie bei einem der bronzenen Zwillingbären gestanden hatte, und sie hatte ihn dabei mit echter Sympathie angeschaut.

»Ich bin verlobt«, hatte sie gesagt. »Das heißt, es kann nichts daraus werden...«

Enttäuscht und doch stets bereit, galant zu sein, hatte er gesagt: »Nun, dann wird es eben bloß ein unterhaltsamer Abend. Unter Freunden.« Er kannte sie kaum; sie hatte einen der Kurse belegt, die auch er besuchte. Sie war das schönste Mädchen von allen, groß und gefaßt, ruhig und selbstsicher, doch nicht im mindesten eingebildet. Sie hatte lächelnd eingewilligt.

Und nun fühlte er die Freiheit, entlassen aus der Verpflichtung, einen Erfolg zu erringen. Zum ersten Mal fühlte er sich mit einer Frau auf gleichen Fuß gestellt. Ihr Verlobter, so erläuterte sie, war bei der Marine, stationiert auf der Marinewerft in Brooklyn. Ihre Familie wohnte auf Staten Island, in einem Haus, wo Herman Melville einmal einen Sommer verbracht hatte.

Der Wind blies in ihr Haar, ohne es in Unordnung zu bringen – wunderbares, prachtvolles Haar, das (theoretisch) köstlich anzufühlen wäre, ein Genuß, es durch die Finger gleiten zu lassen. Sie hatten sich unterhalten, seit er sie zu Haus abgeholt hatte, in einer Wohnung, die sie mit zwei Frauen teilte und die nahe dem alten weißen Hotel Clairemont lag. Sie waren über die Golden Gate-Brücke gefahren, um in einem kleinen Fischrestaurant, dem Klamshak, zu essen, und dort hatten sie über alles mögliche gesprochen – über Studienkurse, Pläne, was es mit dem Heiraten auf sich habe (er wußte es nicht und bemühte sich nicht einmal, Kenntnisse oder Erfahrungen vorzutäuschen). Sie waren übereingekommen, daß das Essen gut sei, und die Einrichtung des Lokals nicht im mindesten originell – Netze und Korkschwimmer an der Wand, in den Maschen Plastikhummer und ein abgenutzt aussehender getrockneter Kugelfisch, ein alter durchlöcherter Fischerkahn vor dem Eingang auf muschelbestreutem Sand. Nicht ein

einziges Mal kam er sich unbeholfen oder jung oder auch nur unerfahren vor.

Als sie über die Brücke zurückfuhren, dachte er, daß sie sich unter anderen Umständen gewiß ineinander verlieben und in ein paar Jahren heiraten würden. Sie war überwältigend – und er konnte und wollte nichts versuchen. Seine Empfindungen angesichts dieser Lage waren traurig und romantisch und insgesamt wundervoll.

Wenn er sie drängte, würde sie vielleicht mit ihm auf sein Zimmer gehen, und sie würden miteinander schlafen.

Doch obwohl er es als Makel empfand, unerfahren zu sein, wollte er sie nicht drängen. Er würde es nicht einmal andeuten. Die Stimmung dieses Abends war zu vollkommen.

Sie saßen vor dem umgebauten alten Herrenhaus, wo sie wohnte, noch eine Weile im Wagen, diskutierten über Kennedy und lachten über ihre Ängste während der Raketenkrise, und dann hielten sie einander bei den Händen und schauten sich in die Augen.

»Weißt du«, sagte er leise, »es gibt Zeiten, wo...« Er brach ab.

»Danke«, sagte sie. »Ich dachte mir gleich, daß du dich bei einer Verabredung anständig benehmen würdest. Die meisten Männer, weißt du...«

»Ja. Nun, so bin ich eben.« Er grinste. »Harmlos.«

»O nein. Nicht harmlos. Nicht im mindesten.«

Dies war der Wendepunkt. Es konnte so gehen, oder so. Er warf einen Blick auf ihre olivfarbene Haut und wußte, daß sie glatt war, jugendlich vollkommen. Er wußte auch, daß sie mit ihm auf sein Zimmer gehen würde.

»Du bist ein Romantiker, nicht wahr?« sagte sie.

»Ich glaube, das bin ich.«

»Ich auch. Die einfältigsten Leute auf der Welt sind Romantiker.«

Er fühlte Wärme in Hals und Gesicht emporsteigen. »Ich mag Frauen«, sagte er. »Ich mag die Art, wie sie sprechen und sich bewegen. Sie sind bezaubernd.« Er schloß sich ihr auf, um es später zu bedauern, aber seine Empfindung war zu wahr und unleugbar, besonders nach diesem Abend. »Ich glaube, die meisten Männer sollten spüren, daß eine Frau wie... wie geheiligt ist.

Nicht auf einem Postament, nicht in dieser Art. Aber einfach zu schön für Worte. Von einer Frau geliebt zu werden und... Das wäre einfach unglaublich.«

Olivia schaute durch die Windschutzscheibe, und ein Lächeln zupfte an ihren Mundwinkeln. Dann senkte sie den Blick auf ihre Handtasche und strich ihr wadenlanges blaues Kleid glatt. »Es wird geschehen«, sagte sie.

»Ja, sicher«, sagte er. Aber nicht zwischen uns.

»Danke«, sagte sie wieder. Er ließ ihre Hand los und hob sie, um ihr die Wange zu liebkosen. Sie rieb sich wie ein Kätzchen an seiner Hand und zog am Türgriff. »Wir sehen uns im Kurs.«

Sie hatten sich nicht mal geküßt.

- Was ist seitdem mit mir geschehen? Drei Ehefrauen – die dritte, weil sie wie Olivia aussah – und diese Di stanz, diese unüberbrückbaren Abstände. Ich habe bei weitem zu viele Illusionen verloren.

**Es gibt Optionen.**

- Ich verstehe nicht.

**Was würdest du gern revidieren?**

- Wenn ihr zurückgehen meint, ich sehe nicht, wie das geschehen sollte.

**Hier im Gedankenuniversum ist alles möglich. Simulationen. Rekonstruktionen nach deinem Gedächtnis.**

- Ich könnte ein weiteres Leben durchleben?

**Wenn Zeit ist.**

- Mit der echten Olivia? Sie... wo war sie, ist sie?

## **Das ist nicht bekannt.**

- Dann werde ich es lieber sein lassen. An Träumen bin ich nicht interessiert.

### **Es gibt mehr Erinnerungen in dir.**

- Ja...

Aber wo paßten sie hinein, wo kamen sie her?

Randall Bernard, vierundzwanzig, hatte Tiffany Marnier am siebzehnten November 1943 in einer kleinen Kirche in Kansas City geheiratet. Sie trug ein weißes Seidenkleid mit silbernen Perlen und einem weißen Spitzenüberwurf, den schon ihre Mutter zur Hochzeit getragen hatte, keinen Schleier, und die Blumen waren blutrote Rosen gewesen. Sie hatten...

*Sie nippten* vom Kelch mit Wein, tauschten ihre Gelübde aus und brachen ein Stück Brot, und der Geistliche, ein Theosoph, der sich im Laufe des nächsten Jahrzehntes zum Anhänger der indischen Vedanta wandeln sollte, erklärte sie für gleich in den Augen der Gottheit und nunmehr vereint durch gegenseitige Liebe und die rechtliche Bindung des Ehestands.

Die Erinnerung war verfärbt wie eine alte Fotografie, und nicht gut in Details. Aber sie war da, obwohl er damals noch nicht einmal geboren war, und er sah es, und sah dann ihre Hochzeitsnacht, bestaunte, was sich in flüchtigen Einblicken offenbarte und möglicherweise seine eigene Erschaffung war, und wie wenig sich zwischen Mann und Frau geändert hatte, bestaunte seiner Mutter Leidenschaft und seines Vaters präzise, wissende Geschicklichkeit, selbst im Bett ein Arzt...

Und sein Vater zog in den Krieg, drang mit Pattons Dritter Armee durch die Ardennen vor, erlebte die erbitterten Kämpfe und überschritt schließlich den Rhein bei Koblenz, und sein Sohn sah, was er nicht gesehen haben konnte. Und dann sah er, was sein Vater nicht gesehen haben konnte:

Ein Soldat in Reithosen, der den dunklen, feuchten Hausgang eines Pariser Bordells betrat; weder sein Vater noch sonst jemand, den er kannte...

Sehr trübe, aber klar in den Umrissen, eine Frau, die ihr Kind wiegte, beschienen von orangefarbenem Sonnenlicht, das durch ein Fenster aus getrockneter Fischblase drang...

Einen Mann, der im Grau des frühen Morgens mit Kormoranen in einem Fluß fischte...

Ein Kind, das vom Heuboden eine Gruppe von Männern beobachtete, die unten auf dem Hof einen großen, ängstlich glotzenden, schwarzweiß gefleckten Ochsen umstanden und sich anschickten, ihn zu schlachten...

Männer und Frauen, die ihre langen weißen Gewänder ablegten und in einem lehmigen, von roten Sandsteinfelsen gesäumten Fluß schwammen...

Einen Mann, der auf einer Klippe stand, den Hornbogen in der Hand, und eine Antilopenherde beim Durchqueren einer dunstigen Steppenebene beobachtete...

Eine Frau, die in einem dunklen unterirdischen, von Talglampen erhellten Raum ein Kind gebar, umringt von beschmierten, sorgenvollen Gesichtern...

Zwei alte Männer, die über Lehmkugeln in einem in den Sand gezogenen Kreis stritten...

- Ich erinnere diese Dinge nicht. Sie haben nichts mit mir zu tun. Ich erlebte sie nicht.

Er riß sich los vom Informationsstrom. Mit beiden Händen reichte er hinauf zu rotglühenden Kreisen über seinen Kopf, die so warm und attraktiv waren. Woher kamen sie? Er berührte die Kreise und spürte die Antwort in seinem hundertzelligen Körper.

**Nicht alle Erinnerung kommt aus dem Leben eines Individuums.**

- Woher dann?

**Erinnerung ist gespeichert in Neuronen – wechselwirkende Erinnerung, bewahrt als Ladung und Potential, dann abgeladen in chemische Speicherung in Zellen, darauf weiterverfrachtet auf die molekulare Ebene. Gespeichert von den Intronen einzelner Zellen.**

Die Einsicht war in ihrer Vollständigkeit und Intensität geradezu quälend.

**Symbiotische Bakterien und Trägerviren, die von Natur aus in allen Tieren vorkommen und für jede Art bestimmte Funktionen entwickelt haben, werden mit molekularer Erinnerung, die von den Intronen übertragen wird, versehen. Sie verlassen das Individuum und gehen auf ein anderes über, »infizieren« die somatischen Zellen mit der Erinnerung. Einige der Erinnerungen kehren dann in den chemischen Speicher zurück, und ein paar werden wieder zu aktiver Erinnerung.**

- Über Generationen hinweg?

**Über Jahrtausende hinweg.**

- Die Intronen sind nicht Sequenzen ohne Merkmalausprägung...

**Nein, sie sind hochverdichtete Gedächtnisspeicher.**

Vergil Ulam hatte Biologie in Zellen nicht aus dem Nichts geschaffen. Er war auf eine natürliche Funktion gestoßen – die Übertragung rassistischer Erinnerung. Er hatte ein bereits existierendes System verändert.

- Es ist mir gleich! Keine Enthüllungen mehr, keine Einsichten mehr. Ich habe genug. Was ist aus mir geworden? Was nützt Offenbarung, wenn sie an einen Dummkopf verschwendet wird?

Er war wieder im Rahmenwerk des Gedankenuniversums. Er sah sich zwischen den Bildern um, den symbolischen Ursprüngen verschiedener Zweige von Information, dann zu den Ringen über seinem Kopf. Sie glommen jetzt grün.

**Du bist BEKÜMMERT. Berühre sie!**

Er reichte hinauf und berührte sie wieder.

Mit einem Ruck streckte er sich aus in die Zwischenschicht und begann, sich in den Bernard des Makro-Maßstabs zu integrieren; den Tunnel der Auflösung hinauf in die warme Dunkelheit des Laboratoriums. Es war Nacht – oder jedenfalls Schlafenszeit.

Er lag auf seinem Feldbett, kaum in der Lage, einen Arm zu bewegen.

**Wir können deine Körperform nicht länger erhalten.**

- Was?

**Du wirst bald wieder in unseren Bereich zurückgezogen werden, innerhalb von zwei Tagen. All deine Arbeit im Makro-Maßstab muß bis dahin abgeschlossen sein.**

- Nein...

**Wir haben keine Wahl. Wir haben es lange genug hinausgezögert. Wir müssen umwandeln.**

»Nein! Ich bin nicht bereit! Das ist zuviel!« Er merkte, daß er schrie, und die Angst gab ihm die Beweglichkeit zurück. Er fuhr hoch und saß auf dem Rand des Feldbettes, das grotesk von Schwielen verformte Gesicht schweißtriefend.

»Wollt ihr wieder gehen? Einfach weggehen?« Suzy hielt die Hand des Bruders fest. Kenneth machte vor dem Aufzug halt. Die Tür ging auf.

»Es ist hart, einfach wieder menschlich zu sein, weißt du«, sagte er. »Es ist einsam. Also werden wir zurückgehen, ja.«

»Einsam? Und wie, glaubt ihr, wird mir zumute sein? Ihr seid wieder tot.«

»Nicht tot, Sämling. Du weißt das.«

»Ihr könntet es genausogut sein.«

»Warum kommst du nicht zu uns?«

Suzy begann zu zittern. »Kenny, ich fürchte mich.«

»Sieh mal, sie haben dich verlassen, wie du wolltest. Und sie werden dich gehen lassen. Obwohl ich nicht weiß, was du dort draußen anfangen willst. Die Stadt ist nicht mehr für Menschen gemacht. Du wirst ernährt und wirst leben, aber... Suzy, alles verändert sich. Die Stadt wird sich noch mehr verändern. Du wirst im Wege sein... aber sie werden dir nicht weh tun. Wenn du es so willst, werden sie dich wie einen Nationalpark unter Schutz stellen.«

»Komm mit mir, Kenny! Du und Howard und Mama! Wir könnten zurückgehen...«

»Brooklyn existiert nicht mehr.«

»Mein Gott, du bist wie ein Geist oder was. Ich kann nicht vernünftig mit dir reden.«

Kenny zeigte zum Aufzug. »Sämling...«

»Hör auf, mich so zu nennen, verdammt! Ich bin deine Schwester, du Gruselgespenst! Ihr wollt mich da draußen einfach allein lassen...«

»Das ist deine Wahl, Suzy«, sagte Kenneth.

»Oder mich zu einer Gliederpuppe machen.«

»Du weißt, daß wir keine Gliederpuppen sind, Suzy. Du fühltest, wie sie sind, was sie für dich tun können.«

»Aber ich würde nicht mehr *ich* sein!«

»Hör auf zu jammern! Wir alle verändern uns.«

»Nicht so!«

Kenneth sah geschmerzt aus. »Als kleines Mädchen warst du nicht so. Hattest du jemals Angst, erwachsen zu werden?«

Sie starrte ihn an. »Ich bin immer noch ein kleines Mädchen«, sagte sie. »Ich bin langsam. Alle sagen das.«

»Hattest du jemals Angst, aus dem Kindesalter herauszukommen? Das ist der Unterschied. Wir haben diese Angst nicht und konnten uns weiterentwickeln. Du könntest auch erwachsen werden.«

»Nein«, sagte Suzy und wandte sich vom Aufzug weg. »Ich gehe zurück und spreche mit Mama.«

Kenny hielt sie am Arm zurück. »Sie sind nicht mehr da«, sagte er. »Es ist sehr anstrengend, so wiedererbaut zu sein.«

Suzy starrte ihn mit offenem Mund an, dann sprang sie in den Aufzug und drückte sich gegen die Rückwand. »Fährst du mit mir hinunter?«

»Nein. Ich gehe zurück. Wir lieben dich noch immer, Sämling. Wir werden über dich wachen. Du wirst mehr Mütter und Brüder und Freunde haben, als du jemals wissen wirst. Und vielleicht wirst du uns einmal bei dir aufnehmen.«

»Du meinst, in mich aufnehmen, wie die anderen?«

Kenneth nickte. »Wir werden immer in der Nähe sein. Aber wir werden unsere Körper nicht für dich wiedererbauen.«

»Ich möchte jetzt nach unten«, sagte sie.

»Also abwärts«, sagte Kenneth. Die Aufzugtüren begannen sich zu schließen. »Leb wohl, Suzy! Sei vorsichtig!«

»Kennnethhh!« Aber die Tür schloß sich, und der Aufzug sank abwärts. Sie stand da und fuhr sich mit den Fingern durch das lange, strähnige Blondhaar.

Die Tür öffnete sich.

Das Foyer war ein Geflecht grauer, massiv aussehender Bögen, welche die Masse des Turmhauses trugen. Sie stellte sich vor – oder erinnerte sich vielleicht, was sie ihr gezeigt hatten –, daß der Aufzugschacht und das Restaurant alles waren, was vom ursprünglichen Gebäude geblieben war, eigens für sie.

Wohin sollte sie gehen?

Sie betrat den grau und rot gesprenkelten Boden – nicht Teppich, nicht Beton, sondern etwas leicht Elastisches, wie Kork. Ein braun und weiß geflecktes Laken – das letzte, was sie von dieser besonderen Substanz zu Gesicht bekam – glitt über die Aufzugtür hinab und versiegelte sie mit einem leise zischenden Geräusch.

Sie ging durch das Geflecht der Bögen, stieg über zylindrische Buckel in der roten und grauen Oberfläche, verließ den Schatten des umgewandelten Wolkenkratzers und stand in halbbewölktem Tageslicht.

Der Turm, in dem sie sich aufgehalten hatte, stand allein. Der andere war abgetragen. Alles, was vom World Trade Center geblieben war, war ein runder Turm um die Aufzugschächte, glatt und glasklar grau in manchen Bereichen, rau und schwarz gefleckt in anderen, und da und dort sah sie Verästelungen durch das äußere Material empordringen.

Zwischen dem umgewandelten Platz, der mit gefiederten, baumähnlichen Gewächsen bedeckt war, und dem Ufer gab es nichts, was eine Höhe von sechs oder sieben Metern überragt hätte.

Sie ging zwischen den gefiederten Wedeln der »Bäume«, die sich sanft auf ihren roten Stämmen wiegten, hinab zum Ufer.

Das Wasser war von einem festen, gelatineartigen Grüngrau, eben wie Glas und genauso glänzend. Sie konnte die unregelmäßigen, organischen Formen von Jersey City sehen, ähnlich einer unheimlichen Sammlung von Kinderspielzeug und Bauklötzen; die Spiegelung im geronnenen Fluß war vollkommen.

Der Wind seufzte angenehm. Es hätte kalt oder wenigstens kühl sein müssen, aber die Luft war warm. In ihrer Brust zog sich ein Schmerz zusammen, den nur Weinen lindern konnte. »Mutter«, sagte sie, »ich möchte bloß sein, was ich bin. Sonst nichts. Nicht weniger.« Und nicht mehr? Suzy, das ist eine Lüge.

Lange stand sie am Ufer, dann wandte sie sich um und machte sich auf den Weg ins Innere der Insel Manhattan.

Für Bernard hatte die lächerliche Umgebung, in der er so viele Wochen verbracht hatte, dem Anschein der geringeren von zwei Wirklichkeiten.

Er arbeitete kaum noch. Meistens lag er auf dem Feldbett, die Tastatur des Datenanschlusses unter dem Arm, dachte nach und wartete. Draußen, das wußte er, wuchsen die Spannungen. Er war der Brennpunkt.

Paulsen-Fuchs und das Aufgebot von Polizei und Militär konnten zwei Millionen Menschen nicht daran hindern, die Gebäude zu überrennen, ihn und das Laboratorium zu zerstören. (Dorfbewohner mit Fackeln; er war zugleich Dr. Frankenstein und das Ungeheuer. Unwissende, ängstliche Dorfbewohner verrichteten Gottes Werk).

In seinem Blut, seinem Fleisch, trug er etwas von Vergil Ulam, etwas von seinen Eltern, etwas von Menschen, die er nie gekannt hatte, von Menschen vielleicht, die seit Jahrtausenden tot waren. In seinem Innern gab es Millionen von Duplikaten seiner selbst, die tiefer in die Noozytenwelt absanken und die ungezählten Schichten von Universen innerhalb der Biologie entdeckten: alt, neu und potentiell.

Und doch – wo war die Versicherungspolice, die Garantie, daß er nicht getäuscht wurde? Wie, wenn sie einfach falsche Träume heraufbeschworen, um ihn zu beruhigen, für die Metamorphose unter Drogen zu setzen? Wie, wenn ihre Erklärungen nichts als ein Zuckerguß von Redensarten wären, ihn aufzumuntern? Er hatte keine Hinweise darauf, daß die Noozyten logen – aber wie konnte man beurteilen, ob und

wann etwas so Fremdes wie die Noozyten log, oder ob »Lügen« für sie überhaupt ein zugänglicher Begriff darstellte?

(Olivia. Sie hatte ihre Verlobung gelöst, erfuhr er viel später, zwei Monate nach ihrer einzigen Verabredung. Am letzten Tag des gemeinsam besuchten Kurses hatten sie einander zugelächelt – und waren ihrer Wege gegangen, hinaus aus dem Leben des jeweils anderen. Er war – was gewesen? Schüchtern, ungeschickt? Zu romantisch, zu sehr verliebt in diesen einen kostbaren, vom Petrarkismus verklärten Abend? Wo war sie? In der nordamerikanischen Biomasse?)

Und selbst wenn er akzeptierte, was ihm gesagt worden war, so war ihm sicherlich nicht alles gesagt worden. Ungezählte Fragen blieben, manche weniger wichtig, die meisten von Bedeutung. Schließlich war er noch immer er ein Individuum (nicht wahr?) und sah einer praktisch unbekanntem Erfahrung entgegen.

Die Befehlsgruppen, die Forscher – keiner antwortete ihm jetzt. Was geschah in Nordamerika mit all den *schlechten* Menschen, deren Gedächtnisinhalte von den Noozyten bewahrt wurden? Freilich waren sie von der Welt, in der sie schlecht gewesen waren, genauso wirksam isoliert wie sie es in den Gefängnissen gewesen waren – weitaus wirksamer isoliert. Aber schlecht zu sein, bedeutete schlechtes, verdorbenes Denken, bedeutete eine Krebszelle in der Gesellschaft zu sein, eine gefährliche und antisoziale Fehlentwicklung, und er dachte dabei nicht bloß an Amokläufer oder Axtmörder. Er dachte an Politiker, die zu gierig oder blind waren, um zu wissen, was sie taten, Wirtschaftsverbrecher, die Tausende von Anlegern um ihre Ersparnisse gebracht hatten, Eltern, die zu dumm waren, um zu wissen, daß man seine Kinder nicht mißhandeln und zu Tode prügeln sollte. Was wurde aus diesen Leuten und den Millionen von krankhaften, kriminellen und antisozialen Elementen in der menschlichen Gesellschaft?

Waren alle unterschiedslos millionenfach dupliziert, oder ließen sich die Noozyten in ihrem Handeln von etwas Überlegung und Urteilsvermögen leiten? Tilgten sie in aller Stille eine Anzahl Persönlichkeiten, oder veränderten sie sie?

Aber wenn die Noozyten sich die Freiheit nahmen, die wirklich gefährlichen und gemeinschaftsschädlichen Elemente auszuschalten, sei es durch Veränderung, sei es durch irgendeine Form von Fixierung oder Lähmung, mußten sie zuvor in ihre Denkprozesse eingedrungen sein und einen allgemeinen Konsens rechtschaffenen Denkens als Maßstab eingeführt haben...

Wer konnte dann sagen, daß sie nicht auch andere veränderten, Menschen mit geringeren Problemen, Leute mit all den Komplexen kleiner Verschrobenheiten und Irrtümer und zeitweiliger Bosheit – Eigenschaften, von denen niemand frei war? Berufsrisiken des Menschseins, des Lebens in einer harten Welt, einer anderen als jener, die die Noozyten bewohnten? Wenn sie wirklich korrigierten und eliminierten und veränderten, wer konnte sagen, wie gut oder schlecht sie darin waren? Wer konnte sagen, daß sie wußten, was sie taten, und hinterher arbeitsfähige menschliche Persönlichkeiten behielten?

Was taten die Noozyten mit Menschen, die der Veränderung nicht standhielten, die verrückt wurden – oder die, wie angedeutet worden war, unvollkommen assimiliert starben und Teilerinnerungen zurückließen, wie Vergils Teilerinnerungen in Bernards eigenem Körper? Wurde auch hier gejätet und ausgelesen?

Gab es in der Noosphäre Politik, gesellschaftliche Wechselwirkungen? Hatten Menschen gleiches Stimmrecht wie Noozyten? Menschen waren natürlich Noozyten geworden – aber waren die echten, die ursprünglichen Noozyten mehr oder weniger hoch angesehen?

War mit Konflikten, mit Revolution zu rechnen?

Oder würde tiefe Stille herrschen, die Ruhe des Grabes, weil der Wille zum Widerstand ausgelöscht war? Für eine strenge Hierarchie war der freie Wille keine wichtige Sache. War die Noosphäre eine strenge Hierarchie, in der es an abweichenden Meinungen oder selbst Kommentaren fehlte?

Er hatte nicht den Eindruck.

Aber wie konnte er Gewißheit erlangen?

Respektierten und liebten sie die Menschen wirklich als Herren und Schöpfer, oder saugten sie sie einfach ein, verdauten die benötigten Informationen und ließen den Rest verrotten, desorganisiert und tot?

War dies alles nur die Furcht vor der großen Veränderung? Die Furcht vor dem völlig Andersartigen, sei es himmlisch oder höllisch, im Gegensatz zu dem schwierigen, oftmals höllischen, aber bekannten Status quo?

Es war kaum anzunehmen, daß Vergil Ulam diese Fragen jemals durchdacht hatte. Vielleicht hatte es ihm an der nötigen Zeit gefehlt, doch selbst wenn ihm die Zeit dafür geblieben war, hatte es einfach nicht Vergil Ulams Wesensart entsprochen, solche Dinge gründlich zu durchdenken. Hervorragend in der wissenschaftlichen Arbeit und ihrer schöpferischen Umsetzung, verantwortungslos und schlampig in der Einschätzung der Folgen.

Galt das nicht für jeden Schöpfer?

Führte nicht jeder große Veränderer letzten Endes einige Menschen – vielleicht sehr viele Menschen – in Kummer, Qual und Tod?

Die armen menschlichen Prometheuse, die ihren Mitmenschen das Feuer brachten.

Edel.

Einstein. Der arme Einstein und sein Brief an Roosevelt: »Ich habe die Dämonen der Hölle losgelassen, und nun müssen Sie

einen Pakt mit dem Teufel unterschreiben, oder ein anderer wird es tun. Jemand, der noch schlimmer ist.< Curie, die mit Radium experimentierte; wie verantwortlich war sie für alle nichtsahnenden Opfer radioaktiver Strahlung, bis hin zu Slotin, mehr als vier Jahrzehnte später?

Hatten Pasteurs oder Salks Arbeiten, oder seine eigene, was das anging, Männern oder Frauen das Leben gerettet, die schließlich Unheil anrichteten, sozialschädlich wurden oder durchdrehten? Unzweifelhaft.

Und dachten die Opfer jemals, daß die Urheber vor Gericht gezerrt werden müßten?

Unzweifelhaft.

So verwirrend.

Bernard schwankte zwischen Schlaf und Alptraum, prallte hart auf der Seite des Alptraums auf und hob sich beim nächsten Ausschwingen in eine Art Ekstase.

Nichts wird jemals wieder sein, wie es war.

Gut! Großartig! War es nicht ohnedies alles schlimm verpfuscht gewesen?

Nein, vielleicht nicht. Erst jetzt.

O Herr, es treibt mich zum Gebet. Ich bin schwach und unfähig, diese Urteile zu fällen. Ich glaube nicht an dich, nicht in einer Form, wie man sie mir beschrieben hat, aber ich muß beten, weil ich in Furcht bin, in unheiliger Angst.

Was haben wir geboren?

Bernard blickte auf seine Hände und Arme herab, die angeschwollen waren, und bedeckt mit weißen Schwielen.

So häßlich, dachte er.

Die Nahrung erschien auf einem hüfthohen, schwammig aussehenden grauen Zylinder am Ende einer von hohen Wänden eingeschlossenen Sackgasse. Suzy blickte auf das Essen, streckte die Hand aus, das allem Anschein nach gebratene Hühnchen zu berühren, und zog den Finger langsam zurück. Das Essen war warm, die Tasse Kaffee dampfte, und alles sah völlig normal aus. Nicht ein einziges Mal war ihr etwas serviert worden, was sie nicht mochte, und nicht ein einziges Mal hatte es zuviel gegeben, oder zuwenig.

Sie beobachteten sie aufmerksam und vergaßen keines ihrer Bedürfnisse. Sie wurde umsorgt wie ein Tier in einem Zoo, wenigstens kam sie sich so vor.

Sie kniete nieder und begann zu essen. Danach setzte sie sich mit dem Rücken an den Zylinder, trank den Rest des Kaffees und schlug sich den Kragen hoch. Es wurde kälter. Sie hatte die warme Jacke ihres Bruders im World Trade Center zurückgelassen – oder was daraus geworden war –, und während der vergangenen zwei Wochen hatte sie kein Bedürfnis danach verspürt. Die Lufttemperatur war immer angenehm gewesen, sogar bei Nacht.

Alles veränderte sich, und das war beunruhigend – oder aufregend. Sie war nicht sicher, was.

Um die Wahrheit zu sagen, hatte Suzy McKenzie sich viel gelangweilt. Sie war nie besonders phantasievoll gewesen, und die Teile des umgewandelten Manhattan, die sie durchwandert hatte, waren nicht nach ihrem Geschmack gewesen. Die großen Kanalrohre, die grüne Flüssigkeit vom Fluß ins Innere der Insel pumpten, die träge wedelnden Fächerbäume, die

Flächen glasig-silbriger Buckel, die Sammlungen von Straßenreflektoren, ausgebreitet über Hunderte von Morgen unregelmäßiger Oberfläche – nichts von alledem hatte sie länger als ein paar Minuten interessiert. Diese Dinge standen in keiner Beziehung zu ihr. Suzy verstand nichts von ihnen und ihren Funktionen.

Sie wußte, daß es alles faszinierend sein sollte, aber es war nicht von Menschen für Menschen, und es war auch nicht Natur im überkommenen, angenehm entspannenden Sinn, und so lag ihr nicht viel daran.

Menschen interessierten sie; was sie dachten und taten, wer sie waren, wie sie sich zu ihr verhielten, und wie sie über sie dachten.

»Ich hasse euch«, sagte sie zu dem Zylinder, als sie Teller und Tasse auf seine Oberfläche stellte. Der Zylinder schluckte sie und versank im Boden. »Euch alle!« schrie sie die Wände der Sackgasse an. Sie umfaßte die Oberarme mit den Händen, um sich warmzuhalten, dann fiel ihr ein, daß es bald dunkel sein würde; sie brauchte eine Schlafgelegenheit. Sie hob Taschenlampe und Radio auf. Die Batterien wurden bereits schwächer, obwohl sie das Radio immer nur für kurze Zeit eingeschaltet hatte. Sie verließ die Sackgasse und starrte in einen Wald von Fächerbäumen, der einen steilen rotbraunen Hügel überwuchert hatte.

Auf der Kuppe der Anhöhe befand sich ein schwarzer Polyeder, dessen Facetten jeweils eine knapp meterlange silbrige Nadel trugen. Auf der Insel gab es viele ähnliche Gebilde. Sie achtete kaum noch darauf. Das Umwandern des Hügels dauerte ungefähr zehn Minuten. Sie kam in ein flaches Tal von der Länge eines Fußballplatzes, umsäumt von sanft gebogenen schwarzen Röhren, deren Durchmesser ungefähr ihrer Taillenweite gleichkam. Die Rohre verschwanden in einer Grube am Ende des Tales. Sie hatte des öfteren an

solchen Kreuzungspunkten geschlafen. Sie ging zum Ende des Tales und kniete in der Mulde nieder, befühlte die Oberfläche mit beiden Händen; sie war ganz warm. Hier konnte sie die Nacht unter den Rohren liegend einigermaßen bequem verbringen.

Im Westen überhauchte purpurner Schein den Himmel. Die Sonnenuntergänge waren gewöhnlich orangefarben und rot, gedämpft; heute hingegen sah der Horizont geradezu elektrisch aus.

Sie schaltete das Radio an und legte das Ohr an den Lautsprecher. Um die Batterien zu schonen, hatte sie die Lautstärke verringert, obwohl sie vermutete, daß es wirkungslos war. Der englische Kurzwellensender, stets zuverlässig, war sofort da. Sie verbesserte die Einstellung und kroch tiefer unter die Rohre.

»... die Unruhen in Westdeutschland konzentrieren sich auf die Forschungseinrichtungen der Pharmek, wo sich Dr. Michael Bernard aufhält, ein mutmaßlicher Träger der nordamerikanischen Seuche. Obwohl diese sich außerhalb Nordamerikas nirgendwo weiter ausgebreitet hat, haben die allgemeine Nervosität und die daraus resultierenden Spannungen nicht nachgelassen. Die Sowjetunion hat ihre Grenzen für Ausländer geschlossen, und...« – der Ton verzerrte sich, und sie stellte die Skala neu ein – »... katastrophale Hungersnot in Rumänien und Ungarn dauert nun schon seit drei Wochen an, und eine Linderung ist nicht in Sicht...«

»... Mrs. Thelma Rittenbaum, das bekannte Medium aus Battersea, berichtet von Traumgesichten, in denen Christus mitten in Nordamerika erschienen sei, die Toten auferweckt und ein Heer um sich gesammelt habe, um den Rest der Welt zu erobern.« (Eine zittrige Frauenstimme auf einem Tonband schlechter Qualität sprach ein paar unverständliche Worte.)

Der Rest der Nachrichten betraf England und Europa; dies gefiel Suzy am besten von allem, denn bisweilen schien es, daß die Welt normal sei, oder sich wenigstens erhole. Für ihre Heimat gab es keine Hoffnung; die hatte sie vor Wochen aufgegeben. Aber andere Völker konnten ein normales Leben führen. Daran zu denken, war tröstlich.

Nicht, daß jemand irgendwo von ihr gewußt oder sich um sie gekümmert hätte.

Sie schaltete das Radio aus, rollte sich enger zusammen und lauschte dem Zischen der Flüssigkeit, die in den Röhren strömte, und leisem, tiefem Ächzen aus den Tiefen des Untergrunds.

Sie schlief, umgeben von Schwärze, im Schein vereinzelter Sterne, die tröstlich zwischen den Umrissen der Röhren vom Himmel blinzelten. Und als sie mitten in einem warmen Traum über einen Kleidereinkauf erwachte...

Etwas wurde um sie gewickelt. Sie strich schläfrig darüber: weich wie Samt, warm. Sie tastete nach der Taschenlampe und leuchtete auf ihre bedeckten Beine und Hüften. Die Decke war anschmiegsam, hellblau mit unbestimmten grünen Streifen – ihre Lieblingsfarben. Wo sie nicht zugedeckt war, fröstelte sie. Sie war zu schläfrig, um sich Fragen zu stellen; sie zog die Decke höher und glitt zurück in ihre Träume. Diesmal war sie ein kleines Mädchen und spielte mit früheren Freundinnen auf der Straße, Freundinnen, die inzwischen herangewachsen und in vielen Fällen fortgezogen waren.

Dann wurden die Gebäude eines nach dem anderen abgerissen. Sie sahen zu, wie Männer mit riesigen Schmiedehämmern daherkamen und das alte braune Backsteinmauerwerk zerschlugen. Sie wandte den Kopf um zu sehen, wie ihre Freundinnen reagierten, und sie waren alle erwachsen oder sogar alt geworden, wichen von ihr zurück und winkten und riefen ihr, sie solle ihnen folgen. Sie begann zu

weinen. Ihre Schuhe klebten am Pflaster, und sie konnte keinen Schritt tun. Als alle Gebäude verschwunden waren, war das Viertel ein eingeebener Platz, wo die Rohre der Wasserleitungen in die Luft ragten, wo in der Höhe eines oberen Stockwerks eine Toilette auf einem Abflußrohr balancierte.

»Die Dinge werden sich wieder ändern, Suzy.« Ihre Schuhe kamen los, und sie wandte sich um und sah Cary, in peinlicher Nacktheit.

»Meine Güte, ist dir nicht kalt?« fragte sie. »Ach nein, es kann dir nichts ausmachen. Du bist bloß ein Geist.«

»Na ja, vielleicht«, sagte Cary lächelnd. »Wir alle wollten dich bloß warnen, weißt du. Es wird sich alles wieder ändern, und wir wollten dir die Wahl lassen.«

»Ich träume nicht, oder?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Wir sind in der Decke. Du kannst mit uns sprechen, wenn du wach bist.«

»In der Decke... ihr alle? Mama und Kenny und Howard?«

»Und viele andere mehr. Dein Vater, wenn du mit ihm sprechen willst. Es ist ein Geschenk«, sagte er. »Eine Art Abschiedsgeschenk. Wir meldeten uns alle freiwillig, aber schließlich gibt es viel mehr von mir und all den anderen, als wir genau genommen benötigen.«

»Ich verstehe nicht, was du sagen willst, Cary.«

»Du wirst es schon schaffen. Du bist ein starkes Mädchen, Suzy.«

Der Traumhintergrund war nebelhaft geworden. Sie standen jetzt beide in orangebrauner Dunkelheit, und der ferne Himmel leuchtete orangefarben, als stünde der Horizont in Flammen. Cary blickte umher und nickte. »Es sind die Künstler. Es gibt so viele Künstler, Wissenschaftler, daß ich mir ganz verloren vorkomme. Aber sobald ich mich entscheide, werde ich einer von ihnen sein. Sie geben uns Zeit. Wir werden geehrt, Suzy.

Sie wissen, daß wir sie gemacht haben, und sie behandeln uns wirklich gut. Weißt du, dort könnten wir zusammen leben«, sagte er und wies in die Dunkelheit hinter sich. »Es gibt einen Ort, wo sie alle denken. Es ist ganz wie im richtigen Leben, in der realen Welt. Es kann so sein, wie es früher war, oder wie es sein wird. Ganz wie du es willst.«

»Ich mache nicht mit, Cary.«

»Nein, ich dachte auch nicht, daß du es tun würdest. Ich selbst hatte keine andere Wahl, als ich dazu kam, aber ich bedauere es nicht. In Brooklyn Heights hätte ich niemals erreicht, was ich jetzt bin.«

»Du bist auch eine Marionette.«

»Ich bin ein Geist.« Er lächelte ihr zu. »Nun, jedenfalls wird ein Teil von mir bei dir bleiben, wenn du sprechen willst. Und ein anderer Teil wird fortgehen, wenn die Veränderung kommt.«

»Es soll wieder so werden, wie es war?«

Er schüttelte den Kopf. »Es wird nie wieder so sein. Und... sieh mal, ich verstehe dies alles nicht, aber es wird nicht allzu lange dauern, bis eine weitere Veränderung eintreten wird. Nichts wird je wieder so sein, wie es war.«

Suzy schaute ihn mit festem Blick an. »Du denkst, es würde mich locken, wenn du nackt erscheinst?«

Cary blickte an seinem Abbild herab. »Daran hatte ich nicht gedacht«, sagte er. »Du siehst daran, wie zwanglos ich geworden bin. Kannst du es dir nicht anders überlegen?«

Sie schüttelte entschieden den Kopf. »Ich bin die einzige, die nicht krank geworden ist.«

»Na, nicht die einzige. Es gibt ungefähr zwanzig, fünfundzwanzig. Wir kümmern uns um sie, so gut wir können.«

Sie zog es vor, einzigartig zu sein. »Vielen Dank«, sagte sie.

»Wie auch immer, du solltest die Decke tragen. Wenn die Veränderung kommt, mußt du dich ganz fest hineinwickeln. Es wird eine Menge Nahrung übrigbleiben.«

»Gut.«

»Ich nehme an, du wirst jetzt bald aufwachen, also werde ich dich nicht länger stören. Du kannst uns sehen, wenn du wach bist, übrigens. Noch eine Weile.«

Suzy nickte.

»Wirf die Decke nicht fort«, ermahnte er sie. »Andernfalls wirst du Schaden nehmen.«

»Ich werde sie nicht wegwerfen.«

»Gut.« Er streckte die Hand aus und berührte ihre gekreuzten Arme mit den Fingerspitzen.

Sie schlug die Augen auf. Der Morgen war gelblichgrau über den Röhren. Die Oberfläche der Grube und die Röhren selbst waren kalt.

Suzy zog die Decke fester um sich und wartete.

Paulsen-Fuchs stand im Beobachtungsraum, hatte sich über den Tisch gebeugt und überlas seine Aufzeichnungen. Er hatte lange genug angestarrt, was auf dem Feldbett in der Isolierkammer lag.

Bernard hatte früh am Morgen seine menschliche Gestalt verloren. Die Kameras hatten die Umwandlung festgehalten. Jetzt lag eine formlose graue und dunkelbraune Masse auf seinem Bett und hing auf zwei Seiten zum Boden herab. Die Masse geriet von Zeit zu Zeit in zuckende Bewegung, als würde sie von einem kurzen, heftigen Schauern ergriffen.

Als er sich noch hatte bewegen können, hatte Bernard die tragbare Tastatur seines Datenanschlusses vom Tisch genommen und zu seinem Feldbett getragen. Das Telefonkabel kam unter der Masse hervor, und die Tastatur war wie der Telefonhörer von ihr bedeckt oder in sie eingeschlossen.

Und Bernard sendete noch immer Botschaften aus, obwohl er nicht sprechen konnte. Der Monitor zeigte einen ungleichmäßigen Informationsfluß an, Bernards Beschreibung seiner Umwandlung.

Das meiste, was in die Tastatur eingegeben wurde, war jedoch unverständlich. Vielleicht war Bernard bereits mehr Noozyt als Mensch.

Die Umwandlung machte Paulsen-Fuchs' Entscheidung nicht leichter. Die protestierende Menge – und die Regierung, in dem sie sich auf ein Minimum von Schutzmaßnahmen beschränkte – hatten verlangt, daß Bernard getötet und die Isolierkammer vollständig sterilisiert werde.

Die Zahl der Belagerer wurde auf über zwei Millionen geschätzt, und wenn ihre Forderungen nicht erfüllt wurden, bestand die Gefahr, daß sie das gesamte Gelände überrennen und Pharmek anzünden oder dem Erdboden gleichmachen würden. Das Militär hatte sich unter Hinweis auf seine Unzuständigkeit für Polizeieinsätze geweigert, Pharmeks Interessen gegen Übergriffe zu schützen; Polizei und Grenzschutz hatten Anweisung, Konfrontationen zu vermeiden und sich auf den reinen Objektschutz zu beschränken. Käme es zu einem Massenansturm, so würde sie von der ersten Welle überrannt, zumal der Innenminister sich die Erlaubnis zum Schußwaffengebrauch vorbehalten hatte. Paulsen-Fuchs konnte nichts zum Schutz der Werksanlagen tun; nur fünfzig Beschäftigte waren noch auf dem Gelände, alle anderen hatte man aus Sicherheitsgründen evakuiert.

Oft hatte er mit dem Gedanken gespielt, den belagerten Komplex zu verlassen und einfach nach Hause zu gehen, oder sich eine Weile in sein Ferienhaus in Spanien zurückzuziehen. Zu vergessen, was geschehen war und was sein Freund Michael Bernard mit sich nach Deutschland gebracht hatte.

Aber Heinz Paulsen-Fuchs war zu lange im Geschäft, und sein Verantwortungsgefühl ließ nicht zu, daß er sich in dieser schwierigen Lage einfach davonmachte.

Als blutjunger Mensch hatte er die Schlacht um Berlin und das Eindringen der Russen miterlebt. Danach war er bemüht gewesen, den ausgenutzten Idealismus seiner Jugend und die Schreckensbilder, in denen er untergegangen war, zu verdrängen und zu allen Fragen des Zeitgeschehens eine möglichst schwer klassifizierbare Haltung einzunehmen, doch war er vor keiner Gefahr und Herausforderung zurückgewichen. Er war bis 1955 in Berlin geblieben, als er und zwei andere die Pharmek gegründet hatten. Die Firma war

im Anschluß an die Contergan-Panik beinahe untergegangen; aber er war nicht zurückgewichen.

Nein, er wollte sich nicht vor der Verantwortung drücken. Er selbst würde den Schalter betätigen, der die sterilisierenden Gase in die Isolierkammer einströmen ließ. Er selbst wollte die Männer des Desinfektions- und Aufräumungstrupps instruieren und beaufsichtigen. Andere mochten darin eine Niederlage sehen, aber er wußte, was die Pflicht von ihm verlangte. Sich in kritischen Situationen nach Spanien abzusetzen, wäre erbärmlich und seiner unwürdig.

Er hatte keine Ahnung, was die protestierende Menge tun würde, sobald Bernard tot wäre. Er verließ den Beobachtungsraum und setzte sich an den Monitor, über dessen Mattscheibe Bernards Botschaft lief.

Er ließ sie noch einmal von vorn anfangen. Er konnte schnell genug lesen, um mit den Worten Schritt zu halten. Wichtig erschien ihm vor allem der Zusammenhang dessen, was Bernard bereits gesagt hatte, mit seinen letzten Äußerungen, um zu sehen, ob sich mehr darin finden ließ als die isolierten Äußerungen erkennen ließen.

Bernards letzte elektronische Tagebucheintragungen, beginnen 08:35:

*Gogarty. Innerhalb von Wochen werden sie verschwunden sein.*

*Ja, sie kommunizieren. Kleine Verwandte. Ausbrüche der »Seuche«, der wir uns nicht einmal bewußt sind – Europa, Asien, Australien – Menschen ohne Symptome. Augen und Ohren, die sammeln, lernen, die unermeßliche Ernte unserer Leben und Geschichte einbringen. Großartige Spione.*

*Heinz – rassische Erinnerung. Derselbe Mechanismus wie Biologik. In jedem von uns sind viele Leben; im Blut, im Gewebe.*

*Belastung lokaler Raumzeit. Zu viele. Direkt durchstoßen... sie können nicht anders. Müssen den Vorteil nutzen. Wir – Sie – können und würden sie vielleicht nicht aufhalten wollen.*

*Sie sind die großartige Leistung. Sie lieben. Sie arbeiten zusammen. Sie haben Disziplin, sind jedoch frei; sie kennen den Tod, sind aber unsterblich.*

*Sie kennen mich durch und durch. All meine Gedanken und Regungen. Ich bin ein Thema in ihrer Kunst, ihrer wundervollen lebendigen »Fiktionen«. Sie haben mich millionenfach dupliziert. Welches Ich schreibt dies? Ich weiß es nicht. Es gibt kein Original mehr.*

*Ich kann in eine Million Richtungen gehen, eine Million Leben führen (und nicht bloß in der »Blutmusik«, sondern in einem Universum des Denkens, der Phantasie!), und dann meine Selbste sammeln, eine Konferenz veranstalten und wieder von vorn beginnen. Narzißmus jenseits des Stolzes; Verwandtschaft und Nähe, bei weitem großartiger als einfach ewig zu leben. (Sie haben sie gefunden!)*

*Jeder von ihnen kann tausend, zehntausend, eine Million Gegenstücke haben, je nach ihrer Qualität, ihrer Funktion. Niemand braucht zu sterben, aber mit der Zeit werden sich alle oder annähernd alle verändern. Die meisten der Million Ichs werden im Laufe der Zeit jede Ähnlichkeit mit dem gegenwärtigen Ich verlieren, denn wir sind unendlich variabel. Unser Verstand arbeitet an der unendlichen Vielfalt des Lebens und seiner Fundamente.*

*Heinz, ich wollte, Sie könnten sich uns anschließen.*

*Wir sind uns des Drucks bewußt, unter dem Sie stehen.*

*(Textunterbrechung 08:47-10:23)*

*Kein Tippen auf die Tasten. In die Tastatur, in die Elektronik.*

*Weiß, Sie müssen vernichten.*

*Warten Sie! Warten Sie bis 11:30! Geben Sie einem alten Freund diese Frist!*

*Mein altes Selbst gefällt mir nicht, Heinz. Ich habe es größtenteils aufgegeben. Verwelkte Stücke gestutzt. Ganze Abschnitte meiner zweiundfünfzig Jahre neu gelebt und neu geformt. Man könnte hier ein Heiliger werden, ohne eine Vielzahl von Sünden zu erforschen. Welcher Heilige weiß nichts von Sünde?*

*(Textunterbrechung 10:35-11:05)*

*Gogarty.*

*CGATCATTAG (UCAGCUGOGAUCGAA) Name jetzt.*

*Gogarty. Erstaunlich, viel zu dicht, viel zu viel sehen, theoretisieren, viel zu viel Sein. Sie wissen in Nordamerika. Bis zum kleinsten haben sie Nordamerika ausgespäht. Unterrichten uns, bereiten vor. Alle gehen zusammen. In tödlicher Furcht, wundervoller Furcht, der feinsten Furcht, Heinz, nicht in den Gedärmen gefühlt, sondern in Gedanken überlegt, nichts kommt ihr gleich. Furcht vor Freiheit jenseits der Beschränkungen jetzt, und scheinbar schon wundervoll frei. Soviel Freiheit, daß wir verändern müssen, um unterzubringen. Unkenntlich.*

*Heinz 11:30 soviel Zeit.*

*11:30 11:30 11:30!*

*Solch ein Ansturm von Gefühl für das Alte, Zuneigung des Huhnes zum Ei, des Menschen zur Mutter, des Schülers zur Schule.*

*Verzweigung. Jemand anders übernimmt das Schreiben.*

*Begegnung mit meinen Selbsten. Befehlsgruppen koordinieren. Feier. So viel, so reichhaltig! Drei von mir bleiben zu schreiben, bereits sehr verschieden. Freunde zurück vom Urlaub. Trunken von Erfahrung der Freiheit, des Wissens.*

*Olivia, wartend...*

*Und Heinz, dies ist ein hinterwäldlerischer Noozytenstum,  
nicht wie Nordamerika. Bald kommt Neues Jahr!*

*NOVA*

(Textende 11:26)

Heinz Paulsen-Fuchs las die letzten Worte vom Bildschirm ab und zog die Brauen hoch. Die Hände auf den Armlehnen des Sessel, blickte er zur Wanduhr auf.

11:26:46

Er blickte zu Dr. Schatz und stand auf. »Öffnen Sie die Tür!« sagte er.

Sie streckte die Hand zum Schalter aus und öffnete die Tür zum Beobachtungsraum.

»Nein«, sagte er. »Zum Labor!«

Sie zögerte.

11:26.52

Er eilte zur Konsole, stieß sie beiseite und betätigte in rascher Folge die drei Schalter.

11:27.56

Die Dreischichtenluke begann sich schwerfällig in Bewegung zu setzen.

»*Herr Paulsen-Fuchs!*«

Er schlüpfte durch die Öffnung in den äußeren Isolationsbereich, noch frostig vom Vakuum, und in den Hochdruckbereich, daß es in seinen Ohren knackte. Von dort mit wenigen Schritten in die Isolierkammer.

11:29.32

Der Raum war von Feuer erfüllt. Einen Augenblick dachte Paulsen-Fuchs, daß Dr. Schatz eine geheimnisvolle Notreinigung begonnen und alles in der Kammer getötet habe.

Aber sie hatte nicht.

11:29.56

Das Feuer erlosch, hinterließ Ozongeruch und etwas wie eine verbogene Linse in der Luft über dem Bett.

Das Feldbett war leer.

11:30.00

Suzy fühlte die Übelkeit und stellte den Teller weg. »Ist es jetzt?« fragte sie die leere Luft. Sie zupfte an ihrem Umhang. »Kenny, Howard, ist es jetzt? Cary?«

Sie stand inmitten einer ebenen, kreisförmigen Fläche, hinter sich den grauen Zylinder, der ihr das Essen gebracht hatte. Die Sonne bewegte sich in unregelmäßigen Kreisen, und die Luft schien zu schimmern. In der vergangenen Nacht, während sie geschlafen hatte, war Cary dagewesen und hatte ihr, soweit sie verstehen konnte, von den bevorstehenden Dingen erzählt. »Cary? Mutter?«

Der Umhang versteifte sich.

»Geht nicht fort!« schrie sie. Die Luft wurde wieder warm, und der Himmel schien mit altem Firnis überzogen. Die Wolken glätteten sich zu öligen Streifen, und der Wind frischte auf und pfiß zwischen dem säulenbestandenen Hügel auf einer Seite der Fläche und dem stacheligen Polyeder auf der anderen hindurch. Die Stacheln des Polyeders glommen blau und zitterten. Dann teilte sich der Polyeder in dreieckige Keile auf; zwischen ihnen drang Lichtschein hervor, rot wie glutflüssige Lava.

»Dies ist es, nicht?« fragte sie weinend. In den Träumen der vergangenen Woche hatte sie soviel gesehen, hatte soviel Zeit mit ihnen verbracht, daß sie über die Frage, was wirklich war und was nicht, in Verwirrung geraten war. »Antwortet mir!«

Ein Zittern lief durch den Umhang, und er schob sich zu einer Kapuze über ihren Kopf. Die Kapuze verschloß sich selbst unter ihrem Kinn und hüllte ihre Stirn in eine dünne, durchscheinende weiße Schicht. Dann wuchs der Umhang um

ihre Finger und bildete Handschuhe, wuchs an ihren Beinen und Füßen abwärts und hüllte sie fest ein, ohne jedoch ihre Bewegungsfreiheit zu beeinträchtigen.

Die Luft roch angenehm nach Früchten und Blumen. Dann nach frischem, warmem Brot. Der Umhang flatterte um ihr Gesicht, und sie versuchte, mit den Fingern daran zu kratzen. Sie wälzte sich am Boden, bis die Stimme in ihren Ohren sagte, sie solle aufhören. Dann lag sie flach in der Mitte des Platzes und starrte durch die Transparenz nach oben.

Sei ruhig! Sei still! Es war ihrer Mutter Stimme, streng, aber gütig. Du bist ein sehr eigenwilliges junges Mädchen gewesen, sagte die Stimme, und du hast alles abgelehnt, was wir dir boten. Nun, ich hätte genauso verfahren können. Jetzt frage ich noch einmal, und entscheide rasch. Möchtest du mit uns gehen?

»Werde ich sterben, wenn ich es nicht tue?« fragte Suzy mit tränenerstickter Stimme.

Nein. Aber du wirst allein sein. Niemand von uns bleibt.

»Sie bringen euch fort!«

Was Cary sagte. Hast du zugehört, Sämling? Das war Kenneth. Sie versuchte, sich den Umhang vom Leibe zu reißen.

»Geht nicht fort!«

Dann komm mit uns!

»Nein! Ich kann nicht!«

Keine Zeit, Sämling. Letzte Chance.

Der Himmel war von einem elektrischen Schwefelgelb, und die Wolken hatten sich zu dünnen zerfaserten Streifen aufgelöst. »Mutter, ist es sicher? Werde ich Angst haben?«

Es ist sicher. Komm mit uns, Suzy!

Ihr Mund war gelähmt, aber in ihrem Geist schien es zu knistern, als wollte er aus den Fugen gehen. *Nein*, dachte sie.

Die Stimmen verstummten. Eine Weile sah sie nichts als rasende rote und grüne Linien, und der Kopf schmerzte sie und ihr war, als müsse sie erbrechen.

Hoch über ihr glitzerte die Luft. Der Boden unter ihr schrumpfte, die Oberfläche wurde rissig und brach auf.

Und für einen schwindelerregenden Augenblick war sie an zwei Orten zugleich, sie war mit *ihnen* – sie hatten sie mitgenommen, und noch in diesem Augenblick sprach sie zu ihrer Mutter, und ihren Brüdern, zu Cary und ihren Freundinnen...

Und sie war auf der zerbröckelnden Fläche, umgeben von den rasch verfallenden Resten des säulenbestandenen Hügels und des stacheligen Polyeders. Die Strukturen zerfielen, als wären sie von spielenden Kindern aus nassem Sand geformt und trockneten nun unter der Sonne und fielen zusammen.

Dann verging das Gefühl, und mit ihm ihre Übelkeit. Der Himmel war blau, obwohl es schmerzte, zu einigen Stellen aufzublicken.

Der Umhang fiel von ihr ab und war vom Staub des Bodens nicht zu unterscheiden.

Sie stand auf und klopfte sich den Staub aus den Kleidern.

Die Insel von Manhattan war eben und leer wie ein Backblech. Im Süden türmten sich Wolken dick und dunkelgrau. Sie wandte sich um. Wo der Nahrungszyylinder gewesen war, standen jetzt Dutzende offener Kisten, die aufs Geratewohl mit Dosen gefüllt worden waren. Auf einer der Dosen lag ein Dosenöffner.

»Sie denken an alles«, sagte Suzy McKenzie. Minuten später begann es zu regnen.

# **TELOPHASE**

*Februar, das nächste Jahr*

*Camusfearna, Wales*

Der Winter des leuchtenden Schnees hatte England schwer getroffen. In dieser Nacht verhüllten die samtschwarzen Wolken die Sterne von Anglesey bis Margate und verstreuten leuchtende blaue und grüne Flocken über Land und See. Wenn die Flocken das Wasser berührten, erloschen sie augenblicklich. Auf dem Land verschmolzen sie zu einer sanft leuchtenden Decke, deren Helligkeit wie Kohlenglut unter dem Blasebalg aufglomm und wieder abnahm, wenn man darauf trat.

Gegen die Kälte hatten sich elektrische Heizgeräte, Thermostate und Wärmepumpen seit Monaten als unzuverlässig erwiesen. Mit Flüssiggas aus Flaschen betriebene Heizstrahler erfreuten sich wachsender Beliebtheit, bis keine mehr zu haben waren, und dann standen sie erst recht hoch im Kurs, denn die Maschinen, die sie herstellten, erwiesen sich gleichfalls als unzuverlässig.

Alte Kohlenöfen und mit Briketts befeuerte Boiler feierten Auferstehung. England und Europa glitten rasch und still in eine frühere, dunklere Zeit zurück. Es war nutzlos, dagegen zu protestieren; die Kräfte, die hier am Werk waren, blieben für die meisten unergründlich.

Die Mehrzahl der Wohn- und Geschäftshäuser blieb einfach kalt. Gleichwohl ging die Zahl der Kranken weiter zurück, eine Entwicklung, die bereits das ganze Jahr über beobachtet worden war.

Es gab keine Grippewellen und Ausbrüche von Infektionskrankheiten. Niemand konnte einen Grund dafür angeben.

Weinkellereien, Brauereien und Destillieren befanden sich in einer schwierigen Situation. Bäckereien sahen sich zu radikalen Produktionsumstellungen gezwungen; die meisten gingen auf die Herstellung von ungesäuerten Broten und Teigwaren über. Mikroskopische Organismen hatten sich überall auf der Welt mit dem Klima verändert und waren so unzuverlässig geworden wie Maschinerien und Elektrizität.

In Osteuropa und Asien gab es Hungersnöte, die Vorstellungen von einem Gottesgericht bestätigten oder Nahrung gaben. Die reichsten Kornkammern der Erde existierten nicht mehr; das Füllhorn der Weizen- und Futtermittellieferungen war leer.

Krieg war keine Option. Funktechnik und Elektronik waren unverlässlich, Waffensysteme, Flugzeuge und Raketen nicht oder nur bedingt einsatzfähig. Im Nahen Osten dauerten die kriegerischen Verwicklungen an, brannten jedoch auf Sparflamme. Auch dort hatten sich die Witterungs- und Klimaverhältnisse geändert, und während des Winters war mehrmals leuchtender Schnee auf Damaskus, Beirut und Jerusalem gefallen.

Mit der Bezeichnung »Winter des leuchtenden Schnees« war alles gesagt, was schiefgegangen war und was weiterhin schiefging; nicht bloß das Wetter.

Paulsen-Fuchs' Citroen stotterte die ungeteerte, holprige, einspurige Landstraße entlang. Die Schneeketten klirrten und mahlen. Er ging sehr schonend mit dem Motor um, trat behutsam aufs Gaspedal, wenn er wegzubleiben drohte, bremste behutsam auf glatten Gefällstrecken, verstand es immer wieder, den Motor in Gang zu halten. Auf dem Beifahrersitz lagen ein Beutel mit Taschenbuch-

Kriminalromanen und ein Picknickkorb, aus dem der Hals einer Flasche ragte.

Wenige Maschinen arbeiteten noch zufriedenstellend. Pharmek war seit sechs Monaten geschlossen, da ernste Instandhaltungsprobleme aufgetreten waren. Anfangs hatte man versucht, die Maschinenausfälle durch vermehrte Einstellungen von Personal auszugleichen, aber es hatte sich bald herausgestellt, daß die Fabriken nicht mit Personal allein produzieren konnten.

Er hielt bei einem Holzpfeiler und kurbelte das Fenster herab, um einen klaren Blick auf die Richtungsangaben zu bekommen. Camusfearna, verkündete ein handgeschnitzter Wegweiser, war in seiner Fahrtrichtung, zwei Kilometer entfernt.

Ganz Wales schien bedeckt mit phosphoreszierendem Meeresschaum. Aus dem schwarzen Himmel kamen Wolken von leuchtenden Flocken, jede aufgeladen mit geheimnisvollem Licht. Er schloß das Fenster und sah Flocken auf die Windschutzscheibe fallen und kurz aufleuchten, als die Scheibenwischer sie erfaßten und beiseitestießen.

Die Scheinwerfer waren ausgeschaltet, obwohl es Nacht war. Er konnte im Schneeleuchten gut genug sehen. Kühlwassersystem und Heizung ließen unheilverkündende gurgelnde Geräusche hören, und er hielt den Wagen mit Fingerspitzengefühl und gutem Zureden in Fahrt.

Fünfzehn Minuten später bog er nach rechts in eine schmale, schneeverhüllte Schotterpiste und fuhr nach Camusfearna hinein. Die winzige Bucht enthielt nur vier Häuser und einen kleinen Bootsschuppen, der gegenwärtig von scharfgezackten, verkrusteten Schollen Meereseis eingeschlossen war. Der warme gelbe Lichtschein aus den Fenstern war durch den Schneefall deutlich sichtbar, aber der Ozean jenseits von ihnen war schwarz und leer wie der Himmel.

Das letzte Haus auf der Nordseite, hatte Gogarty gesagt. Er verpaßte die Abzweigung, rumpelte über gefrorenes Gras und steinigen Boden und wendete, um wieder die Straße zu erreichen.

Seit dreißig Jahren hatte er nichts auch nur halb so Verrücktes getan. Der Motor des Citroen hustete, erstarb und kam zehn Meter vor der alten, schmalen Garage ganz zum Stillstand. Leuchtender Schnee wirbelte und träumte.

Gogartys Haus war ein sehr altes steinernes Fischerhaus, verputzt und weiß getüncht, geformt wie ein Ziegelstein – zwei Geschosse unter einem Schieferdach.

Am Nordende des Hauses hatte man eine Garage angebaut und deren Wellblechdach und Bretterwände gleichfalls weiß gestrichen. Die Garagentür öffnete sich und fügte dem universalen Blaugrün ein trübes gelbliches Viereck hinzu. Paulsen-Fuchs zog die Flasche aus dem Korb, steckte sie in seinen Mantel und stieg aus. Seine Stiefel erzeugten im Schnee kleine leuchtende Druckwellen.

»Bei Gott«, sagte Gogarty, der ihm entgegenkam, »ich hatte nicht erwartet, daß sie bei diesem Wetter versuchen würden, die Reise zu machen.«

»Nun ja«, erwiderte Paulsen-Fuchs. »Die Verrücktheit eines gelangweilten alten Mannes, nicht wahr?«

»Kommen Sie herein! Im Kamin ist ein Feuer – glücklicherweise brennt Holz noch! Und es gibt heißen Tee, Kaffee, was Sie wollen.«

»Irishen Whisky!« rief Paulsen-Fuchs und schlug die behandschuhten Hände zusammen.

»Also«, sagte Gogarty beim Öffnen der Haustür, »dies ist Wales, und Whisky ist überall knapp. Irishen haben wir nicht, bedauerlicherweise.«

»Ich habe selbst welchen mitgebracht«, sagte Paulsen-Fuchs und zog die Flasche Glenlivet unter dem Mantel hervor. »Sehr selten, sehr teuer.«

Die Holzscheite knisterten und knackten anheimelnd im gemauerten Kamin, und der Feuerschein ergänzte die flackernde elektrische Beleuchtung. Das Innere des kleinen Hauses war ein Durcheinander von Tischen und Schreibtischen – drei davon im Wohnzimmer –, Bücherschränken, einem batteriebetriebenen Computer – »Hat seit drei Monaten nicht mehr gearbeitet«, sagte Cogarty –, einer Vitrine mit den Gehäusen von Meeresschnecken und Muscheln und präparierten Fischen, einem alten rosarot gestrichenen, samtbezogenen Sofa, einer mechanischen Olympia-Schreibmaschine – jetzt ein kleines Vermögen wert –, einem Zeichentisch, der unter Papierbogen und Rollen beinahe verborgen war, und mehreren wackligen Holzstühlen. Die Wände waren geschmückt mit gerahmten und kolorierten Kupferstichen des achtzehnten Jahrhunderts, die Blumen darstellten.

Gogarty nahm den Teekessel vom Feuer und füllte zwei Tassen. Paulsen-Fuchs setzte sich in einen der zwei abgenutzten Sessel und schlürfte anerkennend den grünen Tee. Zwei Katzen, eine orangefarbene getigerte mit struppigem Fell, und eine stumpfnasige schwarze Perserkatze, kamen herein, bezogen vor dem Kaminfeuer Stellung und blickten ihn mit gemäßigter Neugierde und Abneigung an.

»Ich werde später einen Whisky mit Ihnen trinken«, sagte Gogarty, als er sich ihm gegenüber niederließ. »Ich dachte, Sie würden vorher gern dies hier sehen.«

»Ihren ›Geist‹?« fragte Paulsen-Fuchs.

Gogarty nickte und griff in die Brusttasche seines Hemdes, der er ein gefaltetes Stück weißen Papiers entnahm und es Paulsen-Fuchs reichte. »Es ist auch für Sie. Unser beider

Namen. Aber es kam vor zwei Tagen hier an. Lag im Briefkasten, obwohl es seit einer Woche keine Postzustellung mehr gegeben hat. Nicht hier draußen. Meinen Brief an Sie habe ich in Pwlllheli aufgegeben.«

Paulsen-Fuchs entfaltete den Brief. Das Papier war ungewöhnlich, von wolkiger Beschaffenheit und beinahe blendend weiß. Eine Seite trug eine Botschaft in sauberer schwarzer Handschrift. Paulsen-Fuchs las sie und blickte zu Gogarty auf.

»Lesen Sie sie noch mal!« sagte Gogarty. Die Botschaft war so kurz, daß das meiste in seinem Gedächtnis geblieben war. Beim zweiten Durchlesen hatte sie sich jedoch geändert.

*Lieber Sean und Heinz.*

*Eine faire Warnung für die Weisen. Ausreichend. Kleine Veränderungen jetzt, große bevorstehend. SEHR große.*

*Sean kann es ausrechnen. Er hat die Mittel. Die Theorie. Andere werden aufmerksam gemacht. Verbreiten Sie die Nachricht.*

*Bernard*

»Jedesmal ist sie anders. Manchmal ausführlicher, manchmal stichwortartig knapp. Ich habe nach jedem Überlesen aufgeschrieben, was sie besagte.« Gogarty streckte ihm die Hand hin und rieb die Finger aneinander. Paulsen-Fuchs gab ihm den Brief zurück.

»Meines Erachtens ist es kein Papier«, sagte Gogarty. Er tauchte den Brief in seine Teetasse. Der Brief nahm nichts von der Flüssigkeit auf, noch tropfte er, als er herausgezogen wurde. Er nahm ihn mit beiden Händen und versuchte, ihn mit einigem Kraftaufwand zu zerreißen. Der Brief blieb unversehrt.

»Möchten Sie noch einmal lesen?«

Paulsen-Fuchs schüttelte den Kopf. »Also ist er nicht echt«, sagte er.

»Doch, er ist echt genug, um hier zu liegen, wann immer ich ihn lesen will. Bloß ist der Text niemals der gleiche, was mich zu der Ansicht gebracht hat, daß er nicht aus Materie gemacht ist.«

»Ein Scherz ist es nicht.«

Gogarty lachte. »Nein, ich denke nicht.«

»Bernard ist nicht tot.«

Gogarty nickte. »Nein. Bernard ging mit seinen Noozyten, und ich glaube, seine Noozyten sind am gleichen Ort wie die nordamerikanischen Noozyten. – Wenn ›Ort‹ das geeignete Wort ist.«

»Und wo sollte das sein? In einer anderen Dimension?«

Gogarty schüttelte energisch den Kopf. »Genau hier. Genau hier, wo alles beginnt. Wir leben natürlich im Makrokosmos, und wenn wir unsere Welt erforschen, neigen wir dazu, den Blick auf die großen äußeren Phänomene zu lenken. Aber die Noozyten gehören dem Mikrokosmos an. Es fällt ihnen schwer, einen Begriff wie den des Universums mit seinen Sternen zu verstehen. Sie richten den Blick nach innen. Für sie liegt das zu Entdeckende in den sehr kleinen Phänomenen. Und wenn wir davon ausgehen können, daß die nordamerikanischen Noozyten sehr rasch eine entwickelte Zivilisation schufen – eine Annahme, die durchaus berechtigt scheint –, dann können wir getrost vermuten, daß sie Mittel und Wege gefunden haben, die sehr kleinen Phänomene zu erforschen.«

»Kleiner als sie selbst.«

»Um einen noch größeren Faktor kleiner als unsere Größe verglichen mit einer Galaxis.«

»Sie sprechen von Quantenlängen?« Paulsen-Fuchs wußte nicht viel von diesen Dingen, doch war er auch nicht völlig ahnungslos.

Gogarty nickte. »Nun ergibt es sich, daß das sehr Kleine meine Spezialität ist. Darum wurde ich gebeten, an dieser Noozyten-Untersuchung teilzunehmen. Der größte Teil meiner Forschungsarbeit beschäftigt sich mit Leptonen und den hypothetischen Rishonen, und ich glaube, wir können unser Augenmerk auf die Submikroskala richten, wenn wir entdecken wollen, wohin die Noozyten gingen, und warum.«

»Haben Sie eine Vermutung, warum?« fragte Paulsen-Fuchs.

Gogarty zog einen Stoß von Papieren über den Tisch, die mit handgeschriebenen Texten und Gleichungen bedeckt waren. »Information kann noch kompakter gespeichert werden als im molekularen Gedächtnis. Es kann in der Struktur der Raumzeit gespeichert werden. Was ist Materie schließlich anderes als eine stehende Welle von Information in Vakuum? Die Noozyten haben dies unzweifelhaft entdeckt und damit gearbeitet – Haben Sie von Los Angeles gehört?«

»Nein. Was ist damit?«

»Noch ehe die Noozyten verschwanden, verschwanden Los Angeles und die Küstenstädte weiter südlich bis Tijuana. Oder, besser gesagt, sie wurden etwas anderes. Ein großes Experiment, vielleicht. Eine Kostümprobe dafür, was jetzt geschieht.«

Paulsen-Fuchs nickte, ohne wirklich zu verstehen, und lehnte sich mit seiner Teetasse zurück. »Es war schwierig, hierher zu kommen«, sagte er. »Schwieriger noch, als ich erwartete.«

»Die Regeln haben sich geändert.«

»Darin scheint allgemeine Übereinstimmung zu bestehen. Aber warum, und in welcher Weise?«

»Sie sehen müde aus«, sagte Gogarty. »Ich schlage vor, daß wir uns einfach entspannen, der Wärme erfreuen und unseren

Verstand über das wiederholte Lesen des Briefes hinaus nicht strapazieren.«

Paulsen-Fuchs nickte wieder, dann lehnte er den Kopf zurück und schloß die Augen. »Ja«, murmelte er. »Viel schwieriger als ich dachte.«

Zur Stunde des Sonnenaufgangs hatte der Schneefall aufgehört. Das Tageslicht verwandelte die Felder und Ufer in harmloses Weiß. Die düsteren Schneewolken waren abgezogen und ihnen folgten harmlos aussehende graue Wattebäusche, die mit dem Westwind einhertrieben. Paulsen-Fuchs erwachte zum Duft von Toast und frischem Kaffee. Er stützte sich auf die Ellbogen und rieb sich das zerzauste Haar. Die Couch, auf der er genächtigt hatte, war ein angenehmes Lager gewesen; er fühlte sich ausgeruht und erfrischt, wenn auch noch unsauber von der langen Reise.

»Wie wäre es mit heißem Wasser für eine Dusche?« fragte Gogarty.

»Wundervoll.«

»Im Duschbad ist es ein bißchen kalt, aber ziehen Sie diese Badeschuhe an, bleiben Sie auf den Holzlatten, und es sollte nicht allzu schlimm sein.«

Sehr viel munterer und wacher – im Duschaum war es unmenschlich kalt gewesen –, setzte sich Paulsen-Fuchs an den Frühstückstisch. »Ihre Gastfreundschaft ist bemerkenswert«, sagte er, als er Toast mit Butter und Marmelade kaute. »Ich fühle mich sehr schuldig an der Art und Weise, wie Sie in Deutschland behandelt wurden.«

Gogarty schürzte die Lippen und winkte ab. »Denken Sie sich nichts dabei! Alle standen unter Streß, was verständlich ist.«

»Was sagt der Brief heute morgen?«

»Lesen Sie selbst!«

Paulsen-Fuchs entfaltete das blendend weiße Blatt und fuhr mit dem Zeigefinger die sauber geschriebenen Buchstaben und Wörter entlang.

*Lieber Heinz, lieber Sean. Sean hat die Antwort. Dehnung der Theorie, zu intensive Beobachtung. Schwarzes Loch der Gedanken. Wie er sagte. Theorie paßt, Universum ist geformt. Nicht anders herum. Zu viel Theorie, zu wenig Flexibilität. Mehr steht bevor. Große Veränderungen.*

*Bernard*

»Sonderbar«, sagte Paulsen-Fuchs. »Und es ist dasselbe Blatt?«

»Soweit ich es beurteilen kann, dasselbe.«

»Was will er diesmal sagen?«

»Ich denke, er bestätigt die Richtung meiner Arbeit, obwohl er sich nicht sehr klar ausdrückt. Vorausgesetzt, Sie lesen die Botschaft genauso wie ich. Sie werden das Gelesene abschreiben müssen, damit wir vergleichen können.«

Paulsen-Fuchs schrieb den Text auf ein Blatt Papier und reichte es Gogarty.

Der Physiker nickte. »Diesmal viel ausdrücklicher.« Er legte das Blatt weg und schenkte Kaffee nach. »Geradezu beschwörend. Er scheint zu bestätigen, was ich letztes Jahr sagte – daß das Universum tatsächlich keinen Unterbau hat, daß, wenn eine gute Hypothese daherkommt, eine, welche die vorausgegangenen Ereignisse erklärt, der Unterbau sich selbst entsprechend formt, und eine überzeugende Theorie geboren wird.«

»Dann gibt es letzten Endes keine Realität?«

»Anscheinend nicht. Schlechte Hypothesen, die nicht damit übereinstimmen, was auf unserer Ebene geschieht, werden

vom Universum zurückgewiesen. Gute, überzeugende, werden einverleibt.«

»Das muß für den Theoretiker höchst verwirrend sein.«

Gogarty nickte. »Aber es gibt mir die Möglichkeit zu erklären, was mit unserer Erde geschieht.«

»So?«

»Das Universum bleibt nicht immer dasselbe. Eine brauchbare Theorie kann die Realität nur für eine gewisse Zeit bestimmen, und dann muß das Universum ein paar Veränderungen einführen.«

»Die Denkgelände umstürzen, damit wir nicht selbstzufrieden werden?«

»So ist es. Aber Realität kann in ihrer Veränderung nicht beobachtet werden. Sie muß sich auf einer Ebene verändern, die durch Beobachtung nicht fixiert ist. Als unsere Noozyten also alles auf der kleinsten möglichen Ebene beobachteten, war das Universum unfähig, flexibel zu handeln, sich umzuformen. Es baute sich eine Art Spannung auf. Die Noozyten erkannten, daß sie sich in der Welt der Makrokosmos nicht länger halten konnten, also... nun, ich kann wirklich nicht mit irgendeiner Gewißheit sagen, was sie taten. Aber als sie gingen, wurde die Spannung plötzlich gelöst und verursachte einen Bruch. Die Dinge sind jetzt aus dem Lot. Die Veränderung war zu abrupt, sie führte zu Ungleichheiten in der Anpassung. Das Ergebnis ist ein Universum, das mit sich selbst nicht übereinstimmt, das widersprüchliche Phänomene zuläßt, jedenfalls in unserer Nachbarschaft. Wir bekommen leuchtenden Schnee, unzuverlässige Maschinen, ein sanftes Chaos. Und es mag sanft sein, weil...« Er schnitt eine Grimasse und zuckte die Achseln. »Mehr zerschlagenes Porzellan, fürchte ich.«

»Nur heraus damit!«

»Weil die Noozyten versuchen, so viele von uns zu retten, wie sie können. Für etwas Späteres.«

»Die ›großen Veränderungen‹.«

»Ja.«

Paulsen-Fuchs betrachtete Gogarty eine Weile nachdenklich, dann schüttelte er den Kopf. »Ich bin zu alt«, sagte er. »Wissen Sie, der Aufenthalt in England hat mich an den Krieg erinnert. So ungefähr muß es in England während der Luftoffensive gewesen sein – Sie nannten es den ›Blitz‹. Und so wurde es in Deutschland gegen Kriegsende.«

»Im Belagerungszustand«, sagte Gogarty.

»Ja. Aber wir Menschen sind chemisch sehr empfindlich ausbalanciert. Glauben Sie, die Noozyten versuchen die Sterblichkeitsrate zu drücken?«

Gogarty zuckte abermals die Achseln und griff zu dem Brief. »Ich habe dieses Ding tausendmal gelesen, und gehofft, es würde einen Hinweis auf diese Frage geben. Nichts. Keine Andeutung.« Er seufzte. »Ich kann nicht einmal eine Vermutung wagen.«

Paulsen-Fuchs steckte den letzten Bissen Toast in den Mund und kaute genießerisch. »Letzte Nacht hatte ich einen ziemlich lebhaften Traum«, sagte er. »In diesem Traum wurde ich gefragt, wieviele Händedrucke ich von jemand entfernt sei, der in Nordamerika lebte. Meinen Sie, das könnte bedeutsam sein?«

»Nichts ignorieren«, sagte Gogarty. »Das ist mein Motto.«

»Was sagt der Brief jetzt? Lesen Sie vor!«

Gogarty entfaltete das Blatt und schrieb die Botschaft sorgsam mit. »Ziemlich unverändert«, sagte er, nachdem er verglichen hatte. »Moment – ein Wort ist hinzugefügt ›große Veränderungen bald‹.«

Sie unternahmen einen Spaziergang in dem von flüchtigen Wolkenschatten unterbrochenen Sonnenschein. Ihre Stiefel knirschten im Schnee, komprimierten ihn zu Eis. Die Luft war bitterkalt, aber der Wind hatte nachgelassen. »Besteht

Hoffnung, daß alles wieder ins Lot kommen und zum Normalzustand zurückkehren wird?« fragte Paulsen-Fuchs.

»Wer kann es sagen? Ich würde die Frage bejahen, wenn wir es nur mit den Kräften der Natur zu tun hätten. Aber Bernards Botschaften sind nicht sehr ermutigend, nicht wahr?«

Sie gingen weiter, bis Gogarty stehenblieb, dampfenden Atem von sich blies und plötzlich sagte: »Ich bin unwissend. Wie erfrischend, das zu sagen: *Unwissend*. Ich bin unbekanntem Kräften ebenso ausgesetzt wie dieser Baum.« Er wies zu einer gekrümmten und knorrigen alten Fichte auf einem Felsen über dem Strand. »Von nun an können wir nur abwarten.«

»Dann luden Sie mich nicht hierher ein, damit wir nach Lösungen suchen können.«

»Nein, selbstverständlich nicht.« Gogarty trat versuchsweise auf eine gefrorene Pfütze. Das Eis zerbrach, aber darunter war kein Wasser. »Es schien einfach so, daß Bernard uns hier haben wollte, oder zumindest beisammen.«

»Ich kam mit der Hoffnung auf Antworten.«

»Tut mir leid.«

»Nein, das stimmt nicht ganz. Ich kam auch hierher, weil ich in Deutschland gegenwärtig nichts zu tun habe. Auch anderswo nicht. Ich bin ein Unternehmer ohne Firma, ohne Arbeit. Zum ersten Mal seit Jahren bin ich frei, Risiken einzugehen.«

»Und Ihre Familie?«

»Wie Bernard, habe auch ich mit den Jahren verschiedene Familien abgelegt. Haben Sie eine?«

Gogarty bejahte. »Letztes Jahr waren sie in Vermont, wo sie meine Schwiegereltern besuchten.«

»Verzeihen Sie meine Frage«, sagte Paulsen-Fuchs.

Als sie zum Haus zurückgekehrt waren, im Kamin ein frisches Feuer entfacht hatten und mehr Tassen heißen Kaffees tranken, hatte Bernards Botschaft den folgenden Wortlaut:

*Lieber Sean, lieber Heinz –  
Letzte Botschaft. Geduld. Wie viele Handschläge sind Sie von jemandem entfernt, der jetzt fort ist? Einen Handschlag. Nichts ist verloren. Dies ist der letzte Tag.*

*Bernard*

Sie lasen den Text beide gemeinsam. Gogarty faltete das Blatt und legte es zur Aufbewahrung in die Schublade. Eine Stunde später, bewegt von einem prickelnden Vorgefühl, öffnete Paulsen-Fuchs die Schublade, um den Brief ein weiteres Mal zu lesen.

Er war nicht mehr da.

*London*

Suzy beugte sich aus dem Fenster und nahm einen tiefen Atemzug von der kalten Luft. Sie hatte niemals etwas so Schönes gesehen, nicht einmal das Leuchten des East River, als sie die Brooklyn Bridge überquert hatte. Der leuchtende Schnee war einfach überwältigend, ein eleganter Schlußsatz, der das Ende einer verrückt gewordenen Welt verkündete. Soviel stand für sie fest. In den neun Monaten, die sie bisher in London verbracht hatte, in einer kleiner Wohnung, die ihr von der amerikanischen Botschaft bezahlt wurde, hatte sie verfolgen können, wie die Stadt zu einem krampfartigen, zitternden Stillstand gekommen war. Sie hatte sich die meiste Zeit in ihrer Wohnung verborgen, aus dem Fenster gespäht und immer weniger Automobile und Lastwagen gesehen, mehr und mehr Fußgänger, als der leuchtende Schnee tiefer wurde, und dann...

Weniger Fußgänger und mehr, vermutete sie, die in den Häusern blieben. Eine amerikanische Konsulatsbeamtin kam einmal wöchentlich zu ihr. Ihr Name war Laurie, und manchmal brachte sie Yves mit, ihren Verlobten, der trotz seines französischen Namens gebürtiger Amerikaner war.

Laurie kam immer, brachte Suzy ihre Lebensmittel, ihre Kinderbücher und Zeitschriften und brachte Nachrichten, was immer es davon noch gab. Laurie sagte, »die Luftwellen« würden zunehmend schwieriger. Das bedeutete, daß die Leute kaum noch etwas mit ihren Radios anfangen konnten. Suzy hatte ihres noch immer, obwohl es ausgefallen war, seit sie es beim Besteigen des Hubschraubers hatte fallen lassen. Es hatte

einen großen Sprung und zischte und knisterte nicht einmal, wenn sie es einschaltete, aber es war eines der wenigen Dinge, die ihr gehörten.

Sie wandte sich vom Fenster und schloß die Augen. Es schmerzte sie jedesmal, wenn sie sich erinnerte, was geschehen war. Das Gefühl des Verlustes, allein in der Mitte des abgeräumten Manhattan zu stehen und sich dumm vorzukommen. Der Hubschrauber war ein paar Wochen später gelandet und hatte sie an Bord des riesigen, vor der Küste liegenden Flugzeugträgers gebracht.

Dann hatte man sie über den Ozean nach England befördert und eine Wohnung für sie in London gefunden; eine hübsche kleine Wohnung, wo sie sich die meiste Zeit wohl fühlte. Und Laurie kam und brachte die Dinge, die Suzy brauchte.

Aber heute war sie nicht gekommen, und nach Dunkelwerden kam sie nie. Der Schnee war sehr dick und leuchtete hell. Hübsch.

Seltsamerweise fühlte Suzy sich überhaupt nicht einsam.

Sie schloß das Fenster und ließ die kalte Luft draußen. Dann stand sie vor dem langen Spiegel in der Tür des Kleiderschranks und sah die leuchtenden Schneeflocken in ihrem Haar schmelzen und verglimmen. Sie mußte darüber lächeln.

Das Innere des Kleiderschranks war dunkel und ziemlich leer. Die Rohre der Dampfheizung ratterten, genau wie zu Hause. »Hallo«, sagte sie zu den wenigen Kleidern im Schrank. Sie zog ein langes Kleid heraus, das sie vor sechs Monaten zu einem von der Botschaft veranstalteten Ball getragen hatte. Es war von einem herrlichen Smaragdgrün, und sie sah sehr gut darin aus.

Seit jenem Anlaß hatte sie es nicht getragen, und das war eine Schande.

Sie stand bei der Heizung und zog sich das Kleid aus, stieg in das lange grüne Abendkleid. Wollte man die Königin sehen, wurde man nur in einem Abendkleid vorgelassen, nicht wahr? Das leuchtete ein.

Sie zog es über die Schultern und wand sich hin und her, bis es richtig saß. Dann zog sie den Reißverschluß hoch, so weit sie konnte, und trat wieder vor den Spiegel, drehte sich von einer Seite zur anderen und lächelte sich zu.

In den ersten paar Monaten war sie bei den Leuten der Botschaft sehr beliebt gewesen. Alle mochten sie. Später hatten sie jedoch aufgehört, sie einzuladen, weil die Botschaft ein gutes Stück entfernt war, und der Verkehr immer unzuverlässiger und komplizierter zu bewältigen war.

Tatsächlich, dachte Suzy, als sie das hübsche Mädchen im Spiegel betrachtete, würde es ihr es nichts ausmachen, jetzt gleich zu sterben.

Es war so schön draußen. Selbst die Kälte war schön. Die Kälte fühlte sich anders an als früher in New York, und nicht etwa, weil es englische Kälte war. Kälte, so dachte sie bei sich, fühlte sich überall verschieden an.

Wenn sie stürbe, könnte sie in den leuchtenden Schnee eingehen, höher hinauf in die dunklen Wolken, dunkel wie der Schlaf. Sie könnte Mutter und Cary und Kenneth und Howard suchen gehen. Wahrscheinlich waren sie nicht in den Wolken, aber Suzy wußte, daß sie nicht tot waren...

Sie runzelte die Stirn. Wenn sie nicht tot waren, wie könnte sie sie dann durch das Mittel des Sterbens finden? Sie war so dumm! Sie verabscheute es, dumm zu sein. Sie hatte es immer schon verabscheut.

Und doch – Mutter hatte ihr immer gesagt, daß sie ein wundervolles Mädchen sei und alles so gut tue, wie sie es könne (obwohl es immer Besseres gab, wonach zu streben sich lohnte). So war Suzy mit einer gewissen Selbstzufriedenheit

aufgewachsen, hatte sich selbst gemocht, hatte andere gemocht, und nie hatte sie wirklich jemand anders sein wollen, oder etwas anders, was das anging.

Sie wollte sich nicht verändern, bloß um besser zu sein. Obwohl man stets das Bessere anstreben sollte.

Es war sehr verwirrend. Alles veränderte sich. Sterben bedeutete Veränderung. Wenn ihr das nichts ausmachte, dann...

Der Schnee draußen machte ein Geräusch. Sie lauschte am Fenster und hörte ein angenehmes Summen, wie von Bienen in einem blühenden Strauch. Ein warmes Geräusch für eine kalte Nacht.

»Wie seltsam«, sagte sie. »Ja, wie seltsam, wie seltsam.« Sie sang die Worte, aber das Lied war albern und sagte nichts über ihre Empfindungen aus, die ein Sich-abfinden waren, ein...

Annehmen.

Vielleicht war es nicht der Schnee, der das Geräusch machte. Sie wischte den Kondensbelag von der Fensterscheibe und ging zurück zum Bett, das Licht auszuschalten, um besser zu sehen. Wenn der Schnee in die eine oder die andere Richtung geblasen wurde, dann war es der Wind, der das Geräusch verursachte. Es hörte sich aber nicht wie Wind an.

Hinnahme und Einsamkeit.

Wo war Laurie? Wo alle waren. Zu Hause, am Fenster, in den Schnee hinausblickend, wie sie es tat. Aber Laurie hatte wahrscheinlich Yves bei sich. Es war nicht gut, einsam zu sein, am... sie schluchzte unerwartet und schluckte es hinunter.

Ja, das war es, sie konnte es fühlen ... am letzten Abend der Welt.

»Hu«, sagte sie, breitete das lange Kleid aus und setzte sich auf einen der Stühle. Sie wischte sich die Augen. Das war plötzlich über sie gekommen, unerwartet. Sie war einfach verrückt. Und dumm, wie immer.

Aber nicht ängstlich.

Annehmen.

Die Schranktür knarrte, und sie wandte sich um, erwartete beinahe, Laurie hinter den Kleidern zu sehen. (Die Wohnung hatte ihr sofort gefallen, wegen des Kleiderschranks.)

Im Innern des Kleiderschranks schneite es. Lichtflocken sanken über die Kleider herab. Sie fröstelte und stand langsam auf, strich das Kleid glatt und ging mit zögernden Schritten auf den Schrank zu. Konfettlicht spielte über das Innere, die hölzerne Rückwand, die Kleider, sogar die Bügel.

Sie zog die Schranktür weiter auf und sah sich selbst im Spiegel. Hinter dem Glas war sie umringt von glänzenden Lichtblasen, wie Millionen von Kohlensäurebläschen in einem Glasbottich mit Bier.

Suzy beugte sich näher zum Spiegel. Das Gesicht, das ihr dort entgegenblickte, war nicht ihres, nicht genau. Sie berührte ihre Lippen, dann streckte sie die Hand aus und legte die Fingerspitzen an das kalte, glasige Bild.

Kälte und Glätte lösten sich auf. Die Fingerspitzen wurden warm. Suzy wich zurück, bis sie gegen den Stuhl stieß.

Das Abbild trat aus dem Spiegel und lächelte ihr zu.

Nicht bloß sie selbst. Auch ihre Mutter. Ihre Großmutter. Und vielleicht die Urgroßmutter, und die Ururgroßmutter. Hauptsächlich Suzy, aber auch sie. Alle in einer. Sie lächelten ihr zu.

Suzy langte hinter sich, den Reißverschluß ihres Kleides höherzuziehen. Das Abbild breitete die Arme aus, und es war hauptsächlich Suzys Mutter, und Suzy lief auf sie zu und barg ihr Gesicht an der Mutter Schulter, am samtgrünen Stoff des Kleides. Sie weinte nicht.

»Den Schrank?« sagte sie, die Stimme gedämpft durch den Stoff an ihrem Mund.

Das Abbild – jetzt eher Suzy ähnlich – schüttelte den Kopf und nahm Suzy bei der Hand. Da fiel es Suzy ein. Als die umgewandelte Stadt verschwunden war und sie in der Einöde zurückgelassen hatte – nachdem sie sich geweigert hatte, mit Cary und all den anderen zu gehen –, hatte sie sich verdoppelt gefühlt.

Sie hatten sie kopiert.

Hatten die Kopie mit sich genommen, für alle Fälle.

Und nun hatten sie sie zurückgebracht, um die ursprüngliche Suzy zu treffen. Die Kopie hatte sich verändert, und zum Vorteil. Sie war ganz Suzy und ganz ihre Mutter, und alle anderen, individuell aber zusammen vereint.

Das Abbild führte Suzy zur Rückwand der Wohnung, gegenüber dem Fenster. Sie stiegen auf das Bett und standen und lächelten einander an.

Bereit? fragte das Abbild stumm.

Suzy blickte über die Schulter zurück zum summenden Schnee, dann fühlte sie den warmen, festen Griff der Hand. Wie viele Handschläge von Amerika?

Wieso, überhaupt keinen Handschlag.

»Werden wir dort, wohin wir gehen, so dumm sein wie hier?« fragte Suzy.

Nein, antwortete das Abbild stumm, nun ganz Suzy.

Suzy konnte es in ihren Augen sehen. Cary hatte recht gehabt. Sie fixierten Leute.

»Gut. Ich habe es wirklich satt, schwer von Begriff zu sein.«

Das Abbild hob die Hand, und gemeinsam rissen sie die Tapete herunter. Es war ganz einfach. Das Papier ließ sich mühelos abziehen, und die Wand ging einfach auf.

Jenseits der Wand war Schnee, aber nicht wie der Schnee vor dem Fenster. Dieser Schnee war weitaus schöner.

Für jeden lebenden Menschen mußte es eine Million Schneeflocken geben. Alle tanzten zusammen.

»Wir werden nicht den Schrank brauchen?« fragte Suzy.

Der kommt nicht mit, wohin wir gehen, sagte das Abbild. Zusammen kauerten sie nieder, fertigmachen, bereithalten –

Und sie sprangen vom Bett durch die Öffnung in der Wand.

Das Gebäude erzitterte, als wäre irgendwo eine schwere Tür zugefallen. In der Nacht tanzten die leuchtenden Schneeflocken ihren wirbelnden Tanz. Die schwarzen Wolken darüber wurden durchsichtig, und Suzy sah alle Richtungen gleichzeitig. Es war eine köstliche und beängstigende Art zu sehen.

Kurz vor Tagesanbruch ließ der Sturm nach. Die Erde lag still, als die Hemisphäre der Dunkelheit von ihr wich.

Der Tag begann zögernd, warf einen breiten orangegrauen Schimmer über den wellenlosen Ozean und das stille Land. Konzentrische Lichtkreise flohen von der trüben Sonne.

Suzy konnte weit hinausblicken. (Sie war so winzig, und doch konnte sie überallhin sehen, sehr große Dinge sehen!)

Die inneren Planeten warfen lange Schatten durch einhüllenden Dunst. Die äußeren Planeten schienen in ihren Umlaufbahnen zu schwanken, und erblühten dann in kaleidoskopischer Pracht, streckten kaltleuchtende Arme aus, um ihre verlorenen Monde daheim willkommen zu heißen.

Die Erde hielt für die Dauer eines langen, bebenden Seufzers in dem Wirbel zusammen. Als ihre Zeit kam, waren die Städte und Dörfer, die Häuser, Hütten und Zelte so leer wie abgelegte Kokons.

Die Noosphäre schüttelte ihre Schwingen. Wo ihre Spitzen sich berührten, tanzten die Sterne, feierten, wurden leuchtende Schneeflocken.

# **INTERPHASE**

*Gedankenuniversum*

Der neunzehnjährige Michael Bernard saß im Klamshak-Restaurant Olivia gegenüber. Über ihrem Tisch hingen der müde Kugelfisch, die Plastikhummer und Korkschwimmer, nicht sehr originell.

Sie hatte ihm gerade von der Auflösung ihrer Verlobung erzählt. Er schaute auf den Tisch und spürte, daß jetzt ein völlig anderes Potential zwischen ihnen war. Die Bahn war frei geworden.

»Ein gutes Essen«, sagte Olivia und faltete die Hände hinter ihrem Teller, der mit Austernschalen und Garnelenschwänzen überhäuft war. »Danke. Ich habe mich sehr gefreut, als du anriefst.«

»Ich kam mir bloß albern vor«, sagte Bernard. »Letztes Mal benahm ich mich wie ein rechter Einfaltspinsel.«

»Nein. Du warst sehr galant.«

»Galant? – Hm.« Er lachte.

»Ich bin darüber hinweg. Zuerst war es ein Schock, aber...«

»Das kann ich mir denken.«

»Weißt du, als er es mir sagte, dachte ich einfach daran, wieder zur Schule zu gehen und weiterzumachen. Als ob die Auflösung einer Verlobung überhaupt nichts wäre. Es schmerzte erst, als er ging und als ich an dich dachte.«

»Gibst du mir noch eine Chance?«

Olivia lächelte. »Nur wenn du mich weiter so angenehm unterhalten kannst wie jetzt.«

*Nichts ist verloren. Nichts ist vergessen  
Es war im Blut, im Fleisch,  
und nun ist es für alle Zeit.*